Christoph Columbus,

der

Entdecker der neuen Welt.

Ein Volksbuch

zur Belehrung und Unterhaltung.

Bearbeitet

nach den besten Originalquellen

von

Dr. Fr. Förster.

Mit Stahlstichen, Landkarten und Facsimile.

Dritter Band.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1842.

24 B 4

[BA]YERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Fünftes Buch.

Columbus' vierte Entdeckungsreise 1502.

1.

Ankunft im Hafen von St. Domingo. — Er darf das Land nicht betreten.

Am 9. Mai 1502 ging Columbus von Cadix aus zu seiner vierten Entdeckungsreise unter Segel. Sein Geschwader bestand aus vier Caravelen, von denen die größte nur siebenzig Tonnen, die kleinste funfzig Tonnen laden konnte; die gesammte Mannschaft belief sich auf einhundert funfzig Köpfe. Mit dieser geringen Ausrüstung und so kleinen Fahrzeugen unternahm er es, eine Straße aufzusuchen, die, wenn er sie fand, ihn zu den entferntesten Meeren führen und die vollständige Umschiffung der Erde möglich machen mußte. Das Alter nahte ihm mit raschen Schritten; als er diese gefahrvolle und ausgedehnte Reise unternahm, war er nach unserer Berechnung sechsundfunfzig, nach anderen sechsundsechzig Jahre alt. Sein

Körper, von Haus aus sehr kräftig, war durch Anstrengung unter allen Himmelsstrichen, und mehr noch durch Gemüthsbewegungen, geschwächt worden. Seine Gestalt, einst so mächtig und gebietend, war jetzt gebeugt, doch selbst in ihrem Verfall noch Ehrfurcht einflößend. Die Kraft seines Geistes, die wir zuweilen schwanken, wenn auch noch nicht erliegen sahen, richtete sich mit jugendlichem Muthe auf, und trieb ihn zu einem beschwerlichen und gefahrvollen Unternehmen in einem Alter, wo Andere sich nach Ruhe sehnen.

Auf dieser mühevollen Reise hatte er an seinem Bruder Bartolomeo einen treuen Rathgeber, einen unverzagten und muthigen Beistand, und an seinem vierzehnjährigen Sohne Fernando, der ihm mit zutraulicher Liebe zugethan war, einen muntern Reisegefährten. Er hatte solchen Trost schätzen gelernt, da er sich nur zu oft als vereinzelter Fremdling von falschen Freunden und verrätherischen Feinden umgeben sah.

Von Cadix fuhr die Armada nach Ercilla an der Küste von Marokko, wo sie am dreizehnten Mai vor Anker ging. Da man in Erfahrung gebracht, daß die portugiesische Besatzung von den Mauren belagert würde, hatten die Herrscher den Admiral beauftragt dort zu landen und den Christen allen nur möglichen Beistand zu leisten. Als sie ankamen, erfuhren sie, daß die Belagerung aufgehoben sei, der Commandant aber an einer Wunde krank darnieder liege. Der Admiral sendete seinen Bruder, den Adelantado, seinen

Sohn und die Capitains der Caravelen an das Land, um dem Commandanten ihre Aufwartung zu machen und ihm die guten Dienste seines Geschwaders anzubieten. Ihr Besuch und Anerbieten wurden sehr gut aufgenommen und einige Officiere beordert, dem Admiral einen Gegenbesuch zu machen. Einige davon waren Verwandte der verstorbenen Gemahlin Columbus', einer Portugiesin von edler Familie, Donna Felipa Muñoz.

Nach dieser gegenseitigen Höflichkeitsbezeigung ging der Admiral noch an demselben Tage wieder unter Segel und setzte seine Fahrt weiter fort. Am 20. Mai kam er bei Groß-Canaria an und verweilte hier und auf den Nachbarinseln einige Tage, um Holz und Wasser einzunehmen. Am 25. segelte er weiter der neuen Welt zu. Die Passatwinde wehten so günstig, daß das kleine Geschwader leicht dahinflog, ohne auch nur ein Segel zu wenden. Am 15. Juni kamen sie bei einer der caraibischen Inseln an, die von den Eingebornen Mantinino genannt wird.*) Nachdem sie hier drei Tage verweilt hatten, um Holz und Wasser einzunehmen und der Schiffmannschaft Zeit zur Wäsche zu gönnen, segelte das Geschwader gen W. nach der, ungefähr zehn Seemeilen entfernten, Insel Sta. Dominica. Von hier schiffte der Admiral innerhalb der Antillen nach Sta. Cruz, dann längs der Südseite von Porto rico nach St. Domingo. Dies war gegen den ursprünglichen Plan des

*) Nach Navarrete's Vermuthung die jetzige Insel St. Lucia.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Fünftes Buch.

Columbus' vierte Entdeckungsreise 1502.

1.

Ankunft im Hafen von St. Domingo. — Er darf das Land nicht betreten.

Am 9. Mai 1502 ging Columbus von Cadix aus zu seiner vierten Entdeckungsreise unter Segel. Sein Geschwader bestand aus vier Caravelen, von denen die größte nur siebenzig Tonnen, die kleinste funfzig Tonnen laden konnte; die gesammte Mannschaft belief sich auf einhundert funfzig Köpfe. Mit dieser geringen Ausrüstung und so kleinen Fahrzeugen unternahm er es, eine Straße aufzusuchen, die, wenn er sie fand, ihn zu den entferntesten Meeren führen und die vollständige Umschiffung der Erde möglich machen mußte. Das Alter nahte ihm mit raschen Schritten; als er diese gefahrvolle und ausgedehnte Reise unternahm, war er nach unserer Berechnung sechsundfunfzig, nach anderen sechsundsechzig Jahre alt. Sein

Körper, von Haus aus sehr kräftig, war durch Anstrengung unter allen Himmelsstrichen, und mehr noch durch Gemüthsbewegungen, geschwächt worden. Seine Gestalt, einst so mächtig und gebietend, war jetzt gebeugt, doch selbst in ihrem Verfall noch Ehrfurcht einflößend. Die Kraft seines Geistes, die wir zuweilen schwanken, wenn auch noch nicht erliegen sahen, richtete sich mit jugendlichem Muthe auf, und trieb ihn zu einem beschwerlichen und gefahrvollen Unternehmen in einem Alter, wo Andere sich nach Ruhe sehnen.

Auf dieser mühevollen Reise hatte er an seinem Bruder Bartolomeo einen treuen Rathgeber, einen unverzagten und muthigen Beistand, und an seinem vierzehnjährigen Sohne Fernando, der ihm mit zutraulicher Liebe zugethan war, einen muntern Reisegefährten. Er hatte solchen Trost schätzen gelernt, da er sich nur zu oft als vereinzelter Fremdling von falschen Freunden und verrätherischen Feinden umgeben sah.

Von Cadix fuhr die Armada nach Ercilla an der Küste von Marokko, wo sie am dreizehnten Mai vor Anker ging. Da man in Erfahrung gebracht, daß die portugiesische Besatzung von den Mauren belagert würde, hatten die Herrscher den Admiral beauftragt dort zu landen und den Christen allen nur möglichen Beistand zu leisten. Als sie ankamen, erfuhren sie, daß die Belagerung aufgehoben sei, der Commandant aber an einer Wunde krank darnieder liege. Der Admiral sendete seinen Bruder, den Adelantado, seinen

Sohn und die Capitains der Caravelen an das Land, um dem Commandanten ihre Aufwartung zu machen und ihm die guten Dienste seines Geschwaders anzubieten. Ihr Besuch und Anerbieten wurden sehr gut aufgenommen und einige Officiere beordert, dem Admiral einen Gegenbesuch zu machen. Einige davon waren Verwandte der verstorbenen Gemahlin Columbus', einer Portugiesin von edler Familie, Donna Felipa Muñoz.

Nach dieser gegenseitigen Höflichkeitsbezeigung ging der Admiral noch an demselben Tage wieder unter Segel und setzte seine Fahrt weiter fort. Am 20. Mai kam er bei Groß-Canaria an und verweilte hier und auf den Nachbarinseln einige Tage, um Holz und Wasser einzunehmen. Am 25. segelte er weiter der neuen Welt zu. Die Passatwinde wehten so günstig, daß das kleine Geschwader leicht dahinflog, ohne auch nur ein Segel zu wenden. Am 15. Juni kamen sie bei einer der caraibischen Inseln an, die von den Eingebornen Mantinino genannt wird.*) Nachdem sie hier drei Tage verweilt hatten, um Holz und Wasser einzunehmen und der Schiffmannschaft Zeit zur Wäsche zu gönnen, segelte das Geschwader gen W. nach der, ungefähr zehn Seemeilen entfernten, Insel Sta. Dominica. Von hier schiffte der Admiral innerhalb der Antillen nach Sta. Cruz, dann längs der Südseite von Porto rico nach St. Domingo. Dies war gegen den ursprünglichen Plan des

*) Nach Navarrete's Vermuthung die jetzige Insel St. Lucia.

Admirals, welcher war: nach Jamaica und von da nach dem Festlande zu segeln, um dessen Küsten wegen der muthmaßlichen Durchfahrt zu untersuchen. „Bis hierher — schreibt Columbus in seinem Berichte an die Herrscher aus Jamaica vom 7. Juli 1503 — hatten wir das Wetter nach Herzenswunsch (á pedir por la boca), allein die Nacht, in welcher ich Dominica erreichte, war sehr stürmisch, und so blieb es auch.

„Als ich bei Española ankam, schickte ich das Brief-Paquet nach St. Domingo und ließ bitten, mir für mein Geld, aus Gefälligkeit, ein Schiff zu schicken, weil eines von den meinigen nicht mehr seefähig war und die Segel nicht tragen konnte. Sie nahmen die Briefe an und werden es selbst am besten wissen, ob sie darauf geantwortet haben.*) Was mich betrifft, so wurde mir von dorther verboten an das Land zu steigen, oder auch nur vor Anker zu gehn. Den Leuten, die mich begleiteten, sank der Muth, aus Furcht, daß ich sie zu weit führen würde; sie sagten, man würde im Fall eines Unglücks ihnen hier keine Hülfe leisten, vielmehr ihnen irgend eine große Beleidigung zufügen. Einigen davon beliebte es sogar zu

*) „las cartas tomaron, y sabran si selas dieron la repuesta.“ Der Abbate Morelli übersetzt: „le quali lettere Vostre Maestà sapranno, se le hanno ricevute.“ — Bossi: „lettres, que vous seuls pouvez me dire si vous les avez vues.“ Weder der Italiener, noch der Franzose scheinen den ironischen Sinn dieser Stelle verstanden zu haben.

sagen, daß der Comendador (Bobadilla, oder Ovando) über die Länder, die ich erobert, zu gebieten habe. Der Sturm während dieser Nacht war furchtbar und zerstreute meine Schiffe. Ein jeder von uns wurde nach einer anderen Seite verschlagen, es blieb uns keine andere Hoffnung als der Tod, ein jeder von uns hielt die anderen für verloren. Wer wäre nicht — und wenn es Hiob selbst gewesen — vor Verzweiflung gestorben, wenn er, wie ich, erlebt hätte, daß man ihm, als es sich um mein, meines Sohnes, meines Bruders, meiner Freunde Leben handelte, bei solchem Unwetter das Land und den Hafen verbot, die ich nach dem Willen Gottes, Blut schwitzend (sudando sangre), für Spanien erobert hatte.*) Endlich gelangte ich wieder zu den Schiffen, welche der Sturm von mir getrennt hatte. Unser Herr ließ mich sie wiederfinden, als es ihm gefiel. Das Fahrzeug, für welches man am meisten besorgt war, hatte die hohe See erreicht und sich nach der Insel Gallega geflüchtet; es verlor seine Schaluppe und wir alle einen großen Theil unserer Vorräthe. Unser Herr errettete dasjenige, auf welchem ich mich befand, so daß es, obschon fürchterlich umhergeschleudert, dennoch kei-

*) Ein schriftliches Verbot, Española nicht zu betreten, wie Irving mit Berufung auf spanische Geschichtschreiber annimmt, scheint Columbus nach diesen Aeußerungen nicht von dem Könige und der Königin erhalten zu haben. Auch findet sich keines dergleichen in den ihm ertheilten Instructionen, wie ich bereits oben bemerkt habe.

nen Schaden litt. Mein Bruder befand sich auf dem, für welches wir besorgt sein mußten und war es, der nächst Gott es rettete. Unter diesen Stürmen suchte ich auf allen vieren (à gatas, d. h. so gut es gehen wollte) Jamaica zu erreichen. Das Meer wurde ruhiger, und eine große Strömung riß mich, ohne daß ich Land sah, bis zu dem Garten der Königin (Jardin de la Reina). Von hier schiffte ich dem Festlande zu, trotz des Sturmes und einer starken Gegenströmung; ich schlug mich mit Unwettern sechzig Tage herum und konnte nicht mehr als siebenzig Seemeilen machen. Während dieser ganzen Zeit lief ich in keinem Hafen ein, und war auch keine Möglichkeit einzulaufen. Der Sturm tobte fort und fort, Wolkenbrüche, Donner und Blitze schienen uns den Untergang der Welt anzukündigen. Ich erreichte das Vorgebirge Gracias à Dios *), und als ich von hier weiter segelte, verlieh mir der Herr günstigen Wind und gute Strömung. Dies geschah am 12. September. Achtzig Tage lang wurde ich unaufhörlich von einem so heftigen Sturme umhergetrieben, daß ich während dieser Zeit weder die Sonne, noch die Sterne sah; die Schiffe waren leck geworden, die Segel zerrissen, die Anker, die Taue und ein großer Theil der Vorräthe

*) Der italienische und französische Uebersetzer sehen das Vorgebirge Gracias à Dios für einen frommen Ausruf an und übersetzen: ringraziai Iddio! und avec le secours de Dieu; Columbus gab diesem Vorgebirge, wo das Wetter günstiger wurde, den Namen „Gott sei's gedankt!"

waren verloren gegangen. Die Matrosen waren sehr krank und alle ganz verzagt, viele thaten das Gelübde in das Kloster zu gehn (la promesa de religion), keiner war, der nicht irgend ein Weihgeschenk oder eine Pilgerung gelobte. Oft geschah es, daß einer des anderen Beichte anhörte. Ich habe schon so manchen Sturm erlebt, allein keinen von solcher Dauer und Heftigkeit. Viele, die für unerschrocken galten, sah man mehr als einmal verzagen. Die Bekümmerniß über den Sohn, den ich bei mir hatte, zerriß mir das Herz, zumal da ich ihn in dem zarten Alter von dreizehn Jahren so großer Anstrengung ausgesetzt und diese von ihm ertragen sah. Unser Herr verlieh ihm so viel Muth, daß er die anderen noch aufmunterte, er legte Hand mit an, als ob er schon achtzig Jahr mit zur See gewesen wäre, und er war es, der mir Trost zusprach. Mehrmals lag ich krank darnieder und stand schon an der Pforte des Todes; ich commandirte das Schiff von einer kleinen Kammer (camarilla) aus, welche ich mir auf dem Verdeck hatte aufschlagen lassen. Mein Bruder befand sich auf dem allerschlechtesten Schiffe; dies machte mir großen Kummer und zwar um so mehr, als ich ihn gegen seinen Willen mitgenommen. Ich aber habe es nach zwanzigjährigem so beschwerlichen und gefahrvollen Dienste so weit gebracht, daß ich heutigen Tages in Spanien nicht einen Dachziegel mein nennen kann; wenn ich essen, oder schlafen will, so muß ich in das Wirthshaus oder in die Kneipe gehn und sehr oft fehlt mir das Geld, die Zeche zu bezahlen.

„Noch ein anderer Schmerz riß mir das Herz zwischen den Schultern heraus (me arrancaba el corazon per las espaldas): die Erinnerung an meinen Sohn Diego, den ich so verwaist in Spanien, meiner Ehre und meines Eigenthums beraubt, zurückgelassen, obschon ich überzeugt bin, daß gerechte und dankbare Fürsten allda ihm alles und sogar mit reichen Zinsen wiedererstatten werden."

Bevor wir Columbus' fernere Schicksale auf seiner Reise vernehmen, wollen wir zuvor noch die Zustände der Insel Española seit der Ankunft des neuernannten Gouverneurs kennen lernen.

2.

Bobadilla's Absetzung, Einschiffung und Untergang.

Ovando stieg am 15. April 1502 zu San Domingo an das Land. Er hatte, noch bevor er in den Hafen einlief, an Bobadilla einen Officier, durch welchen er sich anmelden ließ, abgeschickt und wurde von dem Comendador am Ufer mit herkömmlicher Feierlichkeit empfangen. Sobald er innerhalb der Stadt angekommen war, begab er sich in das Fort, ließ in Gegenwart sämmtlicher Beamten die königlichen Befehle verlesen, und Bobadilla legte, ohne den geringsten Widerspruch, sogleich sein Amt nieder. Die vorgeschriebenen Eide wurden geleistet, alle Förmlichkeiten beobachtet, und der neue Gouverneur empfing von allen Seiten die Versicherungen des Gehorsams und der Treue.

Ovando trat sein Amt mit Gelassenheit und Klugheit

an; er behandelte Bobadilla mit so rücksichtsvoller Höflichkeit, die der Roheit, mit welcher der Letztere Columbus seiner Würden beraubt hatte, ganz entgegengesetzt war. Die Bedeutungslosigkeit eines bloßen Dienstranges ohne persönliches Verdienst erkannte man bei dem, was Bobadilla begegnete. In demselben Augenblicke, als er aufhörte Comendador zu sein, hörte die Wichtigkeit, die er sich beigelegt hatte, auf. Er sah sich am ersten von denjenigen verlassen, welche er am meisten begünstigt hatte und erfuhr die Werthlosigkeit einer Volksliebe, die er nur dadurch, daß er den Leidenschaften der Menge geschmeichelt, gewonnen hatte. Nirgend aber wird erwähnt, daß eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet worden sei, und las Casas, welcher sich in der Begleitung Ovando's befand, erzählt, daß er von den Colonisten kein hartes Wort über ihn vernommen habe. Dagegen erfuhr Roldan's und seiner Mitschuldigen Benehmen eine strenge Untersuchung, mehrere wurden verhaftet, um in Spanien vor Gericht gestellt zu werden. Sie ließen sich indessen nicht einschüchtern; dem Einflusse ihrer Freunde in Spanien vertrauend, verließen sie sich auf die wohlbekannte Geneigtheit des Bischofs von Badajoz, alle diejenigen in Schutz zu nehmen, welche sich Columbus widersetzt hatten.

Die Flotte, welche Ovando herübergeführt hatte, war bald wieder segelfertig; sie sollte eine Anzahl der Rädelsführer, Schwindler und Herumtreiber am Bord nehmen, um sie nach Spanien zu bringen. Bobadilla bestieg das

Admiralschiff, an dessen Bord er eine ungeheure Masse Goldes, den, während seiner Verwaltung gesammelten, Gewinn, brachte, womit er alle, von ihm begangenen, Fehler wieder gut zu machen mit Zuversicht hoffte. Es befand sich dabei ein Stück gediegenen Goldes, von welchem in den alten spanischen Chroniken viel erzählt wird. Eine Indianerin fand es in einem Bach auf den Feldmarken Francisco's de Garay und Michael's Diaz. Bobadilla hatte es gegen eine angemessene Entschädigung von den Eigenthümern erworben, um es den Herrschern zu überreichen; es sollte, wie man erzählt, eintausend sechshundert Castellanos gewogen haben.*)

Auf dieser Flotte schifften die Gesellen Roldan's und andere Abenteurer Gold in großen Massen ein; kein Körnchen war dabei, an welchem nicht der Schweiß und das Blut der unglücklichen Indianer hing.

Unter den verschiedenen Personen, welche das Admiralschiff aufnahm, befand sich auch der unglückliche Guarionex, der einst so mächtige Cazike der Königs-Ebene. Seit seiner Gefangennehmung in dem Kriege gegen Higuay hatte er in dem Fort Concepcion eingekerkert gesessen und wurde nun gefesselt nach Spanien gesendet.

Auf eines der Schiffe hatte Alonzo de Carvajal, der Geschäftsführer des Admirals, viertausend Goldstücke gethan, um sie ihm zu bringen, da sie ein Theil seines Eigenthums

*) Eine nähere Angabe des Werthes wird sogleich folgen.

waren, welches Bobadilla herauszugeben gezwungen worden war.*) Die Vorbereitungen waren gemacht und die Flotte

*) Columbus thut dieser Stücke Erwähnung in dem, von uns bereits mitgetheilten Briefe an die Amme des Infanten, in welchem er schreibt: „Um das Herz Ihrer Hoheiten zu erfreuen und damit sie einsehen möchten, von welcher Wichtigkeit meine Angelegenheit wäre, hatte ich Goldstücke von der Größe der Hühner- oder Gänseeier bei Seite legen lassen, die ich selbst an den Hof zu bringen gedachte, deren mich aber der Comendador Bobadilla beraubt hat."

Jenes große Stück gediegenen Goldes, welches Bobadilla mitnahm, war in den Goldwäschen des Flusses Hayna, acht Stunden von St. Domingo, gefunden worden. Da dieses Stück verloren ging, sind über die Größe desselben übertriebene Angaben verbreitet worden: man verglich es mit einem der großen Brode (hogaza) von Alcala, die man in Sevilla verkauft. Herrera erzählt (Dec. I, lib. 5.), „die Spanier hätten ein gebratenes Spanferkel darauf gelegt, um wie die Könige von goldenen Schüsseln zu speisen." Ueber das Gewicht dieser Goldstufe sind sechs verschiedene Angaben vorhanden. Oviedo giebt das Gewicht auf eine Arrobe und sieben Pfund (also auf 32 Pfd.) an; Peter Martyr auf 3310 Castellanos; las Casas auf 3600 Castellanos; Don Fernando auf mehr als 30 Pfd., Herrera auf 3600 pesos. Durch ein Mißverständniß hat Wytfliet, welcher unter den Castellanos Pfunde verstand, das Gewicht auf 3310 Pfd. angegeben; v. Humboldt berechnet mit großer Genauigkeit das Gewicht jenes vom Meere verschlungenen Goldstückes auf 34 Pfd. — Die größten jemals gefundenen Stufen gediegenen Goldes sind: 1) die im Jahre 1821 zu Anson County in Nord-Carolina (N.Amerika) gefundene von 44,33 Pfd. 2) Eine dem Grafen Cavarras gehörende von 25,74 Pfd. 3) Eine Goldstufe im Cabinet des Bergamtes zu St. Petersburg, im Ural gefunden: 21,61 Pfd. Das nach Spanien aus der neuen Welt in den Jahren

war bereit in die See zu gehn, als am 29. Juni Columbus mit seinem Geschwader an der Mündung des Flusses ankam. — Aus dem bereits mitgetheilten Schreiben des Admirals an die Herrscher wissen wir, daß ihm der Gouverneur Ovando nicht gestattete an das Land zu gehn, oder auch nur zur Ausbesserung seiner Schiffe in dem Hafen zu verweilen. — Las Casas hält es für wahrscheinlich, daß Ovando Befehl von dem Könige hatte, Columbus nicht landen zu lassen, und daß ihm anderweitige Bedenken hierzu bestimmt hätten. St. Domingo war in diesem Augenblicke mit des Admirals heftigsten Feinden angefüllt, von denen viele, wegen der neuerdings gegen sie eingeleiteten Untersuchung, sich in sehr gereizter Stimmung gegen ihn befanden.

Fernando und andere spanische Biographen und Geschichtschreiber führen an: Columbus habe damals als ein erfahrener Seemann aus verschiedenen Anzeichen das Heranziehen eines schweren Unwetters vorausgesehen und Ovando, obwohl dieser ihm die Aufnahme verweigert, dennoch wohlmeinend gewarnt, die Flotte nicht auslaufen zu lassen. Er selbst erwähnt in seinem Briefe nichts von dieser Warnung, erzählt jedoch ausführlich, mit welcher Noth er bei jenem Unwetter zu kämpfen hatte; Bobadilla sollte ein noch schwereres Loos treffen. Ohne die Anzeichen zu kennen, welche

1492 bis 1500 eingeführte Gold betrug nach A. v. H. nicht mehr als jährlich 2000 Mark.

Leipzig, d. Engl. Kunst-Anstalt.   A. H. Payne sclps.

Bobadillas Untergang.

einen Orkan befürchten ließen, war er mit seiner Flotte ausgelaufen und hatte die Zurückfahrt nach Spanien angetreten. Kaum aber war nach zweitägiger Fahrt die Armada bis an die östliche Spitze von Española gekommen, als der Gewittersturm mit entsetzlicher Wuth losbrach und Himmel und Erde unter Schutt und Trümmern begraben zu wollen schien. Das Schiff, an dessen Bord sich Bobadilla, Roldan, der gefesselte Cazik Guarionex und eine Anzahl der geschworensten Feinde des Admirals befanden, wurde mit Mann und Maus verschlungen, mit ihnen, außer jener großen Goldstufe von vierunddreißig Pfund, der ganze Schatz Bobadilla's. Zugleich mit dem Admiralschiffe gingen noch drei Schiffe zu Grunde, die übrigen kehrten im schlechtesten Zustande nach St. Domingo zurück. Nur ein einziges, und zwar dasjenige, welches viertausend, Columbus zugehörige, Goldstücke von verschiedenem Gewicht am Bord hatte, bestand, obschon es das schlechteste Fahrzeug war, den Sturm glücklich.

3.

Columbus' weitere Entdeckungsfahrt von Española nach dem Vorgebirge Gracias à Dios.

Da sich der Admiral in seinem Berichte an die Herrscher aus Jamaica (vom 7. Juli 1503) über die Fahrt von Española bis zu dem Vorgebirge Gracias à Dios, obschon sie zwei Monate währte, sehr kurz faßt, so ergänzen wir denselben durch die, in dem Tagebuche seines Begleiters, des

königlichen Schatzmeisters Porras und in der, von seinem Sohne Fernando verfaßten, Lebensbeschreibung enthaltenen, Nachrichten, wobei wir Irving's Erzählung folgen.

Als dem Admiral auf so schnöde Weise untersagt wurde, Zuflucht in dem Hafen und auf der Küste zu suchen, wo er einst die neue Welt zuerst mit dem freudigen Zurufe: „Land!" begrüßt und das castilianische Banner aufgepflanzt hatte, wendete er sich gen Südwest, um das Festland aufzusuchen. Bald aber sah er sich durch den Sturm genöthigt, wieder umzukehren und in dem Hafen Hermoso, westlich von St. Domingo, einzulaufen, wo es ihm glückte, seine, vom Sturme zerstreuten, Schiffe wieder zu sammeln. Nachdem er hier einige Tage geruht, um die Fahrzeuge auszubessern und der Mannschaft Erholung zu gönnen, setzte er die Fahrt weiter fort. Allein schon am folgenden Tage nöthigte ihn ein neuer Ausbruch des Sturmes, Sicherheit in Porto Brazil zu suchen. Diesen Hafen, der auch Jacquemel genannt wird, verließ er am 14. Juli und steuerte nun in grader Richtung dem Festlande zu. Das Wetter beruhigte sich vollständig, allein die Strömung führte ihn nach einigen kleinen Inseln in der Nähe von Jamaica, wo man zwar keine Quellen fand, die Matrosen aber in Gruben, die sie an der Küste in den Sand machten, hinreichendes Trinkwasser gewannen.

Das ruhige Wetter hielt an und Columbus kam zu der Gruppe kleiner Inseln an der Südküste von Cuba, denen er im Jahre 1494 den Namen „die Gärten" gegeben

hatte. Kaum hatte er hier angelegt, als der Wind günstig wurde und er seinen Lauf dahin richten konnte, wohin seine Bestimmung ging. Er steuerte gen SW. und entdeckte nach wenigen Tagen am 30. Juli eine kleine Insel von bedeutender Erhebung, ausgezeichnet durch die Mannigfaltigkeit der Bäume, mit denen sie bedeckt war. Darunter befanden sich viele hohe Pinien, weshalb er die Insel: „Isla de Pinos“ nannte. Die Eingebornen nannten sie Guanaca, wie man sie auch gegenwärtig auf einigen Karten genannt findet; auf anderen: Bonacca.

Der Adelantado landete mit zwei gutbesetzten Booten an einer der größeren jener Inseln, welche er ganz besonders grün und fruchtbar fand. Die Bewohner glichen denen der anderen Inseln, außer daß sie kleinere Stirnen hatten. Besondere Aufmerksamkeit erregte ein durch seine Größe und Bauart ausgezeichnetes Boot, welches von einer weiten Reise zurückkehrte. Es war acht Fuß breit und so lang als eine Galeere, jedoch nur aus einem einzigen Baumstamme gezimmert. In der Mitte befand sich eine Art von Zelt oder Cajüte von Palmenblättern, dicht genug, um gegen Sonne und Regen zu schützen; darunter saß der Cazike mit seinen Frauen und Kindern. Vierundzwanzig Indianer ruderten, einer saß am Steuer; man vermuthete, daß dieses Canot von der Provinz Yukatan gekommen sei, welche ungefähr vierzig Seemeilen von dieser Insel entfernt liegt. Die darin befindlichen Indianer schienen keine Furcht vor den Spaniern zu haben, und fuhren ganz unbekümmert an

der Caravele des Admirals vorüber. Das Canot war mit verschiedenartigen Artikeln von Handarbeiten und Bodenerzeugnissen der umliegenden Länder angefüllt, und Columbus war erfreut, hier ohne Kampf und Gefahr eine Sammlung von Proben aller wichtigen Artikel aus diesem Theile der neuen Welt erhalten zu können. Er untersuchte den Inhalt der Ladung mit großer Wißbegierde und Theilnahme. Unter verschiedenen Geräthen und Waffen, die denen glichen, welche er bereits früher bei den Eingebornen gesehen hatte, waren Beile zum Behauen des Holzes, nicht von Stein, sondern von Kupfer, hölzerne Schwerter mit Rinnen auf beiden Seiten des Blattes, in welchen scharfe Steine mit Fäden aus dem Gedärm von Fischen befestigt waren; ganz dieselbe Art Schwerter, die man später bei den Mexicanern fand.*) Auch kupferne Glocken sah Columbus und andere Geräthe von diesem Metall, nebst rohgearbeiteten Tiegeln, worin dasselbe geschmolzen wurde, Gefäße von Thon, Marmor und hartem Holze, Tücher und Mäntel von Baumwollenzeug mit buntgewirkten Mustern; große Vorräthe von Cacaobohnen, eine Frucht, welche den Spa-

*) Diese scharfen Steine waren vermuthlich Obsidian; doch möchten zur Befestigung derselben eher Bast des Palmenbaumes genommen worden sein, da der Gebrauch, mit Fäden aus dem Gedärm der Fische, Seehunde, Seekälber zu binden, mehr nur im Norden angetroffen wird. Anstatt der Steine wurden auch Haifischzähne genommen; ähnliche Waffen befinden sich in der ethnographischen Sammlung (k. Kunstkammer) in Berlin.

niern damals noch unbekannt war, die aber, wie sie später erfuhren, von den Eingeborenen sehr geschätzt wurde, indem sie sich derselben als Nahrungsmittel und als Münze bedienten. Die Spanier lernten aus dieser Frucht das sehr nahrhafte und wohlschmeckende Getränk „Chocolate“ bereiten. Auch ein aus Mais, oder indischem Weizen gebrautes Getränk, unserem Biere ähnlich, lernten sie kennen. Ihre Vorräthe an Lebensmitteln bestanden aus Brod, welches aus Mais und verschiedenen Arten von Wurzeln gebacken worden war, ähnlich dem auf Española.

Von diesen Artikeln wählte Columbus sich alle diejenigen aus, die er für wichtig genug hielt, um sie als Proben nach Spanien zu schicken. Er gab dafür europäische Spielereien, womit er die Indianer höchlich erfreute. Sie schienen weder erstaunt, noch beunruhigt, wenn sie am Bord der Schiffe kamen und sich von Menschen umgeben sahen, die für sie ein so fremdartiges und wunderbares Aussehen haben mußten.

Die Frauen trugen Mantillen, in welche sie sich, wie die maurischen Frauen in Granada, einhüllten, und die Männer baumwollene Tücher um die Hüften. Beide Geschlechter schienen sich sorgfältiger zu kleiden und mehr Schamgefühl zu haben, als die anderen Indianer, welche Columbus bisher gesehen hatte.

Dies und die größere Vollkommenheit ihrer Geräthe und Handarbeiten nahm der Admiral für Anzeichen, daß er sich gebildeteren Völkern nähere. Er versuchte von diesen In=

dianern genauere Kunde über die Nachbarländer zu erhalten; allein da sie eine, von seinen Dolmetschern verschiedene, Sprache redeten, war er nicht im Stande sie genau zu verstehen. Sie erzählten ihm, daß sie so eben von einem im Westen liegenden Lande kämen, welches reich, gewerbthätig und angebaut sei, und bemühten sich, ihm eine Vorstellung von dem Reichthume und der Pracht jenes Landes und Volkes zu geben und drangen in ihm, dorthin zu segeln. Columbus würde wohl daran gethan haben, ihrem Rathe zu folgen; binnen einem oder zwei Tagen wäre er in Yucatan angelangt, die Entdeckung von Mexico und den anderen reichen Ländern Neu-Spaniens wäre die nothwendige Folge davon gewesen, das südliche Weltmeer wär' ihm aufgeschlossen worden und eine Reihe glänzender Entdeckungen würde sein hereinbrechendes Alter mit frischem Ruhme geschmückt haben, anstatt daß es in Trübsinn, Vernachlässigung und getäuschten Hoffnungen zu Ende ging. Die ganze Seele des Admirals war aber jetzt auf die Entdeckung einer Durchfahrt gerichtet; die, nach der Beschreibung der Indianer, gen Westen gelegenen Länder konnte er später besuchen, wenn er mit den Passatwinden an der Küste von Cuba entlang segelte, welche er für asiatisches Festland hielt. Für jetzt war er Willens, das Hauptland aufzusuchen, dessen Berge im Süden sichtbar waren und das dem Anscheine nach nur wenige Meilen entfernt sein konnte. Wenn er sich längs der Küste immer östlich hielt, mußte er endlich dahin gelangen, wo er eine Durchfahrt

zu den Gewürzinseln und den reichsten Ländern Indiens zu finden hoffte.

Noch mehr in seinem Entschlusse, die östliche Richtung beizubehalten, wurde er durch die Aussage der Indianer bestärkt, welche versicherten, daß es nach jener Himmelsgegend hin viele goldreiche Länder gebe. Ein alter Indianer, welcher auf diesen Meeren als ein erfahrner Seemann zu Haus war und klüger als die Anderen zu sein schien, machte ihm diese Mittheilungen. Columbus behielt ihn bei sich, um sich seiner als Führer zu bedienen, während er seine Landsleute mit mancherlei Geschenken entließ.

Nachdem er die Insel Guanaga verlassen hatte, steuerte er gen Süden dem Festlande zu, wo er nach kurzer Fahrt ein Vorgebirg entdeckte, dem er den Namen Carinas gab, weil er es mit Fruchtbäumen, welche die Eingebornen so nannten, bedeckt fand. Gegenwärtig führt es den Namen: C. Honduras. Hier ging der Adelantado Sonntags, d. 14. Aug. an das Land, mit ihm die Capitains der Caravelen und viele von der Mannschaft, um der Messe beizuwohnen, welche der Admiral nach seiner frommen Gewohnheit am Ufer unter schattigen Bäumen feierlich begehen ließ. Am 17. lief der Adelantado, ungefähr funfzehn Seemeilen von jenem Vorgebirge entfernt, in die Mündung eines Flusses ein, stieg an das Land, entfaltete das Banner Castiliens und nahm im Namen der Könige von Spanien Besitz; den Fluß nannte er mit Beziehung auf diese Feierlichkeit: Fluß der Besitz-

nahme (Posesion).*) Hier fand er mehr als einhundert Indianer beisammen, welche Brod, Mais, Fische, Vögel, Gemüse und Früchte verschiedener Art trugen, die sie als Geschenke vor dem Adelantado und dessen Gesellschaft niederlegten und sich dann, ohne ein Wort zu sprechen, entfernten. Der Adelantado ließ hierauf einige Kleinigkeiten unter sie vertheilen, an denen sie großes Vergnügen hatten. Am folgenden Tage erschienen sie an derselben Stelle mit noch größeren Vorräthen und noch zahlreicher wieder. Die Bewohner dieser Umgegend und einer weiten Strecke ostwärts hatten höhere Stirnen, als die Insulaner. Sie redeten nicht dieselbe Sprache und trugen verschiedenen Schmuck. Einige gingen ganz unbekleidet und hatten sich Thier-Figuren auf die Haut eingebrannt; andere trugen Schürzen um die Hüften, noch andere kurze baumwollene Ueberwürfe ohne Aermel, wie sie noch gegenwärtig unter dem Namen „Poncho" in Amerika von den Indianern getragen werden. Die Anführer trugen Mützen von weißer oder gefärbter Baumwolle. Bei ihren Festlichkeiten bemalten sie sich das Gesicht schwarz, mit buntfarbigen Streifen, oder mit Ringeln um die Augen.

*) J. J. Rousseau und A. v. Humboldt nennen dergleichen Besitzergreifungen eine „leere und lächerliche Förmlichkeit." Gehörte das Land schon einem Anderen, so war die Besitznahme rechtlos und spätere Entdecker waren nicht verbunden, jene aufgesteckte Fahne zu respectiren. Die einzige und wahre Besitzergreifung kann nach Rousseau nur darin bestehen: ein wüstes, herrenloses Land urbar zu machen, zu bebauen und zu bewohnen.

Der alte Indianer, den der Admiral als Führer mitgenommen hatte, versicherte ihn, daß sich einige Menschenfresser darunter befänden.

An einem Theile der Küste hatten die Einwohner das Ohrläppchen durchbohrt und vermittelst runder Hölzer ausgeweitet, wie es die Botocuden in den brasilianischen Urwäldern noch jetzt zu thun pflegen. Die Spanier nannten deshalb diese Küste: la Costa de la Oreja (Küste des Ohrs). Von dem Flusse Posesion fuhr Columbus längs der Küste von Honduras weiter, wobei er mit widrigen Winden und mit Strömungen, die mit reißender Gewalt aus Osten ihm entgegen kamen, zu kämpfen hatte. Er verlor beim Laviren oft in einem Gange, was er mühsam in zweien gewonnen hatte, so daß er häufig nur zwei Seemeilen an einem Tage und niemals mehr als fünf zurücklegte. Bei Nacht ging er aus Vorsicht in der Nähe der Küste vor Anker, doch trieb ihn die Strömung oft hinaus in die hohe See. Während dieser ganzen Zeit hatte er dasselbe stürmische Wetter, wie an der Küste von Española, welches sechzig Tage lang, bald stärker bald schwächer, anhielt. Aus dem bereits mitgetheilten Berichte des Admirals an die Herrscher wissen wir, welche Mühseligkeiten er während dieser Zeit zu bestehen hatte und wie er endlich am 14. Sept. ein Vorgebirg umschiffte, dem er, da hier das Wetter günstig wurde, den Namen „Gracias à Dios“ gab.

4.

Fortsetzung der Fahrt. — Die Zauberinnen in Cariay.

Columbus steuerte, nachdem er das Vorgebirge Gracias à Dios umschifft hatte, in gerader Richtung gen Süden, längs der Küste, welche gegenwärtig die Mosquito-Küste heißt. Das Land hatte einen abwechselnden Character, zuweilen erschien es wild mit schroffen Vorgebirgen und vorgestreckten Felsenspitzen, an anderen Stellen grün und fruchtbar, von einer Menge von Strömen bewässert. In den Flüssen stand Rohr, zuweilen von der Stärke eines halben Fußes im Durchmesser; Fische und Schildkröten gab es im Ueberfluß, und am Strande sah man eine Art kleiner Krokodille (Alligatoren) sich im Sande sonnen. Der Admiral kam an einer Gruppe von zwölf kleinen Inseln vorüber, an deren Küsten eine, den Citronen ähnliche Frucht wuchs, weshalb er sie die Citronen-Inseln nannte.

Nachdem sie zweiundsechzig Meilen längs dieser Küste gefahren waren und empfindlichen Mangel an Holz und Wasser litten, ging das Geschwader am 16. Sept. in der Nähe eines großen Flusses vor Anker, in dessen Mündung die Boote einliefen, um die benöthigten Bedürfnisse zu holen. Als sie zu den Schiffen zurückkehrten, staute sich bei der eintretenden Fluth der Fluß so sehr, daß eines der Boote umgeworfen wurde und alle, die sich am Bord desselben befanden, umkamen. Dies beklagenswerthe Ereigniß machte einen traurigen Eindruck auf die Mannschaft, die von den

bereits ausgestandenen Mühseligkeiten ganz muthlos und sorgenvoll war. Der Admiral, der ihre Bekümmerniß theilte, gab dem Flusse den bedeutungsvollen Namen: „el Rio del desastro“, Fluß des Unglücks.

Sie verließen diese unheimliche Gegend und fuhren einige Tage längs der Küste weiter, bis der Admiral, da er die Schiffe sowohl als die Mannschaft von den erlittenen Stürmen fast zu Grunde gerichtet sah, zwischen einer kleinen Insel und dem Festlande an einer, dem Anscheine nach gutgelegenen, Stelle am 25. Sept. vor Anker ging. Die Insel war mit Bananen und Palmen bedeckt, und der Admiral fand hier eine wohlschmeckende, köstliche Frucht, in welcher er die Mirabolan-Pflaume Ostindiens gefunden zu haben glaubte. Die Früchte, Blüthen und Kräuter hauchten würzige Wohlgerüche aus, weshalb Columbus diese Insel la Huerta (den Garten) nannte; die Eingebornen nannten sie Quiribiri.

Dem Landungsplatze gegenüber, eine kleine Seemeile entfernt, lag ein indianisches Dorf mit Namen Cariay am Ufer eines Flusses. Das Land umher war frisch und grün, die Höhen bewaldet mit Bäumen, von denen einzelne so hoch waren, daß las Casas sagt: sie schienen den Himmel zu berühren. *)

Sobald die Eingebornen die Schiffe erblickten, liefen sie am Strande zusammen mit Bogen und Pfeilen, Keulen

*) Noch jetzt findet man in jenen Gegenden eine Art Palmen von zwei- bis dreihundert Fuß Höhe.

und Spießen bewaffnet, und bereit, ihre Küste zu verthei-
digen. Die Spanier machten jedoch weder an diesem, noch an dem folgenden Tage einen Versuch zu landen, sondern hielten sich ruhig an Bord, besserten die Schiffe aus, lüfteten und trockneten die beschädigten Vorräthe und ruhten von den Anstrengungen der Reise.

Als die Indianer sahen, daß diese wunderbaren Geschöpfe, welche in so sonderbaren Fahrzeugen an ihre Küste gekommen waren, friedliche Leute seien, die sie nicht beunruhigen zu wollen schienen, stellten sie ihre Feindseligkeiten ein und Neugier gewann die Oberhand. Sie machten verschiedene Zeichen des Friedens, schwenkten ihre Mäntel wie Fahnen und luden die Spanier zum Landen ein. Bald wurden sie noch dreister, schwammen an die Schiffe heran, brachten baumwollene Mäntel und Hemden, auch Schmuck von jenem geringeren Golde, welches sie Guanin nannten. Der Admiral verbot jedoch jeden Handel, machte ihnen Geschenke, ohne etwas von ihnen anzunehmen, da er ihnen ein günstiges Vorurtheil von der Freigebigkeit und Uneigennützigkeit der weißen Männer zu geben wünschte. Durch dieses Ablehnen ihrer angebotenen Geschenke, die sie für eine Verachtung ihrer Arbeiten und Erzeugnisse hielten, wurde der Stolz der Indianer verletzt; sie suchten es den Spaniern durch dieselbe Gleichgültigkeit zu vergelten. Nach der Rückkehr an die Küste banden sie sämmtliche Geschenke, die sie von Columbus erhalten hatten, zusammen und ließen sie, ohne die geringste Kleinigkeit davon zu behalten,

am Strande liegen, wo sie von den Spaniern an einem der folgenden Tage gefunden wurden.

Da die Indianer sahen, daß die Fremden durchaus nicht an den Strand kommen wollten, versuchten sie es auf alle Weise ihr Vertrauen zu gewinnen, und das Mißtrauen zu verscheuchen, welches ihre feindseligen Drohungen veranlaßt haben möchten. Als sich eines Tages ein Boot vorsichtig dem Ufer näherte und die Mannschaft an das Land stieg, um gutes Trinkwasser aufzusuchen, trat ihnen ein alter Indianer von ehrwürdigem Ansehen entgegen, ein weißes Tuch, welches er an einen Stab gebunden hatte, als Friedenszeichen schwenkend und zwei Mädchen, das eine von ungefähr vierzehn, das andere von acht Jahren an der Hand führend, welche Halsschmuck von Guanin trugen. Diese übergab er den Spaniern, um sie, so lange sie am Lande verweilten, als Geißeln am Bord zu behalten. Hierauf gingen die Spanier vertrauensvoll weiter vor und füllten ihre Wassertonnen, während die Indianer in der Entfernung stehen blieben und streng dafür sorgten, daß weder durch Worte noch Bewegungen Veranlassung zu neuem Mißtrauen gegeben wurde. Als die Boote zu den Schiffen zurückzukehren im Begriff waren, gab der alte Indianer durch Zeichen zu verstehen, daß man die beiden jungen Mädchen am Bord behalten solle, und ließ sich durchaus nicht abweisen. Bei dem Besteigen der Schiffe zeigten die Mädchen weder Betrübniß noch Furcht, obschon der Anblick der fremden bärtigen Männer für sie etwas Furchtbares

haben mußte. Columbus nahm sich der Kinder mit aller Sorgfalt an; er behielt sie die Nacht über am Bord, ließ sie bekleiden, und nachdem er sie aufs beste bewirthet, schickte er sie reich beschenkt zurück an das Land. Die Kinder hatten sich über die Geschenke gefreut und waren damit von Haus zu Haus gegangen, um sie zu zeigen. Als aber am Abend die Boote wieder an das Land fuhren, erschienen die beiden Mädchen von einer Menge ihrer Verwandten begleitet und gaben alle Geschenke zurück, ohne daß man sie bewegen konnte, auch nur ein einziges davon zu behalten, wie kostbar es auch ihnen erscheinen mochte; so sehr war der Stolz dieser Indianer dadurch gekränkt, daß die Spanier ihre Geschenke nicht angenommen hatten.

Als am folgenden Tage der Adelantado sich der Küste näherte, kamen zwei der vornehmsten Indianer ihm entgegen, hoben ihn aus dem Boote und trugen ihn auf ihren Schultern ans Land, wo sie ihn mit großen Ceremonien auf einem Rasenplatze niedersetzten. Don Bartolomeo suchte von ihnen Nachrichten über das Land einzuziehen und ließ den Flotten-Notarius rufen, um ihre Aussagen niederzuschreiben. Allein sobald dieser Feder, Tinte und Papier zurecht legte und zu schreiben anfing, entflohen die Indianer voll Furcht, da sie wähnten, daß der Schreiber ein gefährlicher Zauberer und Geisterbeschwörer sei, von dem sie sich nichts Gutes zu versehen hätten. Nach einiger Zeit kehrten sie zurück und streuten ein wohlriechendes Pulver in die Luft; einiges davon verbrannten sie, jedoch so, daß die

Luft den Rauch den Spaniern zuwehte. Dies thaten sie offenbar in der Absicht, um jeden bösen Zauber unschädlich zu machen, denn sie hielten die Spanier für Wesen einer höheren und geheimnißvollen Art.

Das Sonderbarste hierbei war, daß die Spanier nicht minder Furcht vor den Zauberkünsten der Indianer hatten, ja, Columbus selbst war davon überzeugt, daß den Eingebornen Zaubermittel zu Gebot ständen. „In Cariay“, so berichtet er an die Herrscher, „und in der dazu gehörigen Landschaft giebt es große und gefährliche Zauberer. Meine Leute hätten alles darum gegeben, daß ich mich nicht eine Stunde da aufgehalten hätte.*) Sobald ich dort ankam, wurden mir zwei junge, reichgeputzte Mädchen, die eine von elf, die andere von sieben Jahren auf das Schiff geschickt, die sich mit der größten Schamlosigkeit benahmen und verborgenes Hexenpulver (polvos de hechizos) bei sich hatten. Ich ließ ihnen Kleider anlegen und schickte sie an das Land zurück. Dort fand ich auf einem Berge ein Grab, groß wie ein Haus in den Felsen gehauen, in welchem man einen unbedeckten Leichnam liegen sah; man erzählte mir noch von anderen künstlichen Arbeiten. Es giebt daselbst

*) „Dieran el mundo porque no me detuviera allì una hora.“ Der Sinn ist undeutlich; man weiß nicht, ob das Schiffsvolk, oder die Zauberer die Welt darum gegeben hätten, wenn Columbus sich entfernt hätte. In keinem Falle aber hat Bossi den Sinn getroffen, wenn er übersetzt: j'aurai donné tout ce que je possède pour n'y rester qu'une heure.“

kleine und große Thiere, die von den unseren sehr verschieden sind. Man brachte mir zwei Schweine, welche ein irländischer Schweißhund nicht zu packen wagte. Ein Armbrustschütze durchschoß mit einem Pfeile ein Thier, welches einer Meerkatze gleicht, nur daß es größer ist und ein Menschenantlitz (un rostro de hombre) hat. Der Pfeil war ihm durch den Leib geschossen und es war so wüthend, daß man ihm einen Arm und einen Fuß abhauen mußte. Wie dies das eine Schwein sah, wurde es ebenfalls wüthend und lief davon. Nun befahl ich den Affen zu erdrosseln; allein, obschon er im Sterben lag, schlang er, als man sich ihm näherte, seinen Schwanz fest um den Rüssel eines Schweines und packte es mit den Krallen im Genick. Dieser Vorfall schien mir so ungewöhnlich und neu, daß ich es für meine Schuldigkeit hielt, davon Meldung zu thun. Es giebt hier sehr verschiedenartige Thiere; ich sah viele sehr große Hühner, deren Federn wie Wolle sind; auch Löwen (leones), Hirsche, Rehe.*)

„Als wir in diesem Meere unter so großer Anstrengung umherfuhren, entstand bei einigen der Irrglaube, daß wir behext seien, und dieser währt bis zum heutigen Tage fort. Auch sind mir Leute dort vorgekommen, welche Menschenfresser sind: man sah es ihnen an ihrem mißgestalteten Gesicht an u. s. w.“ —

*) Columbus' Angaben in Beziehung auf Naturgegenstände sind nicht immer genau; Löwen oder auch nur diesen ähnliche Thiere giebt es in Amerika nicht.

Die Flotte verweilte hier einige Tage, damit die Schiffe nachgesehen und ausgebessert werden konnten. Der Adelantado machte mit einer Anzahl Bewaffneter einen Ausflug längs der Küste, um Erkundigung einzuziehen. Reines Gold war hier nicht zu finden, aller Schmuck bestand aus Guanin; allein die Eingebornen versicherten den Adelantado, daß, wenn sie längs der Küste weiter segelten, sie bald ein Land erreichen würden, wo es Gold in großem Ueberflusse gäbe.

Bei dem Besuch einer der Niederlassungen fand der Adelantado in einem geräumigen Hause mehrere Grabstätten. In einer derselben lag ein einbalsamirter Leichnam, in einem anderen fand er zwei in Baumwollenzeug eingewickelte Leichname, so gut verwahrt, daß nicht der geringste Geruch zu spüren war. Sie trugen noch denjenigen Schmuck, den sie während ihres Lebens am meisten liebten. Die Gräber waren mit rohem Schnitzwerk und mit Malereien, welche Thiere, oder vielleicht auch die Bildnisse der Verstorbenen — genau ließ sich dies nicht unterscheiden — vorstellen sollten.

Als Columbus im Begriff war abzusegeln, ließ er sieben Eingeborne ergreifen, von denen er zwei, dem Anscheine nach die gescheutesten, auswählte, um ihm als Führer zu dienen; die anderen entließ er. Die Bewohner von Cariay bezeigten eine ungewöhnliche Empfindlichkeit über das Mitnehmen ihrer Landsleute. Sie liefen an die Küste und

schickten vier der Vornehmsten mit Geschenken zu den Schiffen, welche um Loslassung der Festgenommenen baten.

Der Admiral gab ihnen die Versicherung, daß er ihre beiden Landsleute nur als Führer auf eine kurze Strecke mitnehmen wolle und daß sie bald wohlerhalten zurückkehren würden. Die Abgeordneten wurden reichlich beschenkt, allein weder Versprechungen noch Geschenke vermochten die Trauer und Besorgniß der Eingebornen zu beschwichtigen, als sie ihre Freunde von Wesen entführt sahen, vor denen sie ein geheimnißvolles Grauen empfanden.

5.

Columbus' Fahrt an der Costa rica entlang. — Die Halbinsel Veragua.

Am 5. Oct. verließ die Armada Cariay und segelte an der Küste entlang, welche gegenwärtig costa rica, die reiche Küste, genannt wird, wegen der Gold- und Silberminen, welche in späterer Zeit in den dortigen Bergen gefunden wurden. Nach einer Fahrt von ungefähr zweiundzwanzig Seemeilen gingen die Schiffe in einer großen Bucht vor Anker, in welcher mehrere Inseln lagen mit Durchfahrten zwischen ihnen. Diese Bai, welche mehrere Einfahrten (bocas) hatte, nannten die Indianer Caribaro; auf englischen Karten findet man sie unter dem Namen Carnabaco-Bai, und die Einfahrt, welche Columbus wählte, heißt noch gegenwärtig „boca del Almirante.“

Die Inseln waren wundervoll grün und mit Waldungen

bedeckt, welche die Wohlgerüche ihrer Blüthen und Früchte weithin versendeten. Die Durchfahrten zwischen den Inseln waren frei von Felsenriffen und so tief, daß die Schiffe in denselben mit einer Sicherheit fuhren, als ob es Canäle in einer Stadt wären. Die Ufer waren so steil und die See am Lande so tief, daß man am Ufer entlang fahren konnte, wo die überhängenden Zweige die Mastbäume berührten. Die Schiffe gingen vor Anker und die Boote landeten an einer der Inseln, wo sie zwanzig Canots der Indianer beisammen fanden. Die Bevölkerung stand am Ufer unter den Bäumen. Ermuthigt durch den Zuruf der aus Cariay mitgenommenen Indianer kamen sie vertrauensvoll näher. Hier fanden die Spanier, wie Porras in seinem Tagebuche meldet, zum Erstenmale an dieser Küste gediegenes Gold. Die Eingebornen trugen große Bleche davon an Schnüren von Baumwolle um den Hals; auch trugen sie Schmuck von Guanin, roh gearbeitet, wie Adler geformt. Einer von ihnen gab für drei Falkenschellen ein Goldblech von zehn Dukaten an Werth.

Am folgenden Tage fuhren die Boote nach dem Festlande. Die Landschaft umher war hoch und rauh und die Dörfer lagen mehrentheils auf den Höhen. Sie begegneten zehn Canots der Indianer, welche sich mit Blumenkränzen und Kronen aus Thierknochen und Federkielen geschmückt hatten. Die mehrsten von ihnen trugen Goldbleche um den Hals, allein sie weigerten sich sie herzugeben. Die Spanier brachten zwei Männer zu dem Admiral, um als

Führer zu dienen. Der Eine von ihnen trug ein Goldblech von vierzehn Dukaten, der Andere eines von zweiundzwanzig Dukaten Gewicht. Da sie sahen, welchen großen Werth die Fremden auf dies Metall legten, versicherten sie sie, daß es in einer Entfernung von zwei Tagereisen in großem Ueberfluß zu haben sei; sie machten mehrere Orte an der Küste namhaft, von wo sie sich es verschafften, besonders Veragua, welches gegen fünfundzwanzig Seemeilen entfernt läge.

Die Begier der Spanier ward durch den Anblick des Goldes, welches bei diesen Indianern in so großem Ueberflusse vorhanden zu sein schien, lebhaft erregt. Sie hätten hier sehr gern länger verweilt, um Tauschhandel zu treiben, allein der Admiral vereitelte ihre Hoffnungen. Er verschaffte sich nur einige Probestücke und zog Erkundigung über den Reichthum des Landes ein, dann aber eilte er weiter, um den großen Gegenstand seines Unternehmens, die eingebildete Durchfahrt zu den Ländern des Groß-Chans aufzusuchen.

Am 18. Oct. verließ er diese Bai, die man wegen ihres Umfanges eher einen Meerbusen oder Golf nennen müßte, und begann die, durch ihre Schätze berühmte, Küste, die seitdem die Küste von Veragua genannt wurde, zu befahren. Nachdem er zwölf Seemeilen zurückgelegt hatte, gelangte er zu einem großen Strome, welchen sein Sohn Fernando „Guaig" nennt. Hier erschienen, sobald die Boote sich dem Lande näherten, am Strande gegen zweihundert Indianer, mit Keulen, Wurfspeeren und Schwertern

von Palmenholz bewaffnet. Die Wälder hallten von dem Lärm ihrer hölzernern Trommeln und dem Klange ihrer Muschel-Trompeten, womit sie die Zeichen zum Krieg und Angriff gaben, wieder. Sie sprangen bis über die Hüften ins Wasser, schwangen ihre Waffen und sprützten das Wasser gegen die Spanier, um sie zu verspotten, oder herauszufordern. Bald aber wurden sie durch Friedenszeichen und das Dazwischentreten der Dolmetscher besänftigt; willig vertauschten sie ihren Schmuck und gaben siebenzehn Goldbleche, die mindestens einhundert und funfzig Dukaten werth waren, für einige Spielsachen hin.

Als die Spanier am folgenden Tage zurückkehrten, um den Tauschhandel fortzusetzen, fanden sie die Indianer wiederum feindlich gesinnt; sie ließen ihre Trommeln und Muscheln erklingen und stürzten zum Angriff auf die Boote. Der Pfeil einer Armbrust, welcher einen Indianer in die Schulter traf, brachte ihre Wuth zur Ruhe, und als nun noch eine Kanone abgefeuert wurde, flohen sie mit Entsetzen, in der Meinung, daß ein Donnerwetter vom Himmel über sie losgebrochen sei. Vier Spanier stiegen an das Land, folgten ihnen und riefen ihnen zu. Sie legten ihre Waffen nieder und kamen, fromm wie die Lämmer, zu den Fremden heran, brachten ihnen drei Goldbleche und nahmen dankbar die Kleinigkeiten an, die man ihnen dafür gab.

Indem der Admiral weiter an der Küste entlang segelte, kam er an die Mündung eines anderen Flusses, Catiba genannt, wo er vor Anker ging. Hier wurden sie

in gleicher Weise mit kriegerischem Lärm empfangen; das Getöse der Trommeln und Muscheltrompeten gaben in den Wäldern das Zeichen, daß sich die Krieger versammeln sollten. Bald darauf nahte sich ein Canot mit zwei Indianern, um zu fragen: wer die fremden Leute seien, die an ihre Küste kämen und was ihr Begehr? Nachdem sie einige Worte mit den Dolmetschern gewechselt, betraten sie ohne Furcht das Admiralschiff, und zufrieden mit den freundschaftlichen Gesinnungen der Fremden kehrten sie zu ihrem Caziken mit günstigem Berichte zurück. Die Boote landeten und die Spanier wurden von dem Oberhaupte höflich empfangen. Er ging unbekleidet, wie seine Unterthanen, und war durch nichts von ihnen unterschieden, nur daß die anderen ihm die größte Ehrerbietung bezeigten und so große Aufmerksamkeit für sein Wohlbefinden hatten, daß sie bei einem Regenschauer ein ungeheures Blatt als Schirm über ihn ausbreiteten. Er trug ein großes Goldblech, welches er bereitwillig vertauschte und seinen Unterthanen zu gleichem Tauschhandel Erlaubniß ertheilte. An diesem Orte wurden neunzehn Goldbleche eingetauscht. Auch bemerkten die Spanier hier zum Erstenmale in der neuen Welt Spuren einer festeren Baukunst; sie fanden Stucco-Arbeiten in großer Masse, wahrscheinlich gebrannter Thon, oder Lehm, wie dergleichen noch gegenwärtig in der Umgegend von Mexiko in den dortigen Gräbern gefunden werden. Der Admiral nahm Proben davon mit, da er dies als ein Zeichen

betrachtete, daß er sich Ländern nahte, in denen ein höherer Grad der Bildung vorhanden sein müsse.

Er war Willens, noch andere Flüsse an dieser Küste aufzusuchen, allein da sich der Wind günstig erhob, hielt er sich nirgend auf und ließ fünf große Ortschaften an sich vorüberfliegen, wo er nach der Versicherung seiner Dolmetscher eine große Menge Goldes gewonnen haben würde. Eine dieser Ortschaften nannten sie Veragua; nach ihr ist seitdem die ganze Provinz genannt worden. Hier, sagten sie, befänden sich die reichsten Goldminen und hier würde der mehreste Schmuck verfertigt. Am folgenden Tage kamen sie bei dem Dorfe Cubiga an; der Admiral erfuhr, daß hier das Goldland zu Ende sei. Er beschloß: nicht zurückzukehren, um es auszubeuten, indem er es für entdeckt und die Minen der Krone gesichert hielt. Ihn trieb die Ungeduld, an der eingebildeten Durchfahrt anzukommen, die, wie er sich schmeichelte, nicht mehr fern sein konnte. In der That befand sich Columbus während der ganzen Reise an dieser Küste unter dem Einflusse einer seiner gewöhnlichen Täuschungen. Von den Indianern, denen er bei der Insel Guanaja begegnet war, als sie von Yukatan zurückkehrten, hatte er von einer großen und, so viel er verstehen konnte, gebildeten Nation im Innern des Festlandes erzählen gehört. In dieser Meinung war er durch die verschiedenen Völkerschaften, die er seitdem gesehen, bestärkt geworden. In dem Briefe, den er aus Jamaica später an die Herrscher schrieb, theilt er ihnen mit, daß sämmtliche

Bewohner dieser Küste darin übereinstimmten, die Pracht des Landes Ciguare zu rühmen, welches nur zehn Tagereisen landeinwärts liege. Die dortigen Einwohner trügen — so versicherte er — goldene Kronen, Armbänder und Fußspangen und goldstoffene Kleider. Sie bedienten sich dieses Metalls bei ihrer häuslichen Einrichtung, sogar zur Verzierung und zu den Beschlägen ihrer Stühle und Tische. Als man ihnen Corallen zeigte, sagten sie, daß die Weiber von Ciguare Schnüre davon um den Kopf und Hals trügen. Bei Vorzeigung von Pfeffer und anderem Gewürz äußerten sie, daß sich dergleichen dort im Ueberfluß vorfände. Sie beschrieben jenes Land als ein Handelsland mit großen Märkten und Hafenplätzen, in welche Schiffe mit Kanonen einliefen. Das dortige Volk sei kriegerisch, gleich den Spaniern mit Schwertern, Schilden, Harnischen und Armbrusten bewaffnet, und die Männer ritten auf Pferden. Endlich glaubte Columbus von ihnen erfahren zu haben, daß Ciguare vom Meere umgeben sei und zehn Tagereisen dahinter der Ganges ströme.

Es mögen dies unbestimmte Gerüchte über die entfernten Königreiche Mexico und Peru gewesen sein und manche Einzelnheiten mag Columbus' Einbildungskraft hinzugefügt haben. Indessen machten sie einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth. Er vermuthete, Ciguare müsse eine, dem Groß-Chan, oder irgend einem anderen Herrscher des Morgenlandes gehörendes, Land sein und da sich das Meer dahin ausbreite, so schloß er, es habe die Form einer

Halbinsel und liege an entgegengesetzter Seite von Veragua, eben so wie Fontarabia und Tortosa in Spanien, Genua und Venedig in Italien. Bei Fortsetzung seiner Fahrt gen Osten müsse er daher bald zu einer Durchfahrt, der Straße von Gibraltar ähnlich, gelangen, durch welche er in ein anderes Meer zu kommen, das Land Ciguare und so die Ufer des Ganges zu erreichen hoffte. Daß er sich so nah bei diesem Strome befinde, erklärte er dadurch, daß seiner Meinung nach die Geographen den Umfang der Erde viel zu gering annähmen und daß ein Grad auf dem Aequator nur sechsundfunfzig und zwei Drittel Meilen betrage.

Mit diesen Vorstellungen beschloß Columbus die Fortsetzung der Fahrt zu beeilen, ohne sich mit Erforschung des reichen Landes Veragua aufzuhalten. Nichts kann uns von seinem edlen Ehrgeize mehr überzeugen, als daß er in so großer Eil' an einer Küste vorübersegelte, wo mit jedem Schritte Schätze zu gewinnen waren, um eine Durchfahrt aufzusuchen, die, obschon sie für die Handelswelt große Vortheile versprach, ihm selbst doch nichts weiter einbringen konnte als den Ruhm der Entdeckung.

6.

Entdeckung von Puerto bello und el Retrete. — Columbus giebt die Nachforschung nach der Durchfahrt auf.

Am 2. Nov. 1502 ging die Armada in einem geräumigen und bequemen Hafen vor Anker, wo die Schiffe, ohne Gefahr auf den Strand zu laufen, ganz nah an das Ufer

heranfahren konnten. Ringsumher erhob sich ein schönes Land, nicht mit dichten Waldungen bedeckt, sondern offen und angebaut, mit Häusern, die funfzig bis hundert Schritte aus einander lagen, umgeben von Fruchtbäumen, Palmenhainen und Feldern, auf denen Mais, Küchengewächse und die köstliche Ananas standen, so daß die ganze Landschaft einer Obstpflanzung und einem Garten glich.

Columbus war von der Schönheit der Umgegend und der Vortrefflichkeit des Hafens so sehr entzückt, daß er ihm den Namen puerto bello (der schöne Hafen) gab. Dies ist einer der wenigen Plätze längs dieser Küste, welcher bis auf den heutigen Tag den, ihm von dem berühmten Entdecker gegebenen, Namen behalten hat. Sieben Tage lang wurden sie durch anhaltenden Regen und stürmisches Wetter in diesem Hafen festgehalten. Die Eingeborenen kamen von allen Orten in ihren Canots herbei, brachten Früchte, Gemüse, Baumwollenballen, aber kein Gold. Der Cazik und sieben andere Häuptlinge trugen in ihren Nasen kleine Goldplättchen, die anderen aber schienen keinen Schmuck dieser Art zu besitzen. Sie waren sämmtlich unbekleidet und roth bemalt; der Cazik allein war schwarz bemalt.

Am 9. November verließen sie Puerto bello und fuhren acht Meilen gen Ost nach der Spitze, welche später Nombre de dios genannt wurde. Da sie jedoch durch die Strömung eine Strecke zurückgetrieben wurden, liefen sie in einen Hafen ein, in dessen Nähe drei kleine Inseln lagen. Diese und das naheliegende Festland waren mit indischem Mais,

verschiedenen Früchten und Gemüsen bebaut, weshalb Columbus diesen Hafen puerto de bastimentos, Hafen der Vorräthe, nannte. Hier verweilte er bis zum 23., um die Schiffe, welche bedeutende Lecke hatten, auszubessern. Sie waren allerwärts von dem Bohrwurm, der in den tropischen Meeren sehr häufig ist, durchbohrt; jetzt weiß man sich gegen diesen gefährlichen Feind dadurch zu schützen, daß man die Kiele mit Kupfer oder Zink beschlägt. Von diesem Hafen gelangten sie zu einem anderen, Guiga genannt, wo gegen dreihundert Eingeborne am Strande erschienen, einige mit Vorräthen, andere mit Schmuck von Gold, welches sie zum Tausch anboten. Der Admiral aber setzte ohne Aufenthalt seine Fahrt weiter fort, allein stürmisches Wetter zwang ihn aufs neue, Zuflucht in einem kleinen, von Klippen umgebenen Hafen zu suchen. Nur fünf bis sechs Schiffe hatten im Innern desselben Raum und er war so tief, daß sie nicht eher Ankergrund fanden, als bis sie dem Lande so nah waren, daß ein Mann vom Bord an das Ufer springen konnte. Wegen seiner Kleinheit gab Columbus dem Hafen den Namen: el retrete, das kleine Stübchen. Er war bei diesem unbequemen und gefährlichen Hafen durch die falschen Berichte der Matrosen, die er, um ihn zu untersuchen, hineingeschickt hatte, getäuscht worden, denn diese Leute waren immer froh, wenn sie die Anker werfen und ans Land gehen konnten.

Die umliegende Gegend war eben und grün, mit Gras und einzelnen Bäumen bedeckt. Die Bucht wimmelte von

kleinen Krokodillen, welche sich am Ufer sonnten und die Luft mit einem starken Moschusgeruch erfüllten. Sie waren furchtsam und flohen, wenn man auf sie los ging; die Indianer aber versicherten, daß, wenn sie jemanden schlafend am Ufer fänden, sie ihn anfielen und ins Meer schleppten. Columbus erklärte diese Alligatoren für ein und dasselbe Thier mit den Krokodillen des Nils, worin er sich insofern irrte, als die letzteren bei weitem größer sind. Neun Tage lang hielten Stürme das Geschwader in dieser Bucht fest. Die Eingebornen waren von schlankem Wuchs, freundlichem und angenehmem Wesen und brachten, was sie irgend besaßen, zum Tausch für europäische Spielereien.

So lang der Admiral seine Leute beaufsichtigte, wurden die Indianer gut und freundlich behandelt und man lebte im besten Vernehmen. Die Schiffe lagen indessen so nah am Strande, daß die Matrosen des Nachts ohne Urlaub an das Land gehen konnten. Die Indianer nahmen sie in ihren Wohnungen gastfrei auf, allein die rohen Ankömmlinge begingen, von Habsucht und Lüsternheit getrieben, Ausschweifungen, wodurch sie ihre sonst gutmüthigen Wirthe zur Rache reizten. In jeder Nacht gab es Schlägereien und Gefechte am Ufer, und Blut floß von beiden Seiten. Täglich nahm die Anzahl der Indianer durch Herzuströmen aus dem Innern des Landes zu. Zur Wuth getrieben fühlten sie sich mächtiger und kühner, und da sie sahen, daß die Schiffe dicht am Strande lagen, näher-

ten sie sich ihnen in großer Anzahl, um einen Angriff auf sie zu machen.

Anfänglich glaubte der Admiral sie durch einen Kanonenschuß ohne Kugel auseinander jagen zu können, allein sie wurden durch den Knall, den sie für eine Art von ganz unschuldigem Donner hielten, nicht eingeschüchtert. Sie antworteten mit Geschrei und Geheul und warfen ihre Speere und Keulen mit wüthendem Drohen gegen die Bäume und Sträucher. Die Nähe der Küste setzte die Schiffe einem Angriffe aus und machte die Feindseligkeit der Eingebornen bedenklich. Der Admiral befahl, ein oder zwei Mal scharf unter sie zu feuern. Als sie die furchtbare Wirkung der Geschütze gewahr wurden, flohen sie mit Entsetzen und zeigten keine fernere Feindseligkeit.

Die anhaltenden Stürme aus Ost und Nordost und die widrigen Strömungen entmuthigten Columbus' Gefährten und sie begannen sich gegen jede weitere Fortsetzung der Entdeckungsreise aufzulehnen. Die abergläubische Mannschaft meinte, es sei irgend ein böser Zauber im Spiel und die Führer der Schiffe erklärten, daß sie einer ferneren Reise mit Fahrzeugen, die vom Wurm zerfressen, leck seien und beständig der Ausbesserung bedürften, sich widersetzen müßten. Wenige von den Gefährten hatten gleichen Eifer für neue Entdeckungen, wie Columbus. Die Mehrzahl wurde vom Eigennutz angetrieben und sahen mit Bedauern nach der reichen Küste zurück, welche sie verlassen hatten, um eine, nur in der Einbildung des Admirals vorhandene Durchfahrt

aufzusuchen. Wahrscheinlich fing Columbus selbst an, an dem Vorhandensein derselben zu zweifeln. Er gab für jetzt eine Fortsetzung seiner Reise in östlicher Richtung auf und entschloß sich zur Rückkehr nach der Küste von Veragua, um die Goldminen aufzusuchen, von denen er so viel gehört und von deren Vorhandensein er so zuverlässige Beweise in den Händen hatte. Sollte der Erfolg seinen Erwartungen entsprechen, so konnte er im Triumphe nach Spanien heimkehren und die Vorwürfe seiner Feinde zum Schweigen bringen, selbst wenn es ihm nicht geglückt war, die verheißene Durchfahrt zu den Ländern des Groß-Chans zu finden.

Merkwürdig aber bleibt es immer, daß Columbus, welcher keine Kenntniß von der Ausdehnung und Gestalt des amerikanischen Festlandes hatte, jene Durchfahrt an der Stelle suchte, wo die Natur selbst den, obwohl vergeblichen, Versuch gemacht zu haben scheint, eine Durchfahrt zu bilden und Amerika, wenn das Meer den Isthmus von Darien durchbrochen hätte, in zwei Hälften getheilt haben würde.

7.

Rückkehr nach Veragua. — Der Adelantado sucht die Goldminen auf.

Am 5. Dec. segelte Columbus von el retrete ab, gab die Fahrt gen Osten auf und fuhr nach Veragua in westlicher Richtung zurück, um die dortigen Goldminen aufzusuchen. Am ersten Abende warf er in Puerto bello die

Anker aus, von wo er am folgenden Tage weiter fuhr. Der Wind setzte sich plötzlich nach Westen um und wehte der genommenen Richtung grad entgegen. Drei Monate lang hatte er sich vergebens nach einem solchen Winde gesehnt, und nun erhob er sich nur, um ihm zuwider zu sein. Es war dies für ihn eine Versuchung, noch einmal gen Ost zu segeln, allein er wagte es nicht auf die Beständigkeit dieses Windes zu trauen, der in diesen Gegenden nur selten aus Westen weht. Er beschloß daher in der angenommenen Richtung zu bleiben, im Vertrauen, daß der Wind sehr bald wieder umsetzen werde. Bald aber erhob er sich mit solcher Heftigkeit und setzte so oft um, daß er alle Seemannskunst zu nichte machte. Da die Schiffe Veragua nicht erreichen konnten, waren sie genöthigt nach Puerto bello zurückzukehren und, schon im Begriff in den Hafen einzulaufen, trieb sie ein plötzlicher Windstoß vom Lande ab. Neun Tage lang wurden sie umhergeschlagen, einem wüthenden Sturme in unbekannten Meeren preisgegeben und oft der schrecklichen Gefahr ausgesetzt, an den Felsen zu zerschellen. Ein Wunder war es, daß diese offenen, zerfressenen und zerschlagenen Caravelen einen solchen Aufruhr der Elemente auszuhalten vermochten. Nirgend sind die Stürme so furchtbar, wie in den tropischen Meeren. Die See wallte, nach Columbus' Beschreibung, zuweilen wie in einem siedenden Kessel auf, dann wiederum erhoben sich die Wellen wie Berge mit Schaum bedeckt. Zur Nachtzeit glichen die aufbrausenden Wogen hochauflodernden

Flammen, eine Erscheinung, die auch in dem mittelländischen Meere vorkommt und von der man noch nicht genau weiß, ob man sie leuchtenden Thierchen, oder phosphorescirenden Bestandtheilen des Seewassers zuschreiben soll. Einmal glühte der Himmel vierundzwanzig Stunden lang von unaufhörlichem Wetterleuchten, während das Rollen wiederhallender Donnerschläge von der geängstigten Mannschaft für Nothschüsse ihrer scheiternden Gefährten gehalten wurde. In dieser ganzen Zeit, erzählt Columbus, goß es in Strömen vom Himmel, nicht wie Regen, sondern wie eine Sündfluth, so daß die Seeleute nahe daran waren, in ihren Schiffen zu ertrinken. In Furcht und Verzweiflung gaben sich die meisten für verloren, sie beichteten einer dem anderen nach den Gebräuchen der katholischen Kirche ihre Sünden und bereiteten einander zum Tode vor, den viele als den Befreier aus solchem entsetzlichen Elend herbeiwünschten.

Mitten in dieser wilden Empörung der Elemente gewahrten die Seeleute einen neuen Gegenstand des Schreckens. Das Meer gerieth an einer Stelle in heftige Bewegung, ein Wasserwirbel stieg in Gestalt einer Pyramide oder eines Kegels empor, während eine spitz zulaufende dunkle Regenwolke sich darauf herabsenkte. Beide vereinten sich und bildeten eine mächtige Säule, welche sich rasch den Schiffen näherte, auf der Oberfläche des Meeres daherschreitend und die Gewässer mit sich fortreißend. Als die erschrockenen Seeleute diesen wandernden Wasserstrudel auf sich loskommen sahen, verzweifelten sie an aller menschlichen Hülfe

und fingen an zur Abwendung des Unglücks Stellen aus dem Evangelium Johannis herzusagen. Diese gefährliche Erscheinung, uns unter dem Namen „Wasserhose" bekannt, kommt in den tropischen Meeren und in der Südsee häufig vor; gegenwärtig pflegen die Schiffer Kanonenkugeln statt der Gebete gegen sie zu richten. Auch auf Flüssen und selbst hier zu Lande in Norddeutschland kommen dergleichen Erscheinungen vor, die, wie die Gewitter, ihren Grund in den electrischen Gegenwirkungen der Atmosphäre und der Erde haben mögen.

Columbus' Schiffe entgingen glücklich der drohenden Gefahr, die Wassersäule stürmte dicht an ihnen vorüber, ohne sie in ihren Strudel, in welchem sie ohne Rettung zertrümmert worden wären, hineinzureißen und die bebenden Matrosen schrieben ihre Rettung der wunderbaren Wirkung der Sprüche der heiligen Schrift zu. In der folgenden Nacht verloren sie eine der Caravelen aus den Augen und gaben sie drei Tage lang für verloren. Endlich, als der Sturm sich gelegt hatte, traf sie wieder mit dem Geschwader zusammen, nachdem sie ihr Boot verloren und bei dem Versuche, an einer gefährlichen Küste vor Anker zu gehn, sich gezwungen gesehn hatte, das Cabeltau zu kappen, worauf sie vom Sturm hin und hergetrieben worden war. Endlich legte sich der Sturm und den umhergeworfenen Matrosen war einige Erholung gegönnt; allein sie hielten diese Ruhe des Himmels für trügerisch und betrachteten in ihrer finstern Stimmung alles mit zweifelndem,

unheilahnendem Auge. Haifische in großer Anzahl, die unter diesen Breitengraden so häufig und gefährlich sind, umringten die Schiffe. Dies galt für ein böses Zeichen, denn die Seeleute haben den Aberglauben, daß dieser gefräßige Fisch nicht allein die Leichname auf weite Entfernung wittert, sondern auch ein Vorgefühl von seiner Beute hat und die Schiffe umkreist, welche in Gefahr sind zu scheitern, oder auf denen sich Kranke befinden, deren Leichname über Bord geworfen werden müssen. Mehrere dieser Fische wurden mit großen Angelhaken gefangen, an welche nur ein rother Lappen als Köder befestigt zu werden brauchte. In dem Rachen eines dieser Thiere fand man eine noch lebende Schildkröte, in dem eines anderen den Kopf eines Hais, den man so eben erst in das Meer geworfen hatte; sie schnappten ohne Unterschied nach allem, was man ihnen zuwarf. Da das Fleisch dieser Fische genießbar ist — die Kiemen gelten sogar für Leckerbissen — überwand der Appetit der Matrosen ihren Aberglauben und sie ergänzten ihre, auf die Neige gehenden Vorräthe mit eingesalzenen Haifischen. Die Speisekammern und Fässer waren ausgeleert, Hitze und Feuchtigkeit und das Eindringen des Seewassers durch die offnen Fugen hatten einen großen Theil der Vorräthe verdorben, und der Zwieback war so mit Mehlwürmern angefüllt, daß die Matrosen ihn, trotz ihres Hungers, doch nur im Finstern verzehrten, damit sich ihr Magen nicht bei dem Anblick desselben empören möchte.

Endlich am 17. Dec. gelang es ihnen in einen Hafen

einzulaufen, welcher einem Canal glich, wo sie drei Tage lang sich der Ruhe erfreuten. Die Eingebornen der Küste hatten ihre Hütten auf Bäume gebaut, wo sie Pfosten und Stangen von einem Aste zum anderen legten. Die Spanier vermutheten, daß sie dies aus Furcht vor wilden Thieren, oder vor Ueberfällen ihrer Nachbarn thäten, denn die verschiedenen Stämme dieser Küste lebten in heftiger Feindschaft. Vielleicht war jene Bauart nur eine Vorsichtsmaßregel gegen Ueberschwemmungen der Gebirgsströme.

Nachdem sie diesen Hafen verlassen hatten, wurden sie durch veränderlichen und stürmischen Wind bald rück- bald vorwärts getrieben bis zum Tage nach Weihnachten, wo sie in einem anderen Hafen Zuflucht fanden, in welchem sie bis zum 3. Januar 1503 blieben, um eine ihrer Caravelen auszubessern und sich mit Holz, Wasser und Mais zu versorgen. Nachdem dies geschehen, stachen sie wieder in die See und gingen zu ihrer großen Freude bereits den 9. Januar an der Mündung eines Flusses vor Anker, welchen die Eingebornen Yebra nannten, nur eine oder zwei Meilen von dem Flusse Veragua entfernt, und aus einem, an Goldminen angeblich reichen, Lande kommend. Da sie an diesem Flusse am Feste Epiphaniä ankamen, gab ihm Columbus den Namen Belen oder Bethlehem.

Beinah einen Monat hatte der Admiral sich abgemüht, den Weg von Porto bello nach Veragua, eine Strecke von ungefähr dreißig Seemeilen, zurückzulegen. Er hatte auf dieser Fahrt durch Stürme, Wellen und Unwetter so vielfache

Noth und Bedrängniß erfahren, daß er dieser Küstenstrecke den Namen: la Costa de los contrastes, die Küste der Widerwärtigkeiten, gab.

Columbus befahl, sogleich die Mündungen der Flüsse Belen und Veragua zu untersuchen. Den letzteren fand man zum Einlaufen der Schiffe zu seicht; der erstere dagegen hatte hinreichende Tiefe, um mit Sicherheit darauf fahren zu können. Da man an dem Ufer des Belen ein Dorf gewahrte, schickte der Admiral die Boote an das Land, um Erkundigung einzuziehen. Bei ihrer Annäherung liefen die Eingebornen, die Waffen in der Hand, herbei, um sich dem Anlanden zu widersetzen, allein sie wurden vollständig beruhigt. Sie schienen keine Lust zu haben, über die Goldminen Auskunft zu ertheilen; da man indessen in sie drang, erklärten sie: sie lägen in der Nähe des Flusses Veragua. Dahin wurden am folgenden Tage die Boote beordert und erfuhren daselbst einen, an dieser Küste gewöhnlichen, feindseligen Empfang. Sobald die Boote in den Strom einliefen, sprangen die Eingebornen in ihre Canots, andere liefen am Ufer zusammen und drohten ihr Land muthig zu vertheidigen. Indessen hatten die Spanier einen Indianer bei sich, durch dessen Vermittlung der Frieden erhalten wurde, da er seine Landsleute versicherte, daß die Fremden nur kämen, um Tauschhandel mit ihnen zu treiben.

Die verschiedenen Nachrichten von den Reichthümern dieser Gegenden schienen durch das, was die Spanier bei

dieser Völkerschaft sahen und hörten, ihre Bestätigung zu erhalten. Zwanzig Goldbleche und einige Pfeifen und rohe Stücke von demselben Metall vertauschten sie gegen Spielereien. Die Indianer unterrichteten sie, daß die Minen in den entfernten Bergen lägen, und wenn man Gold finden wolle, müsse man sich durch Fasten und Enthaltsamkeit dazu vorbereiten.*)

Der günstige Bericht, den die Boote zurückbrachten, bestimmte den Admiral, in der Nachbarschaft zu verweilen. Zwei von den Caravelen liefen am 9. Januar in den Belen ein, die zwei anderen am folgenden Tage mit der Fluth, welche an dieser Küste nicht über zwei Faden beträgt. Jetzt kamen die Eingebornen in der friedfertigsten Weise zu ihnen und brachten ihnen Fische in großer Menge, an denen der Fluß sehr reich ist. Auch einigen Goldschmuck boten sie zum Tausch an, allein sie versicherten fortwährend, daß Veragua der Ort sei, woher das Gold käme.

Der Adelantado mit seiner gewohnten Thätigkeit und seinem Unternehmungsgeiste brach am dritten Tage mit wohlbewaffneten Booten auf, um auf dem Veragua, ungefähr ein und eine halbe Meile stromaufwärts, nach der Residenz des Caziken Quibian, des Gebieters in dieser

*) Angeblich hatten auch auf Española die Eingebornen dergleichen gute Lehren empfohlen. Wahrscheinlicher ist es, daß Columbus diesen Vorwand brauchte, um seine zügellosen Landsleute wieder zur Ordnung und Mäßigkeit zu gewöhnen. Wer Gold finden wollte, sollte zuvor fasten und beten. —

Landschaft zu fahren. Als der Häuptling davon Nachricht erhielt, fuhr er mit mehreren Canots, von einigen Eingebornen begleitet, den Fluß herab und traf die Boote bei der Mündung des Flusses. Quibian hatte eine schlanke, kräftige Gestalt und ein kriegerisches Aussehen, allein die Zusammenkunft war ungemein freundschaftlich. Der Cazike überreichte dem Adelantado den Goldschmuck, den er trug und empfing als kostbares Gegengeschenk einige Glasperlen und Schellen; beide schieden von einander sehr zufrieden. Am folgenden Tage machte Quibian einen Besuch auf den Schiffen, wo ihn der Admiral sehr gastfreundschaftlich empfing. Sie konnten sich nur durch Zeichen unterhalten, und da der Cazike einen schweigsamen und vorsichtigen Character hatte, war die Zusammenkunft nicht von langer Dauer. Columbus machte ihm einige Geschenke; die Begleiter Quibian's vertauschten einigen Goldschmuck gegen Spielereien, und der Cazike begab sich ohne große Umstände wieder nach Haus.

Die Mannschaft hatte sich Glück gewünscht, endlich eine sichere Stelle gefunden zu haben, wo sie die Stürme und Unwetter des Meeres nicht mehr zu fürchten hatten, allein sie waren nah daran, hier in dem Flusse Schiffbruch zu leiden. Dieser schwoll am 24. Januar plötzlich an. Die Gewässer stürzten wie ein rauschender Bergstrom aus dem Innern des Landes herab, die Schiffe wurden von ihren Ankern gerissen, von einem Ufer an das andere und gegen einander geworfen; der Vordermast des Admiralschiffs

zerbrach und das ganze Geschwader war in Gefahr, zu Grunde zu gehen. Während dieses Nothstandes auf dem Flusse wurden sie an dem Auslaufen durch einen Sturm, welcher auf dem Meere tobte, und durch die Brandungen an den Klippen und Sandbänken gehindert. Columbus schrieb dies plötzliche Anschwellen des Flusses heftigen Regengüssen zu, die von Gebirgen, die man in der Ferne liegen sah, herabströmten. Der höchsten jener Bergspitzen, die sich in die Wolken verlor, gab er den Namen St. Cristoval.

Das Wetter blieb einige Tage lang ungemein stürmisch. Endlich am 6. Februar legte sich das Unwetter und der Adelantado bestieg mit achtundsechzig wohlbewaffneten Leuten die Boote, um weiter stromaufwärts zu fahren und die berühmten Goldminen von Veragua zu besuchen. Als er sich dem Dorfe, in welchem der Cazike Quibian wohnte, näherte, kam dieser mit einem großen Gefolge unbewaffnet und Friedenszeichen gebend, an das Ufer herab. Quibian war unbekleidet und in der dort üblichen Weise bemalt. Einige seiner Diener schleppten einen großen Stein aus dem Flusse an das Land, auf welchen sich, nachdem er sorgsam abgescheuert und gewaschen war, der Gebieter wie auf einen Thron niederließ. Er empfing den Adelantado mit großer Höflichkeit, denn die hohe und kräftige Gestalt des letzteren, sein entschlossener und gebieterischer Blick waren ganz dazu geeignet, einem indianischen Häuptling Achtung einzuflößen. Der Cazike aber war vorsichtig und schlau; seine Eifersucht war durch die Ankunft dieser Fremd-

linge auf seinem Gebiet rege geworden, indessen sah er die Unmöglichkeit ein, durch offnen Angriff ihnen Widerstand zu leisten. Er fügte sich daher dem Wunsche des Adelantado, das Innere seines Landes zu besuchen und versah ihn mit drei Wegweisern, die ihn zu den Goldminen geleiten sollten.

Der Adelantado ließ eine Anzahl seiner Leute zur Bewachung der Boote zurück und trat, von den Führern geleitet, die Reise in das Innere zu Fuß an. Nachdem sie gegen fünf Meilen zurückgelegt hatten, hielten sie ihr erstes Nachtlager an dem Ufer eines Flusses, welcher mit seinen Krümmungen das ganze Land zu bewässern schien, und über den sie schon vierzigmal gesetzt waren. Am zweiten Tage kamen sie nach einem Marsch von ein und einer halben Meile in einem dichten Walde an, in welchem, nach Aussage der Führer, die Goldminen liegen sollten. In der That schien auch der ganze Boden mit Gold angefüllt zu sein, welches sie unter den Wurzeln der Bäume, ohne danach tief zu graben, hervorzogen. Binnen zwei Stunden hatte ein jeder von ihnen eine kleine Quantität Goldkörner, die sie unter der Oberfläche des Bodens fanden, gesammelt. Von hier führten die Wegweiser den Adelantado auf eine Anhöhe, zeigten ihm eine große Strecke Landes, so weit das Auge reichte und versicherten, daß auf zwanzig Tagereisen weit gen Westen überall Gold im Ueberflusse vorhanden sei, und nannten die reichhaltigsten Minen mit Namen.

Der Adelantado und seine Begleiter kehrten nun wohlgemuth zu den Schiffen zurück und erfreuten den Admiral mit dem günstigen Bericht von ihrem Zuge. Bald aber entdeckte man, daß der schlaue Quibian sie betrogen hatte. Seine Führer hatten die Spanier zu den Minen eines Caziken seiner Nachbarschaft, mit dem er sich im Kriege befand, geführt, durch welche List er diese gefährlichen Gäste los zu werden und sie in das Gebiet seines Feindes zu leiten beabsichtigte. Der Admiral erfuhr, daß die eigentlichen Minen von Veragua näher lägen und ergiebiger wären.

Der unermüdliche Adelantado brach am 16. Februar schon wieder mit neunundfunfzig Bewaffneten auf und nahm seinen Weg längs der Küste gen Westen, während ein Boot mit vierzehn Mann zur See ihm zur Seite blieb. Auf diesem Ausfluge erforschte er eine große Strecke des Landes und besuchte die Herrschaften verschiedener Caziken, welche ihn alle freundschaftlich und gastfrei aufnahmen. Ueberall fand er Spuren, daß in diesen Gegenden Gold im Ueberflusse vorhanden sei, indem die Eingebornen große Bleche davon an baumwollenen Schnüren um den Hals trugen. Hier fand er auch ganze Strecken mit Mais bebaut, eine davon in einer Ausdehnung von sechs Leguas; nicht minder reich war das Land an ausgesuchten Früchten. Ferner erfuhr er, daß es im Innern ein Volk gebe, welches in Künsten und in Waffen geübt sei, sich bekleide und ähnliche Waffen wie die Spanier trage. Dies waren ent-

weder unbestimmte und übertriebene Gerüchte über das große Reich Peru, oder der Adelantado hatte die Zeichen der Eingebornen und die Auslegung der Dolmetscher mißverstanden. Nach einer Abwesenheit von einigen Tagen kehrte er mit eiuer ansehnlichen Masse Goldes und mit den zufriedenstellendsten Berichten über das Land zurück. Nirgend jedoch hatte er einen so günstigen Hafen wie an der Mündung des Belen gefunden, und nirgend Gold in solcher Menge, als in dem Gebiete von Veragua.

8.

Gründung einer Niederlassung am Flusse Belen. — Verschwörung der Eingebornen. — Der Adelantado überfällt Quibian.

Die Berichte, welche Columbus von allen Seiten über den Reichthum des Landes erhielt, die, seinem Bruder von der Anhöhe gezeigten Provinzen der Goldminen in einer Ausdehnung von zwanzig Tagereisen, die Gerüchte ferner von einem großen, civilisirten Reiche in der Nähe überzeugten ihn, daß er bei einem der gesegnetsten Theile Asiens angekommen sei. Sein leicht erregbarer Geist ergab sich sogleich wieder neuen Vorspiegelungen. Er bildete sich ein, an der Hauptquelle der Reichthümer, aus denen König Salomon geschöpft habe, angelangt zu sein. Josephus hatte in seinem Werke über die Alterthümer der Israeliten die Meinung ausgesprochen, daß das Gold zum Bau des Tempels von Jerusalem aus dem goldenen Chersonesus geholt worden sei. Dafür hielt Columbus die Minen von

Veragua. „Diese liegen — schreibt er in seinem Briefe aus Jamaica — in derselben Entfernung vom Pol und von der Linie", und wenn die, ihm von den Indianern mitgetheilten Nachrichten Grund hatten, so lagen sie auch in derselben Entfernung vom Ganges.

Hier, so schien es ihm, war eine schickliche Stelle zur Gründung einer Niederlassung und zur Eröffnung eines Marktplatzes, welcher ein Stapelplatz für die Reichthümer einer großen Anzahl von Goldminen werden sollte. In den beiden ersten Tagen nach seiner Ankunft hatte er, wie er den Herrschern schrieb, mehr Anzeichen von Gold gefunden, als auf Española binnen vier Jahren. Diese Insel, so lange der Gegenstand seines Stolzes und seiner Hoffnungen, war ihm entrissen und der Schauplatz großer Verwirrung geworden, die Perlenküste von Paria hatten Abenteurer ausgebeutet, all seine Pläne in Beziehung auf diese beiden Länder waren vereitelt worden, aber hier war eine weit ergiebigere Gegend als irgend anderwärts gefunden, vollkommen geeignet, ihn für alle Unbilden und Entbehrungen zu entschädigen.

Nach Berathung mit seinem Bruder beschloß er hier sofort eine Niederlassung zu gründen, um den Besitz des Landes sicher zu stellen, die Minen aufzusuchen und auszubeuten. Der Adelantado erbot sich, mit dem größeren Theile der Mannschaft hier zu bleiben, während der Admiral nach Spanien zurückkehren sollte, um Verstärkungen und Unterstützung zu holen. Man beeilte sich, diesen Plan

sofort zur Ausführung zu bringen. Es wurden achtzig Mann zum Zurückbleiben ausgewählt und in Rotten von zehn Mann eingetheilt. Diese fingen an auf einer Anhöhe, einen Bogenschuß vom Ufer des Flusses Belen entfernt, niedrige Häuser von behauenen Baumstämmen, mit Palmenblättern gedeckt, zu bauen. Eines davon, welches größer war als die anderen, sollte als Vorrathshaus dienen und zur Aufbewahrung der Munition, der Geschütze und Lebensmittel verwendet werden. Der größere Theil davon war der Sicherheit halber am Bord einer der Caravelen gelassen, welche zum Dienst für die Colonie zurückbleiben sollte. Zwar hatten sie nur einen mäßigen Vorrath von europäischen Lebensmitteln, der in Zwieback, Käse, Hülsenfrüchten, Wein, Oel und Essig bestand, allein das Land brachte köstliche Früchte hervor, als: Bananen, Ananas und Kokosnüsse. Auch Mais und verschiedene Knollengewächse wie auf Española waren in Menge vorhanden. Die Flüsse und Seeküsten waren reich an Fischen, zu deren Fang die Spanier mit den nöthigen Geräthen versehen waren. Die Eingebornen bereiteten Getränke verschiedener Art, eines aus dem Safte der Ananas, dem Weine, ein anderes aus Mais, dem Biere ähnlich, und noch ein drittes aus der Frucht einer Palme. Demnach schien keine Gefahr wegen Hungersnoth vorhanden zu sein. Columbus sorgte dafür, die Indianer beim Guten zu erhalten, damit sie während seiner Abwesenheit die Colonie mit den nothwendigen Bedürfnissen versehen möchten. Er machte

Quibian Geschenke, um ihn wegen des Eindringens in sein Land zu besänftigen.

Nachdem die nöthigen Einrichtungen für die Colonie getroffen, eine Anzahl Häuser gedeckt und zum Bewohnen eingerichtet waren, rüstete sich der Admiral zur Abreise, als ein unvorhergesehenes Hinderniß dazwischen kam. Die Regengüsse, welche während seines Aufenthaltes so häufig gefallen waren, hatten gänzlich aufgehört, keine Gießbäche stürzten sich mehr von den Gebirgen herab und der Fluß, der bei seinem plötzlichen Anschwellen ihn früher in Gefahr gebracht hatte, war so klein geworden, daß er jetzt bei der Mündung nicht über einen halben Faden Wasser hatte. Obschon die Schiffe klein waren, konnte man sie doch nicht über die Sandbänke, welche vor der Mündung lagen, hinüberbringen, denn man mußte fürchten, daß die von den Bohrwürmern zerschrotenen Schiffe von der Brandung zerschlagen würden. Der Admiral sah sich daher gezwungen, sich in Geduld zu fassen; er stellte Gebete um die Wiederkehr jener Regengüsse an, über welche er noch vor kurzem geseufzt hatte, denn nur durch das Anschwellen des Flusses konnte er flott werden.

Unterdessen sah Quibian mit geheimer Eifersucht und Unwillen, daß die fremden Gäste Gebäude aufführten, wodurch sie die Absicht kund gaben, sich in seinem Lande festzusetzen. Er war heftigen und kriegerischen Geistes, eine große Anzahl Krieger stand unter seinem Befehl, und da er die Ueberlegenheit der Europäer in der Kriegskunst nicht

kannte, hielt er es für leicht, sie durch eine gutverabredete List zu überwältigen und gänzlich zu vernichten. Er schickte Boten umher und befahl allen seinen waffenfähigen Leuten, sich bei seiner Residenz am Flusse Veragua zu versammeln unter dem Vorwande, einen Nachbarfürsten zu bekriegen.

Bewaffnete Indianer zogen jetzt in Menge bei dem Hafen, wo die Schiffe vor Anker lagen, vorüber und begaben sich zu ihrem Häuptling. Weder der Admiral, noch seine Officiere schöpften Verdacht wegen ihrer eigentlichen Absichten. Am Bord einer der Caravelen aber befand sich Diego Mendez, ein Mann von Eifer und Muth, dem Admiral ganz ergeben. Er war als erster Notar mitgegangen und sollte als Ober-Rechnungsführer bei der Colonie zurückbleiben. Schlau und aufpassend wie er war, bemerkte er in dem Benehmen der Indianer etwas, das ihn argwöhnen ließ, es möchte hier irgend eine Verrätherei im Werke sein. Er theilte dem Admiral seinen Verdacht mit, erbot sich, längs der Küste zu dem Fluß Veragua zu fahren und das Lager der Indianer zu erforschen. Sein kühner Antrag wurde angenommen. Kaum war er eine Meile längs der Küste gefahren, als er am Ufer die Indianer in großer Anzahl bewaffnet sah. Er ging sogleich allein ans Land und begab sich, während er sein Boot flott zu halten befahl, unerschrocken zu den Indianern. Gegen tausend Mann fand er beisammen unter Waffen und mit den, zu einem Kriegszuge nöthigen, Vorräthen

versehen. Mendez erbot sich, sie mit seinem bewaffneten Boote gegen ihre Feinde zu unterstützen, welches Anerbieten die Indianer mit sichtbarer Verlegenheit ablehnten. Er kehrte zu seinem Boote zurück und beobachtete die Indianer die Nacht hindurch, die, als sie dies merkten, nach Veragua zurückkehrten.

Mendez eilte zurück zu dem Admiral und stattete von dem, was er gesehn hatte, Bericht ab. Seiner Meinung nach, hatten die Indianer die Absicht gehabt, die Spanier zu überfallen. Der Admiral wollte nicht an einen solchen Verrath glauben, und verlangte überzeugendere Beweise, bevor er irgend einen Schritt thäte, wodurch das bisherige gute Vernehmen mit den Eingebornen unterbrochen würde. Der unternehmende und unermüdliche Mendez erbot sich nun, mit einem einzigen Gefährten zu Land vorzudringen und sich als Kundschafter in das eigentliche Hauptquartier der Indianer, nach der Residenz Quibian's*) zu schleichen. Es war dies ein Dienst auf Tod und Leben, allein dergleichen gefährliche Unternehmungen machten dem Manne, der sich dazu erbot, das größte Vergnügen. Er ging mit einem gewissen Diego de Escobar an der Seeküste entlang, um die dichten Waldungen zu vermeiden, welche für die Europäer undurchdringlich waren; so gelangten beide zur Mündung des Veragua. Hier fanden

*) Nach der Meinung A. v. Humboldt's bedeutet quibian so viel als: Gebieter, und war kein Geschlechtsname.

sie zwei Indianer in ihren Canots, mit denen Mendez sich durch Zeichen verständlich zu machen suchte. Durch sie glaubte er erfahren zu haben, daß sein Verdacht gegründet sei. Obschon es sehr zu bezweifeln ist, daß die Indianer die Fragen des Spaniers und dieser die Antworten der Indianer verstand, berichtet Mendez dennoch in seinem Testamente ausführlich von dieser Unterhaltung. Er versicherte von jenen beiden Indianern erfahren zu haben, daß Quibian mit seinen Kriegern bereits auf dem Wege gewesen sei, die Spanier zu überfallen, ihre Wohnungen und Schiffe zu verbrennen und sie sämmtlich zu ermorden. Nur dadurch, daß sie gemerkt hätten, ihr Plan sei durch ihn entdeckt, hätten sie die Ausführung desselben verschoben, wären jedoch entschlossen gewesen, ihn in den nächsten Tagen auszuführen. „Ich bat," erzählt Mendez, „die beiden Indianer, uns in ihren Canots stromaufwärts für guten Lohn nach der Residenz des Caziken zu fahren. So dringend sie mir auch vorstellten, daß ich und mein Begleiter einem gewissen Tode entgegen gingen, bestand ich darauf und sie fuhren mich in ihren Canots stromauf zu den Dörfern der Indianer. Hier fand ich Alles in lärmender Bewegung der Kriegsrüstung. Als ich mich zur Wohnung des Caziken begeben wollte, widersetzten sich die Indianer. Da ich gehört hatte, daß Quibian durch einen Pfeil verwundet worden sei, gab ich mich für einen Wundarzt aus, der gekommen sei, ihn zu verbinden. Ich war freigebig mit Geschenken und erhielt endlich Zutritt. Auf dem

Leipzig, d. Engl. Kunst. Anstalt. A. H. Payne sculps.

Diego Mendez läßt die Indianer frisiren.

reien Platze vor des Caziken Wohnung waren dreihundert Köpfe erschlagener Feinde aufgespießt. Als ich mit meinem Gefährten mich der Wohnung Quibian's näherte, fanden wir eine große Anzahl Weiber und Kinder, die an dem Eingange standen, ein durchdringendes Geheul erhoben und in das Innere des Hauses entflohen. Ein junger, starker Indianer, ein Sohn des Caziken, sprang wüthend und schreiend hervor und versetzte mir einen Faustschlag, daß ich einige Schritte zurücktaumelte. Ich suchte ihn mit freundlichen Worten zu besänftigen, zog eine Büchse mit Salbe hervor und versicherte ihn, daß ich nur gekommen sei, um seines Vaters Wunde zu heilen. Da ich merkte, daß es mir auf diese Weise nicht gelingen würde, ihn zu besänftigen, nahm ich einen Kamm und eine Scheere heraus und Escobar, mein Gefährte, mußte auf mein Geheiß mich kämmen und mir die Haare verschneiden. Als der Sohn des Caziken und die anderen Indianer dies sahen, waren sie ganz erstaunt; nun mußte Escobar den indianischen Prinzen ebenfalls kämmen und ihm die Haare schneiden, wobei ich ihm einen Spiegel vorhielt. Er hatte darüber eine kindische Freude; ich schenkte ihm Kamm, Scheere und Spiegel und nun war er beruhigt. Ich verlangte zu essen, auf der Stelle brachte man uns, was eben vorhanden war; wir aßen und tranken im besten Einverständniß und blieben gute Freunde."

Zutritt zu dem Caziken erhielt Mendez nicht, allein er hatte sich überzeugt, daß die Indianer Böses gegen die

Spanier im Schilde führten und eilte zurück, um dem Admiral darüber Bericht abzustatten. Auch noch von anderen Seiten erhielt der Admiral Gewißheit darüber, daß Quibian die Absicht habe, mit zahlreichen Kriegerhaufen die Schiffe und Häuser der Spanier in der Nacht zu überfallen und alles mit Feuer und Schwert zu vertilgen. Sogleich wurden Wachen zur Sicherheit der Schiffe und der Niederlassung ausgestellt, allein der unternehmende Diego Mendez schlug noch ein sichreres Schutzmittel vor. Dies bestand darin: schnell auf die Residenz Quibian's loszugehen, ihn zu überfallen und nebst seiner Familie und den vornehmsten Kriegern gefangen nach Spanien abzuführen, sein Dorf aber in Besitz zu nehmen. „Ich schlug — erzählt Mendez — die Kriegslist vor und die Art und Weise es auszuführen; Seine Herrlichkeit der Admiral befahl, daß der Señor Adelantado und ich die Ausführung mit achtzig Mann übernehmen möchten."

Der Adelantado nahm vierundsiebenzig Mann, darunter sich Diego Mendez und der Indianer, der den Plan des Cazikeu verrathen hatte, befanden, mit sich, fuhr am 30. März in den Booten zur Mündung des Veragua, dann stromauf und noch bevor die Indianer Nachricht von seiner Ankunft erhielten, landete er am Fuße des Hügels, auf welchem das Haus des Caziken lag.

Sobald Quibian es erfuhr, schickte er einen Boten an ihn, der sich seinen Besuch verbitten sollte; nicht aus Furcht vor feindlichem Angriff, wie es schien, sondern aus Be-

sorgniß, daß die Spanier ihm seine Frauen und Töchter entführen möchten.

Der Adelantado nahm keine Rücksicht auf diese Botschaft, erstieg jedoch, um Argwohn zu vermeiden, die Anhöhe nur mit fünf Mann, unter denen sich Diego Mendez befand. Den anderen befahl er, sich unvermerkt, immer zu zwei und in gehöriger Entfernung von einander, nachzuschleichen. Ein Flintenschuß sollte das Zeichen sein, die Wohnung zu umzingeln und Niemanden entfliehen zu lassen.

Als der Adelantado sich dem Hause näherte, kam ein anderer Bote, der ihn ersuchte, das Haus nicht zu betreten, indem der Cazik heraus zu ihm kommen würde, obschon er durch eine Pfeilwunde gelähmt sei. Bald darauf erschien Quibian, setzte sich auf der Thürschwelle nieder und bat, der Adelantado möge ganz allein zu ihm kommen. Don Bartolomeo gab jetzt Diego Mendez und seinen vier Begleitern Befehl, in einer kleinen Entfernung zurückzubleiben, auf seine Bewegungen Acht zu geben und sobald sie sehen würden, daß er den Caziken beim Arme fasse, sogleich herbeizueilen und Hand mit anzulegen. Er näherte sich nun mit dem indianischen Dolmetscher, der vor Furcht zitterte, weil es ihm unmöglich schien, daß ein Spanier einen Caziken bezwingen könne. Die Unterredung wurde vermittelst des Dolmetschers ganz freundschaftlich eingeleitet, der Adelantado ließ theilnehmend sich die Wunde zeigen und faßte hierbei den Caziken plötzlich beim Arme. Die vier Begleiter sprangen nun herbei, der Signalschuß wurde

gegeben. Unterdessen suchte Quibian sich loszureißen, allein Don Bartolomeo hielt ihn mit eiserner Hand fest. Da sie beide Männer von großer Körperkraft waren, fand ein heftiges Ringen statt. Der Adelantado behielt die Oberhand und Quibian wurde von Diego Mendez und den anderen Spaniern an Händen und Füßen gebunden. Die übrige Mannschaft hatte das Haus umzingelt, sie drangen ein und nahmen funfzig Personen, darunter die Weiber und Kinder des Cazikens und einige seiner vornehmsten Krieger gefangen. Niemand wurde verwundet, da niemand Widerstand leistete und der Adelantado unnützes Blutvergießen verboten hatte. Als die armen Indianer ihren Fürsten in Gefangenschaft sahen, erfüllten sie die Luft mit Wehklagen, baten um seine Freilassung und boten — wenn wir dem Bericht Fernando's hierin trauen dürfen — als Lösegeld einen großen Schatz an, welchen sie angeblich in dem nahen Walde verborgen hatten.

Der Adelantado war taub gegen ihre Bitten und Anerbietungen; Quibian war ein zu gefährlicher Feind, um ihn freizulassen, als Gefangener, glaubte man, würde er eine Bürgschaft für die Sicherheit der Niederlassung sein. Den Verrath, den die Spanier an ihn, die Unmenschlichkeit, die sie an den wehrlosen Frauen und Kindern begingen, mußten sie bald, wie wir erfahren werden, auf grausame Weise büßen.

Aus Besorgniß, die ganze Nachbarschaft möchte zu den Waffen greifen und um seinen Fang in Sicherheit zu bringen,

schickte Don Bartolomeo den Caziken und die anderen Gefangenen an den Bord des Schiffes, während er mit einer Abtheilung seiner Leute am Ufer blieb, um die Indianer, die entflohen waren, zu verfolgen. Juan Sanchez, der erste Steuermann des Geschwaders, ein handfester, muthvoller Mann, übernahm die Gefangenen. Als der Adelantado ihm den Häuptling übergab, warnte er ihn, auf seiner Hut zu sein, damit er ihm nicht wieder entwische. Der tapfre Steuermann erwiederte: wenn der Cazik aus seinen Händen entkäme, sollten sie ihm den Bart Haar bei Haar einzeln ausreißen. Mit diesen Worten übernahm er den an Händen und Füßen gebundenen Quibian, den er, sobald sie auf dem Boot angekommen waren, mit einem starken Tau an einer Ruderbank anband. Es war eine finstre Nacht. Als das Boot den Fluß hinabfuhr, klagte der Cazik bitterlich über die Schmerzen, die ihm die Fesseln verursachten, so daß das rauhe Herz des Steuermanns gerührt wurde. Er löste, sobald sie an der Mündung des Flusses angekommen waren, das Tau, womit er ihn an die Bank angebunden hatte, behielt jedoch das Ende davon in seiner Hand. Der verschlagene Indianer nahm jetzt die Gelegenheit wahr, und während Sanchez nach einer anderen Seite sah, sprang er rasch in den Fluß. Es war, als ob ein Stein ins Wasser gefallen wäre, so tief ging er zu Grunde und verschwand; sein Hinabstürzen war aber so heftig, daß er den Steuermann sicher nachgezogen haben würde, wenn dieser nicht losgelassen hätte. Die Dunkelheit

der Nacht und die Verwirrung, die entstand, da man auf die Sicherheit der anderen Gefangenen Bedacht nehmen mußte, machten es unmöglich, dem Cazīken nachzusetzen, oder auch nur zu erfahren, was aus ihm geworden sei. Juan Sanchez eilte mit den übrigen Gefangenen zu den Schiffen, höchlich entrüstet darüber, von einem Wilden überlistet worden zu sein.

Der Adelantado blieb die ganze Nacht über am Ufer. Als er am folgenden Morgen die felsige Gegend, in welcher die Häuser der Indianer zerstreut lagen, näher kennen gelernt hatte, gab er die Verfolgung der Eingebornen auf und kehrte mit der, in der Wohnung des Cazīken gemachten Beute zurück. Diese bestand in Arm- und Knöchelbändern, massiven Goldblechen, die sie um den Hals trugen und zwei goldenen Kronen, das Ganze im Werthe von dreihundert Dukaten. Ein Fünftel davon wurde für die Krone bei Seite gelegt, das Uebrige unter die, bei dieser Unternehmung gegenwärtige Mannschaft vertheilt. Dem Adelantado wurde eine der Kronen als ein Siegeszeichen verehrt. Er hatte Rachegeister aufgeweckt, welche weder er noch sein Bruder zu beschwören vermochten.

9.

Unglücksfälle in der Niederlassung.

Columbus hatte gehofft, daß die strenge Maßregel des Adelantado die Indianer der Nachbarschaft in Schrecken setzen und fernere Unternehmungen gegen die Niederlassung

verhindern würde. Quibian, der mit gebundenen Händen und Füßen sich in das Wasser gestürzt hatte, hielt man für ertrunken. Lebte er noch, so durfte er aus Besorgniß für seine Angehörigen, die sich in Gefangenschaft befanden, nichts zu unternehmen wagen.

Da der Strom aufs Neue durch häufige Regengüsse angeschwollen war, traf Columbus die, zur Erhaltung der Colonie ihm erforderlich scheinenden Anordnungen, und nachdem er den zurückbleibenden Spaniern noch manchen guten Rath ertheilt und seinem Bruder ein herzliches Lebewohl gesagt, ging er mit drei Caravelen unter Segel; die vierte ließ er zum Dienste der Niederlassung zurück. An der Mündung fand man Sandbänke, welche die Ausfahrt hinderten, so daß ein Theil der Ladung wieder an das Ufer gebracht und die hierdurch erleichterten Schiffe aus dem Hafen mit den Booten bugsirt werden mußten. Dennoch stießen sie oft auf den Grund, und wäre der Sand nicht lose gewesen, würden sie sich festgelaufen haben. Endlich erreichten sie das offne Meer, schifften ihre Ladungen wieder ein, gingen eine Seemeile von der Küste vor Anker und erwarteten einen günstigen Wind. Der Admiral war Willens, bei Española anzulegen und der neuen Niederlassung von dort so viel Unterstützung und Verstärkung zu senden, als jene Insel aufzubringen im Stande sei. Da der Wind fortwährend ungünstig blieb, schickte Columbus d. 6. April unter dem Befehl des Capitains Don Diego Tristan ein Boot an die Küste, um Holz und Wasser zu holen und dem Adelantado

einige Mittheilungen zu machen. Für die Mannschaft dieses Bootes sollte die Fahrt verhängnißvoll werden.

Der Cazik Quibian war nicht, wie man geglaubt hatte, ertrunken. Obschon an Händen und Füßen gebunden, befand er sich dennoch im Wasser wie ein Fisch in seinem natürlichen Element. Er tauchte bis zum Grunde, schwamm dann unter dem Wasser eine weite Strecke fort, bis er bei der nächtlichen Dunkelheit den Spaniern außer Gesicht gekommen war, dann tauchte er empor und schwamm an das Ufer. Die Verwüstung seiner Wohnung und die Gefangenschaft seiner Frauen und Kinder erfüllte ihn mit Trauer; als er aber die Schiffe, auf denen sie sich befanden, aus dem Flusse hinaus jener unbekannten Welt, woher die Fremdlinge gekommen, zusegeln sah, bemächtigte sich seiner Wuth und Verzweiflung und er beschloß, eine fürchterliche Rache an den zurückgebliebenen weißen Männern zu nehmen. Mit einer großen Anzahl Bewaffneter schlich er sich in der stillen Weise, wie dies die Wilden vortrefflich verstehn, ohne Geräusch durch den dichten Wald zur Niederlassung heran. Die kleine Anhöhe, auf welcher die Spanier ihre Häuser erbaut hatten, war von dichtem Gehölz umgeben, wodurch es den Indianern möglich wurde, ungesehn bis auf zehn Schritte sich zu nähern. Die Spanier, welche den Feind für gänzlich besiegt und zerstreut hielten, waren durchaus nicht auf ihrer Hut. Einige waren an den Strand gegangen, um den Schiffen noch ein Lebewohl zuzuwinken,

einige befanden sich im Flusse am Bord der Caravele, die anderen in den zerstreut liegenden Wohnungen.

Plötzlich brachen die Indianer mit Geschrei und Geheul aus ihrem Versteck hervor. Sie stürzten sich gegen die Häuser der Spanier, warfen ihre Lanzen durch die Dächer von Palmenblättern, durch die Fenster und wo sich sonst eine Oeffnung darbot. Da die Zimmer klein waren, wurden mehrere, die sich darin befanden, verwundet. Beim ersten Lärm ergriff der Adelantado eine Hellebarde und drang mit sieben oder acht Mann hinaus, die er durch Wort und Beispiel zu kräftiger Gegenwehr aufforderte. Gleicherweise sammelte Diego Mendez einige seiner Gefährten, kam dem Adelantado zu Hülfe und beide trieben gemeinschaftlich die Feinde, von denen sie mehrere getödtet und verwundet, in den Wald zurück. Die Indianer sendeten einen Hagel von Wurfspeeren und Pfeilen aus dem Dickicht auf die Fremdlinge und machten wüthende Ausfälle mit ihren Kriegskeulen auf sie; allein sie vermochten nichts gegen die scharfen Klingen der Spanier, und als diese einen ihrer wüthenden Bluthunde auf sie hetzten, flohen sie voll Entsetzen und ließen eine Menge Todter und Verwundeter zurück. Die Spanier hatten nur einen Todten und acht Verwundete. Unter den letzteren befand sich der Adelantado, welcher einen leichten Lanzenstich in die Brust erhalten hatte.

Mit einiger Abweichung von Fernando's Bericht erzählt Mendez, der sich gern immer alle Thaten allein zuschreibt, dies Gefecht.

„Kaum war der Admiral hinaus auf das Meer geschifft

und ich nur mit einigen zwanzig Mann zurückgeblieben, als sich eine Menge Indianer, welche vom Lande herkamen, auf uns warfen. Es waren ihrer mehr als vierhundert, mit ihren Pfeilen und Wurfspeeren bewaffnet. Sie stellten sich in Linie auf der Anhöhe auf und stießen ein heftiges Geschrei aus; nach einer Weile ein zweites und darauf ein drittes. Diese Pausen gaben mir, Gott sei Dank dafür! Zeit, mich zum Gefecht vorzubereiten und mich gegen sie zu vertheidigen. Ich befand mich am Ufer zwischen unsern Hütten und sie sich auf der Anhöhe, einen Bogenschuß entfernt, von wo sie mit Pfeilen auf uns schossen und mit Wurfhaken uns warfen, wie man beim Stiergefecht den Stier wirft (como quien agarrocha toro). Pfeile und Speere flogen so dicht und so unaufhörlich, wie Hagel, und Einige kamen sogar einzeln heran, um uns mit ihren Keulen zu erschlagen. Allein von diesen kehrte keiner zurück, denn wir hieben ihnen Arme und Beine ab und tödteten sie mit unsern Schwertern. Dies setzte sie so in Furcht, daß sie davon liefen, nachdem sie uns von zwanzigen, die wir waren, sieben getödtet; sie verloren neunzehn von den ihrigen. Dies Gefecht währte drei volle Stunden, und es war nur durch ein Wunder, daß uns der Herr den Sieg verlieh, da wir so wenige und unsere Feinde so viele waren."

Das Boot, welches der Admiral abgeschickt hatte, kam während des Gefechtes an. Diego Tristan, der Capitain, blieb jedoch ein bloßer Zuschauer; er fürchtete, die Spanier möchten, wenn er anlegte, in so großer Anzahl in das Boot

springen, daß es sinken müßte. Als die Indianer geflohen waren, fuhr er weiter im Flusse stromauf nach frischem Wasser, nicht achtend auf den ernsten Rath seiner Landsleute am Ufer, die ihn warnten, sich nicht von den Indianern den Rückweg abschneiden zu lassen.

Der Fluß war tief, die Ufer steil und eng, mit überhängenden Bäumen besetzt. Die Waldungen auf beiden Seiten waren undurchdringlich, so daß man nirgend landen konnte, außer an wenigen Stellen, wo ein Fußpfad der Indianer sich an den Fluß herabzog und die Fischer ihre Nachen aufbewahrten.

Das Boot war ungefähr eine Stunde weit oberhalb des Dorfes angekommen, als man das Wasser süß und den Fluß von überhängenden Bäumen beschattet fand. Plötzlich ertönte von beiden Ufern fürchterliches Kriegsgeschrei und Blasen auf Muschelhörnern. Leichte Canots kamen von allen Seiten aus den dunkeln Schlupfwinkeln und überhängendem Dickicht hervor. Ein jedes derselben wurde von einem einzigen Indianer geführt, während die andern darin standen und ihre Lanzen warfen; noch andere schleuderten ihre Speere von den steilen Ufern und den hohen Bäumen auf das Boot, in welchem sich außer dem Capitän acht Matrosen und drei Soldaten befanden. Ganz bedeckt und verwundet von den Pfeilen und Wurfspeeren der Indianer, verwirrt durch ihr Geschrei, durch den Lärm ihrer Muschelhörner und die von allen Seiten auf sie gerichteten Angriffe, verloren sie die Geistesgegenwart, vergaßen von ihren Rudern

und Feuergewehren Gebrauch zu machen und suchten sich nur mit ihren Schilden zu decken. Schon hatte der Capitain Diego Tristan mehrere Wunden erhalten, indessen zeigte er immer noch große Unerschrockenheit und sprach seinen Leuten Muth zu, als der Wurfspeer eines Indianers ihn in das rechte Auge traf und ihn todt zu Boden streckte. Die Canots der Wilden umringten jetzt das Boot und es erfolgte ein entsetzliches Gemetzel. Nur ein einziger Spanier, Juan de Noya, ein Faßbinder von Sevilla, entkam. Er war während des Gefechtes aus dem Boote gefallen, des Schwimmens kundig untergetaucht und hatte unbemerkt das Ufer erreicht. Er eilte nach der Niederlassung und brachte dahin die Nachricht von der Niedermetzelung des Capitains und seiner Kameraden.

Die Spanier wurden mit Furcht und Schrecken erfüllt, als sie von den Gefahren hörten, die sie umringten. Ihre Anzahl war nicht groß, mehrere von ihnen litten noch an ihren Wunden, und sie sahen sich von Völkerschaften umgeben, die einen bei weitem trotzigeren und kriegerischeren Charakter hatten, als die, welche sie bisher kennen gelernt hatten. Der Admiral wußte nichts von der Gefahr, in der sie sich befanden und konnte absegeln, ohne ihnen Beistand zu leisten; ihrem Schicksal überlassen, mußten sie fürchten, der Uebermacht barbarischer Feinde zu erliegen, oder an dieser unwirthbaren Küste Hungers zu sterben. Muthlos und von Schrecken erfüllt beschlossen sie, die ihnen zurückgelassene Caravele zu besteigen und sämmtlich den Ort zu ver-

lassen. Vergebens that der Adelantado Einspruch, nichts konnte sie beruhigen, als eine augenblickliche Einschiffung. Zur Vermehrung der Verwirrung war dies jetzt nicht möglich. Da die Regengüsse aufgehört hatten, war der Wasserstand des Flusses niedrig und es war unmöglich, die Caravele über die Sandbänke der Mündung zu bringen. Sie schickten nun das Boot ab, um dem Admiral Nachricht zu bringen und ihn zu beschwören, sie nicht zu verlassen; allein das Wetter war stürmisch, die See hatte hohen Wellenschlag und eine starke Brandung an der Mündung des Flusses widersetzte sich dem Auslaufen. Von jeder Zuflucht und Hülfe abgeschnitten, sahen sie sich von neuen Schrecknissen umgeben. Die Leichname Tristan's und seiner Gefährten kamen den Fluß herabgeschwommen und trieben im Hafen umher; Flüge von Krähen und anderen Aasvögeln umschwärmten sie, fraßen davon und fochten mit Geschrei um ihre Beute. Die verlassenen Spanier sahen dies Schauspiel mit Schaudern; es schien ihnen eine schlimme Vorbedeutung ihres eigenen Schicksals zu sein.

Zu gleicher Zeit erneuten die Indianer, ermuthigt durch ihren Sieg, die Feindseligkeiten im Hafen. Lärm und Kriegsgeschrei ward Tag und Nacht von allen Seiten gehört und man erkannte daran, daß die Anzahl der Feinde sich beständig noch vermehrte. Sie schienen die Wälder in der Nachbarschaft ganz besetzt zu haben, überfielen jeden einzelnen Trupp Spanier und machten Angriffe auf ihre Wohnungen, so daß diese sich in dem Dorfe, welches sie

angelegt hatten, nicht mehr für sicher hielten. Da der nahgelegene Wald den Feinden zum Versteck diente, wählte der Adelantado einen offnen Platz am Ufer in einiger Entfernung vom Walde. Hier ließ er aus dem an das Land gezogenen Boot, aus Schiffstonnen und Kisten, die mit Steinen gefüllt wurden, eine Art Bollwerk errichten. Zwei Oeffnungen wurden zu Schießscharten eingerichtet und mit zwei leichten Kanonen besetzt, welche die Umgegend beherrschten. In diese kleine Festung schlossen sich die Spanier ein; die Wälle derselben reichten hin, sie vor den Wurfspeeren und Pfeilen der Indianer zu schützen. Den besten Dienst aber leisteten ihnen ihre Feuergewehre, deren Donner die Wilden mit Schrecken erfüllte, zumal wenn sie die Wirkung der Kanonenkugeln bemerkten, welche Baumstämme zersplitterten und weit in die Ferne hin Verderben trugen. So wurden die Indianer fürs Erste in Respect gehalten, daß sie nicht den Muth hatten, den Wald zu verlassen; allein die Spanier waren durch das beständige Wachen und den unaufhörlichen Alarm in großen Aengsten und erwarteten das Schlimmste, wenn ihr Schießvorrath zu Ende sein und der Hunger sie nöthigen würde, sich Lebensmittel zu suchen.

10.

Nothstand des Admirals am Bord seines Schiffes. — Die Geisterstimme. — Entsatz der zurückgelassenen Mannschaft.

Während der Adelantado und seine Leute einer so drohenden Gefahr am Ufer ausgesetzt waren, herrschte eine

nicht minder große Noth am Bord der Schiffe. Ein Tag nach dem andern verging, ohne daß Capitain Tristan und seine Leute mit Holz und Wasser zurückkehrten und man mußte fürchten, daß ihnen ein Unglück zugestoßen sei. Der Admiral hätte gern an die Küste geschickt, um Erkundigung einzuholen, allein es war ihm nur noch ein Boot für den Dienst der Caravelen übrig geblieben und er wagte nicht, bei der anhaltend heftigen Brandung es an das Land zu schicken. Die Niedergeschlagenheit und der Mißmuth der Mannschaft wurden noch durch ein anderes Ereigniß vermehrt. Am Bord einer der Caravelen befanden sich die Frauen, Kinder und Leute des Caziken Quibian in Gefangenschaft. Die Absicht war, sie mit nach Spanien zu nehmen, denn Columbus hoffte, daß, so lange sie sich in der Gewalt der Spanier befänden, würden ihre Stammgenossen keine ferneren Feindseligkeiten zu unternehmen wagen. Daß sich Columbus hierbei in einem bedauerlichen Irrthum befand, zeigten die Ueberfälle, welche schon jetzt das Boot und die Niederlassung erfahren hatten und leider! müssen wir hinzufügen, die Roheit und Barbarei, mit welcher der Adelantado in die friedlichen Wohnungen der Indianer eingedrungen, die heimtückische List, mit welcher er den verwundeten Caziken Quibian entführt, waren es, wodurch die Eingebornen zu blutiger Rache gereizt wurden. Welche Todesverachtung, welches Gefühl für Freiheit und Recht diesen sogenannten Wilden eigen waren, sollte Columbus jetzt aufs Neue erfahren.

Die Gefangenen, die er am Bord hatte, wurden des Nachts in das Vordercastell der Caravele eingeschlossen, und das Deck desselben durch eine starke Kette und Vorlegeschloß verwahrt. Da immer eine Anzahl Spanier auf diesem Deck schliefen und es auch so hoch war, daß die, unter demselben sich befindenden Gefangenen es nicht mit den Händen erreichen konnten, wurde es zuweilen vergessen, die Kette zu schließen. Die Indianer entdeckten diese Nachlässigkeit und machten einen Plan sich zu befreien. Sie trugen eine Menge Steine, die in dem unteren Raume als Ballast lagen, zusammen und bildeten davon eine Bank. Einige der Stämmigsten von ihnen stellten sich darauf und sprengten mit gekrümmten Schultern durch einen plötzlichen und gleichmäßigen Druck das Deck auf, wodurch sie die darauf schlafenden Spanier auf die Seite schleuderten. Sogleich stieg die größere Anzahl der Indianer heraus, sprang in die See und schwamm an das Land; die anderen wurden auf dem Verdeck festgehalten und wiederum in das Vordercastell eingesperrt; Kette und Schloß wurden wiederum vorgelegt und für den übrigen Theil der Nacht eine Schildwache aufgestellt. Als die Spanier am folgenden Morgen nach den ihnen übriggebliebenen Gefangenen sahen, fanden sie sie sämmtlich todt. Einige hatten sich in Schlingen, die sie von Schiffstauen gemacht hatten, erhenkt, doch so, daß sie mit den Knien den Boden berührten, andere hatten sich erwürgt, indem sie die, um den Hals gelegten, Schlingen mit den eigenen Füßen fest zugezogen hatten. In dieser

gewaltsamen Art sich zu tödten mußte man ihren unbeugsamen Entschluß, sterben zu wollen, erkennen und sich überzeugen, daß sie den Tod der Sclaverei und Mißhandlung vorzogen, welche ihnen die weißen Männer bereiteten.

Columbus war nicht ohne Besorgniß, die durch die Flucht Entkommenen möchten ihre Landsleute zu rächender Gewaltthat aufreizen, und er fürchtete für die Sicherheit seines Bruders. Noch immer war er in peinlicher Ungewißheit über das Schicksal Tristan's, denn die heftige Brandung unterbrach fortwährend jede Verbindung mit dem Lande. Da meldete sich bei dem Admiral Pedro Ledesma, ein Pilot von Sevilla, der auf seinem Schiffe diente, ein Mann von ungefähr fünfundvierzig Jahren, ein muthiger und kraftvoller Seemann. Er erbot sich, wenn ihn das Boot bis heran zur Brandung gebracht, in die See zu springen und an das Ufer zu schwimmen, um Nachrichten von den Freunden einzuholen. Sein Ehrgeiz war durch die That der gefangenen Indianer, welche, mit Verachtung der Brandung, eine Seemeile weit geschwommen waren, geweckt worden. „Haben jene," sagte er, „so viel gewagt, um ihre persönliche Freiheit zu gewinnen, so kann ich wohl dasselbe wagen, um das Leben so mancher braven Gefährten zu retten." Sein Anerbieten wurde von dem Admiral bereitwillig angenommen und auf der Stelle ausgeführt. Das Boot brachte ihn so nah als möglich an die Brandung heran, Pedro sprang, nur leicht bekleidet, vom Bord in die See, und nachdem er eine Weile mit der Brandung

gekämpft, jetzt über die Wellen emporkam, dann wieder von ihnen verschlungen zu sein schien, erreichte er die Sandbank und kam glücklich an das Ufer.

Er fand seine Landsleute auf dem verlorenen Posten in ihrer einsamen Festung eingeschlossen, von wilden Feinden umringt und erfuhr das traurige Schicksal Tristan's und seiner Gefährten. Viele Leute der Besatzung hatten aus Furcht und Verzweiflung dem Adelantado den Gehorsam aufgekündigt. Sie weigerten sich zu irgend einer Maßregel die Hand zu bieten, welche die Behauptung des Platzes zum Zweck hatte; ihr einziger Gedanke war: zu fliehen. Sobald sie den, von den Schiffen abgeschickten, Pedro erblickten, umringten sie ihn mit einer an Wahnsinn grenzenden Ungeduld. Sie bestürmten ihn, er solle den Admiral beschwören, sie am Bord zu nehmen und nicht an einer Küste zurücklassen, wo ihr Untergang unvermeidlich sei. Sie setzten Canots in Stand, welche sie zu den Schiffen bringen sollten, sobald das Wetter günstiger geworden sei. Sollte der Admiral es verweigern sie mitzunehmen, dann schworen sie, sich in der Caravele, die ihnen geblieben sei, so schadhaft sie war, einzuschiffen und lieber dem wüsten Meere anzuvertrauen, als an dieser verhängnißvollen Küste zurückzubleiben.

Nachdem der kühne Schwimmer Pedro Ledesma alles angehört, was seine verlassenen Landsleute ihm zu sagen hatten, und mit dem Adelantado und seinen Officieren Rücksprache genommen, machte er sich wieder auf seinen

gefahrvollen Rückweg. Der Brandung und den Sturzwellen aufs Neue Trotz bietend erreichte er das ihn erwartende Boot und fuhr zu den Schiffen zurück.

Die traurigen Nachrichten vom Lande erfüllten das Herz des Admirals mit Kummer und Besorgniß. Seinen Bruder dort zurückzulassen, hieß ihn der Meuterei seiner eigenen Leute und der Grausamkeit der Wilden preisgeben. Von den Schiffen konnte er keine Leute entbehren, da durch den Verlust Tristan's und seiner Gefährten die Mannschaft bedeutend geschwächt worden war. Und doch wollte er lieber mit allen seinen Leuten zu dem Adelantado zurückkehren, als diese, so große Reichthümer versprechende, Niederlassung ganz aufgeben. Allein wer sollte dann den spanischen Königen Nachricht bringen? Wie war es dann möglich, Unterstützung aus Spanien zu erhalten? Es schien für jetzt keine andere Wahl übrig, als sämmtliche Mannschaften einzuschiffen, die Niederlassung einstweilen aufzugeben und später einmal mit einer, zur sichern Behauptung des Landes hinreichenden, Macht zurückzukehren. Das ungünstige Wetter machte die Ausführung selbst dieses Planes ziemlich zweifelhaft. Der Wind war heftig, die See ging hoch und kein Boot konnte an das Land kommen. Der Zustand der Schiffe war sehr traurig. Sie waren nur schwach bemannt, von den Stürmen zerschlagen und von der Bohrmuschel zerfressen. In dieser Verfassung lagen sie an einer gefährlichen Küste vor Anker, in deren Brandung Wellen und Sturm sie zu treiben drohten. Mit jeder Stunde

wuchs Columbus' Besorgniß für seinen Bruder, seine Mannschaft, seine Schiffe, mit jeder Stunde nahm die Gefahr zu. Angstvolle Tage und schlaflose Nächte stürmten auf seine, von Alter und Arbeit zerrüttete Gesundheit ein. Seine Nerven waren angegriffen, seine Phantasie ganz besonders aufgeregt, und wenn er auch nicht, wie Einige vermuthen, in einen wirklichen Wahnsinn verfiel, so war er doch bei seiner phantastischen Gemüthsart geneigt, an Visionen und geheimnißvolle Mittheilungen aus der Geisterwelt zu glauben.

In seinem Briefe an die Herrscher aus Jamaica berichtet er Folgendes:

„Mein Bruder und die andere Mannschaft befanden sich auf einem Schiffe noch innerhalb des Flusses; ich ganz allein, außerhalb an einer so wüsten Küste, lag krank an schwerem Fieber, gänzlich ermattet, ohne Hoffnung davon zu kommen. Mit Mühe war ich auf das Vordercastell des Schiffes gestiegen. Unter häufigen Thränen mit klagender Stimme rief ich nach allen Kriegs-Hauptleuten Ew. Hoheiten, nach allen vier Winden um Hülfe, — niemand gab mir Antwort. Seufzend schlief ich vor Ermattung ein, als ich eine Stimme voll Mitleides also zu mir sprechen hörte: „O Thor, der du saumselig bist deinem Gotte, dem Gotte Aller, zu glauben und zu dienen! Was hat er Größeres für Moses oder für seinen Knecht David gethan? Seit deiner Geburt hat er beständig große Sorgfalt für dich gehabt. Als er dich zu dem Alter gelangt sah, wo

es ihm gefiel, ließ er wunderbarlich deinen Namen durch den ganzen Erdkreis erschallen. Er gab dir das so reiche Indien, einen ganzen Welttheil zum Eigenthum, du vertheiltest es nach deinem Gefallen und er gab dir hierzu Gewalt. Zu jenen Pforten des Weltmeeres, welche mit so starken Ketten geschlossen waren, hat er dir die Schlüssel gegeben. Dir wurden so viele Länder unterthan und bei der Christenheit erwarbst du dir einen ehrenvollen Ruf. That er wohl mehr für das Volk Israel, als er es aus Egypten führte? oder für David, den er vom Hirten zum Könige von Judäa erhob? Zu ihm wende dich und erkenne deinen Irrthum, sein Mitleid ist ohne Grenzen, dein Alter wird dich nicht hindern, Großes zu vollbringen, der Herr hält ein großes Erbe in seinen Händen. Abraham war schon über hundert Jahre alt, als Isaak ihm geboren ward und war Sara etwa ein junges Mädchen? Du rufst nach ungewisser Hülfe, sag an, wer hat dich so oft betrübt? War es Gott, oder die Welt? Die Privilegien und Versprechungen, welche Gott gegeben hat, bricht er niemals, auch sagt er nicht, wenn ihm ein Dienst einmal erwiesen worden ist, dies sei nicht seine Absicht gewesen und er habe es ganz anders gemeint. Er verhängt nicht Qualen, um seine Gewalt zu verkünden. Er hält sich genau an den Buchstaben, erfüllt alles, was er verspricht und noch mehr; dieses ist sein Brauch. Solches hat der Herr für dich, wie für die anderen alle gethan. Jetzt nun wirst du den Lohn

empfangen für alle Mühseligkeiten und Gefahren, welche du in dem Dienste anderer erduldet hast.

„Ich hörte dies Alles“, fügt Columbus hinzu, „wie ein Sterbender, und konnte keine Antwort auf so wahre Worte finden, nur weinen konnte ich über meinen Irrthum. Derjenige, wer es auch sein mochte, der zu mir redete, endete also: „Fürchte dich nicht, vertraue! Alle diese Widerwärtigkeiten stehen in Marmor eingegraben und dies nicht ohne guten Grund!“ Ich erhob mich, sobald ich es vermochte und nach neun Tagen wurde das Wetter besser, allein noch nicht günstig genug, um die Schiffe aus dem Flusse herausbringen zu können.“

Ich befürchte nicht, fügt A. v. Humboldt hinzu, der Uebertreibung beschuldigt zu werden, wenn ich sage, daß Seelengröße und Erhabenheit aus dem so eben mitgetheilten Bruchstücke uns entgegentreten. Diese Erzählung des Traumgesichtes an dem Flusse Bethlehem ist um so erhabener, als sie bittre Vorwürfe enthält, die ein mit Unrecht verfolgter Mann mit kühnem Freimuthe mächtigen Monarchen macht. Die Stimme vom Himmel verkündet den Ruhm des Columbus. Die Herrschaft von Indien gehört ihm; er konnte darüber nach seinem Belieben verfügen; es Portugal geben, Frankreich oder England, jedem, welcher die große Bedeutung seiner Unternehmung anerkennen wollte.

Jenes Bild des westlichen Oceans, der Jahrtausende hindurch hinter verschlossenen Thoren gefesselt gelegen, bis zu dem Augenblicke, wo der Muth und die Unerschrockenheit

des Columbus den Zugang sämmtlichen Völkern aufschloß und die Ketten sprengte, ist eben so erhaben als schön. Man könnte selbst sagen, daß sich einige Züge von feiner Bosheit in die Erzählung des Traumbildes einmischen. Die himmlische Stimme preist vorzugsweise und vielleicht mit größerem Nachdruck, als es den katholischen Monarchen und ihren Hofleuten, den Feinden des Columbus gefallen mochte und konnte: „die unerschütterliche Treue Gottes in Erfüllung der von ihm gegebenen Privilegien und Versprechungen." Dieses Lob der Treue scheint um so verwegener, als man in demselben Briefe liest:

„Noch eine andere sehr wichtige Angelegenheit ruft uns mit offnen Armen zu; man hat sie bisher bei Seite liegen lassen.*) Sieben Jahre lang befand ich mich an Dero Königl. Hofe, wo alle, denen man von diesem Unternehmen sprach, wie aus einem Munde riefen: es seien Possen! Jetzt reichen selbst die Schneider Bittschriften ein, um auf Entdeckungsreisen ausgehen zu dürfen. Verfolgt, vergessen wie ich bin, gedenke ich niemals an Española und Paria, ohne daß sich meine Augen mit Thränen füllen. Die Gunstbezeigungen und der Gewinn sollte demjenigen zu Theil werden, welcher seinen Körper den Gefahren aussetzte. Es

*) Der spanische Text sagt: „El otro negocio famosissimo está con los brazos abiertos llamando; extrangero ha sido fasta ahora." Mit gänzlicher Unkunde des Textes übersetzt Bossi: „sur quoi se fondent mes ennemis? Ils osent me reprocher que je suis étranger.

ist nicht billig, daß diejenigen, welche meine Pläne stets durchkreuzten, nur den Gewinn davon ziehen; daß diejenigen, welche sich feiger Weise den Mühseligkeiten in Indien entzogen und heimkehrten, um mich zu verleumden, die einträglichsten Stellen davon tragen. Als es mir durch den Willen des Himmels gelungen war, unermeßliche Länder unter Ew. Hoheiten Scepter zu bringen, Zufriedenheit in meiner Seele, siegreich und Schätze verkündend, sah ich mich und meine Brüder plötzlich mit Fesseln belastet in ein Schiff geworfen, ohne die nöthige Kleidung, mit Härte behandelt; man ließ mich dulden, ohne mich vor den Richterstuhl zu rufen, oder eines Verbrechens zu überführen. Konnte man glauben, daß ein armer Fremdling die Fahne der Empörung allein erheben würde, ohne Beweggrund, ohne Hülfe anderer Fürsten, umgeben von den Vasallen Ew. Hoheiten, oder theilnahmlosen Eingebornen, während meine beiden Söhne sich an Dero königlichem Hofe aufhielten? Ich begann Euern Hoheiten zu dienen in dem Alter von achtundzwanzig Jahren*) und es ist nicht ein einziges Haar auf meinem Scheitel, welches nicht gebleicht wäre. Das Wenige, was wir besaßen, meine Brüder und ich, Alles, selbst mein alter Kittel (sayo) wurde schmählicher Weise verkauft. Ich muß annehmen, daß das, was uns begegnet ist, nicht den Befehlen Ew. Hoheiten angemessen war. Mich in meine

*) Daß Columbus sich hier irrt, ist schon oben Th. I. S. 2. nachgewiesen worden.

Rechte wieder einsetzen, meine Ehre und meine Güter mir wiedergeben, meine Widersacher züchtigen, zumal diejenigen, welche mir meine Perlen geraubt und mich in meinen Rechten als Admiral beeinträchtigt haben, dies kann Ew. Hoheiten allein den ehrenvollen Ruf gerechter, nie mit Undank lohnender Fürsten sichern. Das abgemessene und ehrenwerthe Benehmen, welches ich stets in Ew. Hoheiten Dienst beobachtet und der unverdiente Schimpf, welchen ich erduldet, gestatten mir nicht still zu schweigen. Ich flehe Ew. Hoheiten an, meinem Schmerze zu verzeihen; meine Freunde allein haben bisher meine Thränen gesehen. Alleinstehend, krank, mit jedem Tage dem Tode entgegengehend, sehe ich mich (auf dieser Insel Jamaica) von Wilden, Feinden des Christenthums umgeben, so gänzlich der heiligen Sakramente der Kirche beraubt, daß meine Seele sich von meinem Körper trennen wird, ohne daß man meiner gedenkt. Möge man mich doch endlich aus dieser Abgeschiedenheit herausziehen, damit ich mich nach Rom begeben, oder eine andere Pilgerfahrt unternehmen könne. Möge der Himmel Mitleid mit mir haben und mögen diejenigen, welche auf dieser undankbaren Erde Barmherzigkeit, Wahrheit und Gerechtigkeit üben, mir ihre Thränen nicht versagen!"

Die eigenthümliche Stimmung, welcher sich der Admiral überließ, als er diesen Brief schrieb, jene wundersame Mischung von Kraft und Schwäche, von Stolz und rührender Demuth weihen uns gewissermaßen in die Geheim-

nisse und inneren Kämpfe der großen Seele des Columbus ein.

Jener merkwürdige Brief gelangte erst am Schlusse des Jahres 1503 in die Hände der Herrscher, denen Diego Mendez ihn überbrachte. Ueberlesen wir den Brief im vollständigen Zusammenhange und bedenken wir die Lage, in welcher er geschrieben wurde, so müssen wir der Ansicht Humboldt's beistimmen, daß Columbus den Königen, die ihn so schnöder Behandlung preisgegeben und ihn, außer nach seiner ersten Rückkehr, nie mit königlichem Edelmuth behandelt hatten, in jenem Traumgesichte Wahrheiten vernehmen läßt, die er ihnen in schlichter Prosa des dienstlichen Berichtes nicht sagen konnte. Anderer Meinung ist der geistreiche Irving, welcher Columbus von dem Vorwurfe der Unwahrheit, indem er Königen die Wahrheit sage, freizusprechen sucht. Dies ist — so fügt Irving nach Mittheilung des Traumgesichtes hinzu — die sonderbare Mittheilung, welche Columbus den Herrschern über sein vermeintliches Gesicht macht. Man hat gemeint, das Ganze sei eine schlaue Erfindung von ihm, um seinen Königen auf geschickte Weise die Wahrheit zu sagen, allein solch ein Gedanke ist unverträglich mit seinem Charakter. Er hatte eine zu heilige Scheu vor Gott und zu tiefe Ehrfurcht vor dem Könige und der Königin, um sich eines solchen Kunstgriffes zu bedienen. Die von einem unsichtbaren Wesen ihm zugerufenen Worte waren Sorgen und Gedanken, die ihn auch im wachen Zustande ängstigten und

beschäftigten. Natürlich mußten sie auch in seinen lebhaften und fieberhaften Träumen vor seine Seele treten und bei der Erinnerung und Wiedererzählung eines gehabten Traumes giebt man ihm unwillkürlich einige Ausschmückung und Zusammenhang. Außerdem hatte Columbus die Ueberzeugung, ein besonderes Werkzeug in der Hand der Vorsehung zu sein, und dies machte ihn, mit einem, jener Zeit eigenthümlichen etwas starken Anfluge von Aberglauben, geneigt, jeden lebhaften Traum für eine Offenbarung zu nehmen. Man darf ihn nicht mit dem Maßstabe, den man an gewöhnliche Menschen anlegt, messen. Es hält schwer, sich in seine Lage zu versetzen und sich die Gemüthsaufregungen vorzustellen, von denen er ergriffen wurde. Die ungeschmückte Weise, in welcher er in seinem Briefe an die Herrscher die Träume seiner Einbildungskraft mit einfachen Thatsachen und gesunden, practischen Bemerkungen in Verbindung bringt, indem er sie mit einer Art biblischer Feierlichkeit und poetischer Sprache verkündigt, zeigen, daß sein Charakter aus einer Mischung außerordentlicher, zum Theil sich widersprechender Elemente bestand.

Bald nach seiner angeblichen Vision, nach Verlauf von 9 Tagen, ließ das stürmische Wetter nach, die See wurde ruhig und die Verbindung mit dem Lande und der zurückgelassenen Mannschaft war wiederum durch ein Boot hergestellt, in welchem Diego Mendez mit vier Mann hinüberfuhr. Es wurde für unmöglich befunden, die zurückgebliebene Caravele aus dem Flusse herauszubringen, allein

alles wurde aufgeboten, um die Mannschaft und deren Eigenthum vor Wiedereintritt stürmischer Witterung am Bord der Schiffe zu bringen. Hierbei waren die Anstrengungen des unternehmenden Mendez ganz besonders erfolgreich. Er hatte schon seit einigen Tagen die nöthigen Vorbereitungen getroffen. Von den zerrissenen Segeln der Caravele ließ er Säcke machen, um den Zwieback zu verwahren. Zwei indianische Canots wurden mit Stangen verbunden, daß sie nicht umschlagen konnten und darauf eine Bretterdecke gelegt, auf welcher große Lasten fortgeschafft werden konnten. Diese Art Floß wurde zu wiederholten Malen mit den Vorräthen, Waffen, Pulver, Geräthschaften u. s. w. beladen, die sich in der Festung und auf der Caravele befanden, welche vollständig abgetakelt und zerschlagen wurde. Hatte das Floß die gehörige Ladung, so wurde es durch Boote zu den Schiffen bugsirt. Auf diese Weise wurde durch die, Tag und Nacht hindurch unausgesetzten Anstrengungen während zweier Tage fast alles, was nur irgend von Nutzen oder Werth war, an den Bord der Schiffe gebracht und nichts blieb zurück, als der Rumpf der Caravele, die gestrandet und verfault in dem Flusse lag.

Diego Mendez leitete die ganze Einschiffung mit größter Achtsamkeit und Thätigkeit. Er und fünf seiner Gefährten waren die letzten, welche die Küste verließen. Sie blieben eine Nacht hindurch auf ihrem gefährlichen Posten und schifften sich am Morgen mit der letzten Ladung ein. —

Groß war die Freude der Spanier, als sie sich wieder

am Bord der Schiffe befanden und durch eine breite Meerfluth sich von den Wäldern getrennt sahen, welche noch kürzlich dazu bestimmt zu sein schienen, ihr Grab zu werden. Die Freude ihrer Kameraden auf den Schiffen war eben so groß und man vergaß für einen Augenblick die Gefahren, die sie noch immer umringten, während man sich gegenseitig Glück wünschte zur Wiedervereinigung.

Der Admiral wußte die, von Diego Mendez in der letzten Zeit der Gefahr und des Unglücks geleisteten, Dienste zu schätzen; er übertrug ihm das Commando der Caravele, welches durch den Tod des unglücklichen Diego Tristan erledigt worden war.

11.

Abfahrt von der Küste von Veragua. — Ankunft in Jamaica (1503).

Endlich nach langem Harren wurde der Wind günstig und Columbus ging gegen Ende Aprils von der unglücklichen Küste von Veragua unter Segel. Der elende Zustand seiner Schiffe und seiner Mannschaft, so wie der Mangel an Lebensmitteln bestimmten ihn, so bald als möglich Española zu erreichen zu suchen, wo er seine Schiffe in Stand zu setzen und sich mit Vorräthen zur Reise nach Europa zu versehen gedachte. Zur Verwunderung seines Piloten und der Matrosen befahl der Admiral, an der Küste entlang in östlicher Richtung zu steuern, anstatt gen Norden, was ihnen der gerade Weg nach Española zu sein

dünkte. Sie bildeten sich ein, Columbus wolle graden Weges nach Spanien segeln und murrten laut über die Thorheit, eine so lange Reise mit Schiffen ohne Vorräthe, die außerdem vom Wurm zerfressen waren, zu unternehmen.

Allein Columbus und sein Bruder hatten die Schifffahrt in jenen Meeren mit genauer beobachtendem Blicke studirt. Sie hielten es für vortheilhafter, eine ansehnliche Strecke gen Ost zu segeln, bevor sie nach Española hinüber schifften, um zu verhüten, von den Strömungen, deren Lauf westwärts geht, fortgerissen zu werden. Der Admiral gab jedoch den Steuermännern seine Gründe nicht an; er mußte darauf bedacht sein, die Wissenschaft von seinen Seewegen möglichst geheim zu halten, da er sah, wie viele Abenteurer sich immer bereit hielten, die von ihm entdeckten Wege zu befahren. Er nahm sogar den Piloten ihre Karten weg, auf denen sie sich die neuentdeckte Küste bemerkt hatten und rühmt sich in dem Briefe an die Herrscher, daß keiner der Steuermänner im Stande sein würde, den Weg nach und von Veragua anzugeben, noch zu beschreiben, wo dies Land liege.

Ohne auf das Gemurr seiner Leute zu achten setzte Columbus seine Fahrt an der Küste gen Ost fort, bis er Puerto bello erreichte. Hier war er genöthigt, eine der Caravelen zurückzulassen, die von der Bohrmuschel so durchlöchert war, daß es unmöglich war, sie flott zu halten. Sämmtliche Mannschaft wurde nun in zwei Caravelen zusammengedrängt und auch diese waren wenig besser als

Wraks. Nur mit der äußersten Anstrengung konnte das Eindringen des Wassers abgehalten werden, und das unausgesetzte Arbeiten an den Pumpen ward um so beschwerlicher, als die Leute durch magre Kost geschwächt und durch die erlittenen Drangsale niedergeschlagen waren. Auf der weiteren Fahrt kamen sie wieder nach dem Hafen Retrete und zu einer Inselgruppe, welcher der Admiral den Namen „las barbas“ gab, die aber jetzt las Mulatas heißt und in der Nähe von Point Blas liegt.

Schon wieder einmal glaubte Columbus, daß er hier in der Provinz Mangu in dem Reiche des Groß-Chans, welche von Marco Polo als in der Nähe von Cathay liegend beschrieben wird, angekommen sei.

Er fuhr noch gegen zehn Seemeilen weiter, bis in die Nähe der Einbucht, die gegenwärtig der Golf von Darien heißt. Hier hielt er einen Rath mit seinen Capitainen und Piloten, welche Einspruch gegen die Fortsetzung der Fahrt in dieser Richtung thaten, wo sie gegen ungünstigen Wind und widrige Strömungen zu kämpfen hatten, und zwar mit Schiffen in dem elendesten Zustande und mit einer Mannschaft, deren Gesundheit zerrüttet, deren Muth gänzlich gesunken war.

Dies bestimmte Columbus, dem Festlande Lebewohl zu sagen und am 1. Mai gen Norden zu steuern, um nach Española zu gelangen. Da Wind und Strömungen stark nach Westen trieben, bedurfte es großer Anstrengung, um beiden entgegen zu arbeiten. Die Steuermänner wußten

so wenig Bescheid, daß sie glaubten, sich im Osten der caraibischen Inseln zu befinden, während der Admiral fürchtete, trotz aller Anstrengung dennoch zu weit westlich von Española getrieben zu werden. Seine Besorgniß erwies sich später als begründet; am 10. Mai bekam er zwei kleine, niedrige Inseln zu Gesicht, welchen er wegen der vielen Schildkröten den Namen „Tortugas“, die Schildkröten-Inseln, gab; jetzt heißen sie die Caymans. Als er von hier seine Fahrt weiter gen Norden fortsetzte, befand er sich am 30. Mai wiederum bei der Gruppe von Inseln an der Südseite von Cuba, welcher er früher den Namen: Inseln der Königin gegeben hatte; demnach war er acht bis neun Grade zu weit westlich von dem Hafen, den er zu erreichen wünschte, gekommen. Hier ging er bei einer der Klippen, zehn Seemeilen von der Küste Cuba's entfernt, vor Anker. Seine Mannschaft litt außerordentlich durch Hunger und Anstrengung; nichts war von den Vorräthen mehr übrig, als ein wenig Zwieback, Oel und Essig. Dabei mußten sie Tag und Nacht an den Pumpen arbeiten, um die Schiffe flott zu halten. Kaum hatten sie bei diesen Inseln die Anker ausgeworfen, als sich um Mitternacht ein plötzlicher Sturm erhob und zwar mit solcher Heftigkeit, daß es, nach Columbus' starken Ausdrücken schien, als ob das Ende der Welt gekommen sei. Drei von ihren Ankern verloren sie auf der Stelle, und die Caravele Bermuda wurde mit solcher Gewalt gegen das Schiff des Admirals geworfen, daß das Vordertheil des

einen und das Hintertheil des anderen fast ganz zerschmettert wurden. Da die See hoch ging und der Sturm heftiger wurde, schlugen die Schiffe an einander und verletzten sich sehr gefährlich; nur mit der größten Anstrengung konnten sie auseinander gehalten werden. Nur ein einziger Anker blieb dem Admiralschiff und dieser rettete es, daß es nicht gegen die Felsen geschleudert wurde; aber bei Anbruch des Tages fand man das Kabeltau fast durch und durch zerrieben. Hätte die Dunkelheit noch eine Stunde länger angehalten, dann würde Columbus schwerlich dem Schiffbruche entgangen sein. Nach sechs Tagen, als sich das Unwetter beruhigt hatte, setzte er seine Fahrt in östlicher Richtung nach Española fort. „Ich hatte," schreibt er selbst, „alle meine Anker verloren, meine Schiffe waren von dem Bohrwurm so durchlöchert, daß sie wie Honigzellen der Bienen aussahen."

Nachdem er gegen widrige Winde und Strömungen noch einige Zeit lang gekämpft, erreichte er das Vorgebirge Cruz der Insel Cuba und ging bei einem Dorfe in der Provinz Macaca, wo er bereits auf seiner Reise längs der Südküste dieser Insel im Jahre 1494 gewesen war, vor Anker. Hier erhielt er von den Einwohnern einen kleinen Vorrath von Cassava-Brod und verweilte noch einige Tage, da widrige Winde ihn festhielten. Als er wieder unter Segel ging, versuchte er nach Española zu steuern, allein alle Anstrengung war vergebens. Der Wind und die Strömungen waren ihm beständig entgegen, die Lecks seiner

Schiffe wurden immer größer, obschon die Pumpen unaufhörlich arbeiteten und die Matrosen das Wasser mit Eimern und Kesseln ausschöpften. Voller Verzweiflung richtete Columbus seinen Lauf jetzt nach Jamaica, um dort einen sichern Hafen zu suchen, denn es war die drohendste Gefahr, im Meere begraben zu werden.

Am St. Johannisabend d. 23. Juni liefen sie in puerto bueno, von den Engländern Dry Harbour (der trockne Hafen) genannt, ein; allein sie fanden keine Eingebornen, von denen sie sich Lebensmittel hätten verschaffen können, auch war kein Trinkwasser in der Nähe vorhanden. Hunger und Durst nöthigten sie am folgenden Tage weiter gen Ost nach einem anderen Hafen zu segeln, welchem der Admiral den Namen San Gloria gab, der aber jetzt Don Cristoph's Bucht (Don Christophers cove) heißt.

Hier mußte Columbus endlich seinen langen und muthigen Kampf mit den Elementen aufgeben. Seine Schiffe, die nichts mehr als bloße Wraks waren, konnten die See nicht länger halten und waren nah daran, nachdem sie sich bereits in dem Hafen befanden, zu sinken. Er gab daher Befehl, sie gegen zweihundert Fuß von der Küste entfernt auf den Strand laufen zu lassen, wo man sie eines neben dem anderen befestigte. Sie füllten sich bald bis zum Verdeck mit Wasser. Nun wurden auf dem Vorder- und Hintertheil bedeckte Cajüten zur Unterbringung der Mannschaft errichtet und die Wraks, so gut es gehen wollte, in Vertheidigungsstand gesetzt. Auf dieser Nothfestung in der See hoffte

Columbus einen jeden plötzlichen Angriff der Indianer abweisen und zugleich seine Leute abhalten zu können, in der Nachbarschaft umherzustreifen und die gewöhnlichen Unordnungen zu begehen. Keiner durfte ohne ganz besondere Erlaubniß an das Land gehen und es wurde die größte Vorsicht beobachtet, um jede Kränkung der Indianer zu verhüten. Eine jede Aufreizung derselben konnte den Spaniern in ihrer gegenwärtigen Lage verhängnißvoll werden. Ein in ihre hölzerne Festung geschleuderter Feuerbrand konnte diese in Flammen auflodern und die Spanier vertheidigungslos, unter tausenden von Feinden, einen entsetzlichen Untergang finden lassen.

12.

Uebereinkunft mit den Caziken der Insel Jamaica wegen Lieferung von Lebensmitteln. — Diego Mendez' kühne Fahrt nach San Domingo.

Die Insel Jamaica war überaus volkreich und fruchtbar; bald wimmelte der Hafen von Indianern, welche Lebensmittel brachten, um mit den Spaniern Tauschhandel zu treiben. Zur Verhütung der Zwistigkeiten bei dem Eintausch und der Vertheilung dieser Vorräthe wurden zwei Personen ernannt, welche den Handel beaufsichtigen und die so erworbenen Lebensmittel jeden Abend unter die Mannschaft vertheilen sollten. Da indessen die hier eingehandelten Früchte und Brode nur aus einem kleinen Bezirk und von Indianern gebracht wurden, die keine gefüllten

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Speicher und Vorrathskammern hatten, reichte man bald nicht damit aus und die Lieferungen gingen so unregelmäßig ein, daß die Spanier öfter Mangel litten. Man mußte fürchten, daß in der Umgegend bald alles aufgezehrt sein und dann eine wahre Hungersnoth eintreten würde.

In dieser dringlichen Lage trat Diego Mendez mit seinem gewohnten Eifer hervor und erbot sich mit noch drei Freiwilligen einen Fouragir-Zug zu unternehmen. Dies Anerbieten wurde von dem Admiral sehr gern angenommen, und Diego trat mit wohlbewaffneten Kameraden den Zug an. Er wurde überall mit der größten Freundlichkeit von den Eingebornen aufgenommen; sie führten ihn in ihre Wohnungen und setzten ihm und seinen Gefährten Essen und Trinken mit der, diesen Wilden eigenen, Gastfreundschaft vor. Mendez schloß mit einem Caziken, der über eine zahlreiche Bevölkerung gebot, eine Uebereinkunft, der zu Folge dessen Unterthanen jagen, fischen, Cassavabrod rösten und hiervon, so wie von anderen Vorräthen täglich eine bestimmte Lieferung nach dem Hafen bringen sollten. Im Austausch dafür sollten sie Messer, Kämme, Glasperlen, Angelhaken, Falkenschellen und andere dergleichen Artikel von einem Spanier erhalten, welcher zu diesem Behuf bei ihnen wohnen sollte. Nachdem dieser Vertrag abgeschlossen war, schickte Diego einen von seinen Leuten an den Admiral ab, um ihm davon Nachricht zu geben. Er selbst setzte seine Reise drei Meilen weiter fort, wo er eine ähnliche Uebereinkunft abschloß und einen zweiten Boten an den

K. HOF- u. STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Admiral abfertigte. Immer weiter vordringend, ungefähr dreizehn Leguas von den Schiffen, gelangte er zur Residenz eines Cazikens, Huarco mit Namen, von welchem er sehr gastfrei aufgenommen wurde. Der Cazik befahl seinen Unterthanen, eine große Menge Lebensmittel herbeizuschaffen, welche Diego auf der Stelle mit verschiedenen Kleinigkeiten bezahlte und eine Uebereinkunft wegen anderweitiger Lieferungen auf Zeit abschloß. Er schickte seinen dritten Gefährten mit diesen Lebensmitteln an den Admiral und bat ihn, hierher ebenfalls einen Bevollmächtigten zu schicken, um gegen Zahlung die regelmäßigen Lieferungen in Empfang zu nehmen.

Diego Mendez war jetzt allein, ihm aber machte ein jedes Unternehmen Vergnügen, welches persönliche Auszeichnung gewährte. Er erbat sich von dem Caziken zwei Indianer, die ihn bis zum äußersten Ende der Insel begleiten sollten, der Eine, um ihm seine Lebensmittel, der Andere um ihm seine Hängematte zu tragen. Sobald ihm dies bewilligt worden war, drang er entschlossen längs der Küste vor, bis er die östliche Spitze von Jamaica erreicht hatte. Hier traf er einen mächtigen Caziken mit Namen Ameyro an. Diego besaß Klugheit, Gewandtheit und ein einschmeichelndes Wesen; er und der Cazik wurden die besten Freunde, sie tauschten zum Zeichen der geschlossenen Brüderschaft ihre Namen und der Cazik machte sich zu Lieferungen für die Schiffe verbindlich. Er überließ ihm auf der Stelle ein prächtiges Canot, für welches Diego ihm

ein messingnes Barbierbecken, eine kurze Jacke und eines von den beiden Hemden, aus denen seine gesammte Leibwäsche bestand, gab. Ameyro versah ihn mit sechs Indianern, um das Canot zu rudern und beide schieden von einander als die besten Freunde.

Diego fuhr längs der Küste zurück und landete an den verschiedenen Ortschaften, wo er die Verträge abgeschlossen hatte. Hier fand er bereits die spanischen Bevollmächtigten, befrachtete sein Canot mit Vorräthen und kehrte im Triumph nach dem Hafen zurück, wo er von den Gefährten mit Beifallruf, von dem Admiral mit offnen Armen empfangen wurde. Die Lebensmittel, welche er brachte, waren eine sehr willkommne Hülfe, denn die Mannschaft war durch die Noth schon längst auf strenges Fasten angewiesen. Täglich kamen von jetzt an Indianer mit wohlbeladenen Fahrzeugen von den Marktplätzen, welche Diego Mendez eingerichtet hatte, an.

Als auf diese Weise den augenblicklichen Bedürfnissen der Mannschaft abgeholfen worden war, sann Columbus in seinem bekümmerten Gemüth auf Mittel, die Insel zu verlassen. Seine Schiffe wieder in Stand zu setzen, war keine Möglichkeit und keine Hoffnung vorhanden, daß der Zufall ein Schiff zu ihrer Rettung an die Küsten dieses, in einem unbefahrenen Meere gelegenen, Eilandes herführen sollte. Die einzige und sicherste Maßregel zu seiner Rettung schien Columbus zu sein, dem Governador von Española, Ovando, Nachricht von seiner Lage zu geben und

ihn um Zusendung eines Schiffes zu bitten. Allein wer sollte diese Botschaft überbringen? Die Entfernung San Domingo's von Jamaica betrug vierzig Seemeilen innerhalb eines Golfs mit widriger Strömung. Zur Ueberfahrt eines Boten gab es kein anderes Fahrzeug, als die leichten Canots der Indianer, und wer wollte wohl eine so gewagte Reise in so gebrechlicher Barke übernehmen? Plötzlich fiel dem Admiral Diego Mendez und das, von ihm kürzlich erworbene Canot ein. Er kannte Diego's Eifer und Unerschrockenheit und seine Neigung, sich durch tollkühne Unternehmungen auszuzeichnen. Er nahm ihn bei Seite und redete ihn in einer Weise an, die darauf berechnet war, sowohl seinen Muth zu spornen, als seiner Eigenliebe zu schmeicheln. Wir besitzen von Mendez selbst in seinem schon öfter angeführten Testamente über diese Unterredung mit dem Admiral und über seine kühne Fahrt nach Española eine kunstlose Erzählung, die hier ihre Stelle finden mag.

„Der Admiral — erzählt Mendez — nahm mich bei Seite, stellte mir die große Gefahr vor, in welcher er sich befand und sagte also zu mir: Diego Mendez, mein Sohn, keiner von allen, die hier bei mir sind, kennt die große Gefahr, in welcher wir uns befinden, außer ich und Ihr. Wir sind unser nur wenige und jene wilden Indianer sind ihrer viele von unbeständigem Wesen, voller Einbildungen. In der Stunde, wo es ihnen einfällt, uns in den Strohhütten, die wir auf den gestrandeten Schiffen gebaut haben,

zu verbrennen, können sie mit leichter Mühe vom Lande Feuerbrände herüber werfen und sie anzünden. Die Uebereinkunft, die Ihr mit ihnen getroffen habt, uns Lebensmittel zu bringen, was sie gegenwärtig zwar mit gutem Willen thun, kann ihnen sehr bald nicht mehr gefallen, und wenn es ihnen morgen anders in den Sinn kommt, bringen sie uns nichts mehr. Mit Gewalt sie dazu zu zwingen, sind wir außer Stande, vielmehr müssen wir thun, was sie verlangen.

„Ich habe nun an eine Auskunft gedacht, wenn es Euch gut dünkt, so wär' es diese: in jenem Canot, welches Ihr gekauft habt, müßte es jemand unternehmen, nach Española hinüber zu fahren und ein Schiff anschaffen, mit welchem wir uns aus der großen Gefahr, in der wir uns befinden, retten könnten. Sagt mir Eure Meinung. Ich antwortete ihm: Señor, die Gefahr, in der wir uns befinden, ich seh' es wohl, ist viel größer, als man es sich vorstellt. Die Ueberfahrt von hier nach der Insel Española in einem so geringen Fahrzeug, wie dies Canot, halte ich nicht nur für sehr schwierig, sondern für unmöglich; denn es gilt einen Golf vierzig Seemeilen breit zu durchschiffen und noch dazu zwischen Inseln, wo das Meer sehr stürmisch und selten ruhig ist und ich kenne keinen, der sich einer so augenscheinlichen Gefahr aussetzen möchte. — Ihre Herrlichkeit antwortete nicht, allein sie suchte mich zu überreden, ich müsse dies Wagstück unternehmen, worauf ich antwortete: Señor, oft schon habe ich mein Leben der

Todesgefahr ausgesetzt, um das Eure und aller derer, die mit uns sind, zu retten, und unser Herr hat mir bisher wunderbarlich das Leben erhalten. Bei alle dem hat es aber nie an Murrenden gefehlt, welche sagen: Eure Herrlichkeit vertrauten mir alles an, wobei Ehre zu erwerben sei, während es bei der Mannschaft doch noch andere gebe, welche es eben so gut ausführen würden. Deshalb scheint es mir angemessen, daß Ew. Herrlichkeit Alle zusammenrufe und ihnen dieses Unternehmen vorschlage, um zu sehen, ob sich unter ihnen einer findet, welcher es auszuführen begehrt, woran ich zweifle. Und wenn sich dann alle wegdrücken, will ich mein Leben daran wagen, wie ich es schon öfter in Euerm Dienste gethan.

„In der That berief der Admiral am folgenden Tage die sämmtliche Mannschaft zusammen und trug ihnen das Unternehmen in derselben Weise wie mir an. Als sie seine Rede vernommen hatten, schwiegen sie alle still und einige sagten darauf: es sei für gar nichts, sie mit dergleichen zu unterhalten, da es unmöglich sei, in einem so geringen Fahrzeuge einen Golf von vierzig Meilen zu durchschiffen, der so stürmisch sei, so gefährlich wegen der vielen Inseln, wo schon viele Schiffe, die im besten Stande gewesen, auf ihren Entdeckungsfahrten zu Grunde gegangen wären, da sie dem Andrange und der Wuth der Strömungen nicht widerstehen gekonnt hätten. Darauf erhob ich mich und sagte: Señor, nur e i n Leben habe ich, und nicht mehr, ich will es gern für Euch und zum Besten

aller, die sich hier befinden, daransetzen, weil ich zu Gott unserm Herrn die Zuversicht habe, daß, wenn er die Absicht sieht, die mich leitet, er mich erretten werde, wie er es schon so oft gethan.

„Als der Admiral meinen Entschluß gehört, stand er auf, umarmte mich, küßte mich auf die Wange und sagte: Ich wußte sehr wohl, daß außer Euch hier keiner vorhanden ist, der ein solches Wagniß unternähme. Ich hoffe zu Gott, unserm Herrn, er werde Euch siegreich daraus hervorgehen lassen, wie aus den anderen, die ihr schon unternommen habt.

„Am folgenden Tage zog ich mein Canot ans Land, um es zu kalfatern; ich ließ einen Kielbalken einziehen, es mit Theer und Talk einschmieren und am Hinter- und Vordertheil einige Bretter aufnageln, um das Eindringen der Wellen zu hindern, da das, aus einem Baumstamme gezimmerte, Canot ganz offen war. Ein Mastbaum mit einem Segel wurde aufgerichtet und die nöthigen Lebensmittel für mich, einen Christen und sechs Indianer, — mehr als acht Personen konnte das Canot nicht fassen — hineingebracht, worauf ich von Seiner Herrlichkeit und von allen anderen Abschied nahm. Ich fuhr an der Küste entlang bis zur äußersten östlichen Spitze, welche von dem Hafen, wo unsere Schiffe lagen, fünfunddreißig Seemeilen entfernt ist.*) Diese Fahrt war sehr beschwerlich, denn

*) Die Indianer nannten diese östliche Spitze, wie Fernando Colon berichtet, Oamaquique, woraus Jamaica entstanden sein mag.

ich wurde von indianischen Räubern überfallen, aus deren Händen mich der Herr wunderbarlich befreite. Als ich nun das Ende der Insel erreicht hatte und hoffte das Meer ruhiger zu finden, liefen eine Menge der Eingebornen zusammen, in der Absicht mich zu ermorden und mein Schiff mit allem, was es enthielt, mir zu nehmen. Als sie beisammen waren, spielten sie mit einer Kugel um mein Leben, um zu entscheiden, wem die Ermordung aufgetragen werden solle. Sobald ich dies merkte, versteckte ich mich, lief ohne Zeit zu verlieren zu meinem Boot, welches drei Leguas von da entfernt lag, zurück, ging unter Segel und kam wieder zu dem Admiral, funfzehn Tage nach meiner Abreise. Ich erzählte ihm alles, was vorgegangen war und auf welche wunderbare Weise mich der Herr aus den Händen der Wilden errettet hatte. Ihre Herrlichkeit waren sehr erfreut über meine Rückkehr und fragten mich, ob ich mich noch einmal auf die Reise begeben würde? Ich bejahte dies und bat, eine Anzahl Leute mit mir zum Ende der Insel nehmen zu dürfen, welche hier verweilten, bis ich das offne Meer erreicht hätte. Der Admiral gab mir sechzig Mann mit, darunter seinen Bruder, den Adelantado, mit dem Befehl, bei mir so lange zu bleiben, bis ich mich eingeschifft hätte und noch drei Tage nachher. Auf diese Weise kehrte ich zur Spitze der Insel zurück, wo ich vier Tage verweilte. Nachdem das Meer ruhiger geworden, nahm ich von ihnen, sie von mir Abschied unter

Strömen von Thränen.*) Ich empfahl mich Unserer lieben Frauen von Antigua und fuhr fünf Tage und vier Nächte, ohne nur einmal das Steuer aus der Hand zu lassen und gab dem Boote die Richtung, während meine Gefährten ruderten. Es gefiel dem Herrn unsern Gott, daß er uns am fünften Tage**) bei dem Cap San Miguel***) der Insel Española ankommen ließ; schon zwei Tage lang hatten wir nichts gegessen noch getrunken, da wir nichts mehr hatten. Ich landete mit meinem Canot an einer sehr schönen Küste, wo sich sogleich die Einwohner in großer Anzahl einfanden, welche uns Lebensmittel in Menge brachten; hier blieb ich zwei Tage, um mich auszuruhen. Mit sechs hiesigen Indianern, — die mitgebrachten ließ ich hier zurück, — fuhr ich weiter an der Küste der Insel Española entlang. Ich hatte einhundert dreißig Seemeilen bis zur Stadt San Domingo, wohin ich mich begeben mußte, weil dies die Residenz des Governadors, des Comendadors de Lares war. Nachdem ich achtzig Meilen längs der Küste zurückgelegt hatte, nicht ohne große Gefahr und Anstrengung, da dieser Theil der Insel noch nicht erobert und unterworfen war, gelangte ich zur Provinz Azoa, vierundzwanzig Leguas

*) Mendez läßt unerwähnt, daß Bartolomeo Fiesco, ein Genueser, Capitain einer der gestrandeten Caravelen, in einem zweiten Canot ihn begleitete.

**) Es war am vierten Tage.

***) Jetzt Cap Tiburon. Unerwähnt läßt Mendez, daß er am dritten Tage auf der Insel Navasa geruht hatte.

diesseit San Domingo. Hier erfuhr ich von dem Comendador Gallego, daß der Governador nach der, funfzig Meilen entfernten, Provinz Xaragua marschirt sei, um sie zu unterwerfen. Sobald ich dies erfahren hatte, ließ ich mein Canot hier zurück und machte mich zu Fuß nach Xaragua auf, wo ich den Governador fand, welcher mich hier sieben Monate lang zurückhielt, bis er vierundachtzig Caziken, Herren von Vasallen und mit ihnen Nacaona, die mächtigste Fürstin der Insel, welcher alle anderen gehorchten, verbrannt und gehenkt hatte. Nach Beendigung dieses Feldzuges begab ich mich zu Fuß nach San Domingo, welches sechzig Meilen weit von hier entfernt war. Hier verweilte ich einige Zeit in der Erwartung, daß Schiffe aus Spanien ankommen würden, da seit einem Jahre keine angekommen waren. Es gefiel Gott, daß in dieser Zeit drei Schiffe ankamen, von denen ich eines kaufte, es mit Lebensmitteln, Brod, Wein, Fleisch, Schweinen, Hammeln und Früchten befrachtete und nach dem Orte schickte, wo sich der Admiral befand, so daß er endlich auf diesem Schiffe mit der gesammten Mannschaft nach San Domingo und von da nach Spanien gelangen konnte. Ich fuhr mit den beiden anderen Schiffen nach Spanien voraus, um dem Könige und der Königin von allem, was auf dieser Reise vorgefallen, Bericht zu erstatten.“ —

In etwas großsprecherischem Tone, der jedoch in einem Testamente verzeihlich sein mag, fügt Diego Mendez hinzu:

„Ich habe hier versucht, einen kurzen Bericht über das,

was ich gethan, zu geben, über meine großen und ausgezeichneten Dienste, dergleichen niemals irgend ein Mann seinem Herrn geleistet hat und dergleichen niemals in der Welt zukünftig werden geleistet werden. Ich thue dies, damit meine Söhne es erfahren, welches sie zum Dienst ermuthigen wird; auch Seine Herrlichkeit der Admiral möge wissen, daß er ihnen schuldig ist viele Gnaden zu gewähren." —

Umständlicher als Diego Mendez selbst es thut, erzählen Fernando Colon und las Casas, gewiß nach dem, was sie durch mündliche Mittheilung von ihm selbst und seinen Gefährten erfuhren, von dieser merkwürdigen Fahrt.

Zunächst müssen wir bemerken, daß es zwei Canots waren, das eine von Mendez, das zweite von Bartolomeo Fiesco, einem erfahrnen See-Capitain, geführt, ein jedes von acht Indianern gerudert. Sobald sie am Ost-Ende der Insel Abschied vom Adelantado genommen hatten, fuhren sie den ganzen Tag in derselben Richtung weiter und redeten den Indianern, die sehr bald ermüdeten, mit Freundlichkeit zu. Es war Windstille, der Himmel wolkenlos, die See vollkommen ruhig; um so unerträglicher wurde die Hitze. Sie hatten keinen Schutz vor der Sonne, deren sengende Strahlen von dem Spiegel des Meeres zurückgeworfen wurden und ihnen die Augen auszubrennen drohten. Die Indianer, von Hitze und Arbeit erschöpft, sprangen öfter in die See, um ihren glühendheißen Körper abzukühlen und zu erfrischen, worauf sie nach kurzem Verweilen

mit gestärkter Kraft zu ihrer Arbeit zurückkehrten. Beim Untergang der Sonne verloren sie die Küste aus dem Gesicht. Die Nacht hindurch lösten die Indianer einander an der Ruderbank ab; während die Hälfte der Mannschaft schlief, ruderten die Anderen. Obschon Mendez nichts davon sagt, so scheint es doch, daß sich in jedem Canot noch einige Spanier befanden, denn Fernando erzählt, daß die Spanier sich ebenfalls abgelöst und die Einen mit den Waffen in der Hand gewacht hätten, um gegen Treulosigkeit ihrer wilden Gefährten auf der Hut zu sein, während die Anderen schliefen.

Nirgend geschieht Erwähnung, auf welche Weise diese unternehmenden Schiffer die Richtung ihres Weges fanden, ob sie Compaß und Astrolabium bei sich führten, oder mit den Sternen so genau bekannt waren, um sie zu Führern zu wählen. Es ist wahrscheinlich, daß Fiesco, welcher eine von den gestrandeten Caravelen als Capitain geführt hatte, die nöthigen Kenntnisse der Schifffahrt besaß, während Mendez, welcher nur als escudero oder Schildknappe eingetreten war, in jener Kunst nicht erfahren war.

Der zweite Tag seit der Abreise von Jamaica brach an, ohne daß sich ein Lüftchen erhoben hätte, welches für die ermüdeten Arme die Arbeit übernommen und die kleinen Segel geschwellt hätte. Jetzt schwammen sie, ohne etwas anderes als Himmel und Wasser zu sehen, in ihren unbedeckten Nußschaalen-Canots, von den sengenden Strahlen

der Sonne noch mehr als am ersten Tage leidend, in dem unermeßlichen Ocean. Beide Befehlshaber thaten alles, was in ihren Kräften stand, um den sinkenden Muth der Ruderer aufrecht zu erhalten. Von Zeit zu Zeit vergönnten sie den Indianern einige Erholung, zuweilen nahmen sie selbst die Ruder und theilten Mühe und Arbeit. Unerträglicher aber, als Nachtwachen und Anstrengung wurde an diesem Tage ein qualvoller Durst. Schon an dem ersten, sehr heißen Tage hatten die Indianer ihren ganzen Wasservorrath ausgetrunken, so oft auch die Spanier sie daran erinnerten, haushälterischer damit umzugehn. Man erzählt sich viel von der Qual des Durstes in den ägyptischen Sandwüsten, wo die schmachtenden Wanderer durch eine Lufterscheinung, die ihnen in der Ferne einen bewegten See mit dem klarsten Quellwasser vorspiegelt, welches sich immer vor ihnen zurückzieht, schmerzlich getäuscht werden. Aber noch größer ist die Qual derjenigen, welche nicht von dem trocknen Sandmeer, sondern von dem wogenden Ocean umgeben, den plätschernden Ruderschlag hörend, dennoch dem Verschmachten durch den Durst sich preisgegeben sehen, deren Leiden am unerträglichsten wird, wenn sie der Versuchung nicht zu widerstehen vermögen und den Durst mit dem salzigbittern Seewasser löschen wollen.*)

*) In neuerer Zeit hat man durch künstliche Filtrirung das Seewasser trinkbar zu machen gelernt. Einigemal haben verunglückte Schiffmannschaften sich dadurch vom Durst befreit, daß sie die Hemden in Seewasser tauchten und naß anzogen.

Dies thaten auch die Indianer, und es war ein großes Glück, daß die beiden Capitains noch ein Fäßchen Trinkwasser versteckt hatten, von dem sie denen, die dem Verschmachten nah waren, von Zeit zu Zeit nur einen Fingerhut voll reichten, als ob es die stärkendsten Tropfen aus der Apotheke seien.

Die Capitains vertrösteten die muth- und kraftlos gewordene Mannschaft mit der Versicherung, daß sie bald eine Zwischenstation zwischen Jamaica und Española, die kleine Insel Navasa erreichen würden, von wo sie nur noch acht Seemeilen von Española entfernt wären. Dort versprachen sie ihnen einen Tag der Erholung und frisches Wasser.

Immer matter und kraftloser wurden während des heißen Tages die Ruderschläge, nur langsam bewegten sich die Canots vorwärts, zumal da die Indianer nur mit kleinen Handschaufeln (paddels) ruderten, nicht wie unsere Ost- und Nordsee-Lootsen, mit zwölf Fuß langen Balken-Rudern, mit denen sie die höchsten Wellen durchschneiden und die Seemeile in einer Stunde zurücklegen.

Der Tag verstrich, die Sonne ging unter und noch immer zeigte sich kein Land, nicht einmal ein Wölkchen am Horizont erschien, um ihnen eine angenehme Täuschung zu machen. Nach ihren Berechnungen waren die Capitains in der Entfernung von Jamaica angekommen, wo Navasa liegen mußte; da sie es nicht sahen, fürchteten sie von ihrer Richtung abgekommen zu sein. War dem also, dann mußten

sie es aufgeben, diesen ersehnten Ruheplatz zu erreichen und würden verschmachtet sein, bevor sie Española erreicht hätten.

Die Nacht brach herein, ohne daß sich die Insel zeigte, und da sie sehr klein und niedrig war, mußten sie besorgen in der Dunkelheit vorüber zu fahren, ohne sie zu bemerken, oder auf die sie umgebenden Klippen zu stoßen und zu zerschellen. Der Zustand in den Canots wurde immer schrecklicher; die Mehrzahl der Indianer hatte die Ruder niedergelegt und lag jammernd auf dem Boden, einer von ihnen war vor Durst verschmachtet und verschied unter heftigen Schmerzen; die Spanier waren nicht minder erschöpft und hatten kaum noch so viel Kraft, den Leichnam in das Meer zu werfen. Nur ein Paar Ruderer hielten auf jedem Canot noch aus, die Capitaine unterstützten sie dadurch, daß sie von Zeit zu Zeit selbst das Ruder nahmen und mit ihnen den letzten Rest des Wassers theilten. Selbst der Schlaf gewährte denen, die ermattet niedergesunken waren, keine Erholung; sie träumten von rauschenden Quellen und rieselnden Bächen und erwachten nun doppelt gequält von brennendem Durste.

Mit bewunderswürdiger Besonnenheit und Ausdauer hatten die beiden Capitains bisher gegen die Verzweiflung der Mannschaft und die eigene Erschöpfung gekämpft, jetzt sank auch ihnen der Muth. Diego Mendez blickte mit unverwandtem Auge nach dem fernen Rande des Horizontes, der sich mit dem leisen Schimmer, welcher dem Aufgange des Mondes vorausgeht, nach und nach färbte. Als

dieser nun endlich erschien, bemerkte Diego, daß er hinter einer dunklen Masse aufging, welche über den Streifen des Meeres sich erhob. Sogleich erscholl von seinen Lippen der ermunternde Ruf: „tierra! tierra!“ Seine schon dem Verscheiden nahen Gefährten wurden dadurch zu neuem Leben erweckt. Es ergab sich nun in der That, daß es die Insel Navasa war, die vor ihnen lag, allein sie war so klein und seitwärts gelegen, daß sie sie sicher nicht bemerkt haben würden, wenn der aufgehende Mond sie ihnen nicht gezeigt hätte. Erneuter Muth belebte die Mannschaft, sie strengten die letzten Kräfte mit fieberhafter Ungeduld an. Als der Tag anbrach, hatten sie das Land erreicht; sie sprangen an das Ufer und dankten Gott für die wunderbare Rettung. Diese Insel gehörte aber nicht zu jenen grünen und fruchtbaren Eilanden, wie sie zu hunderten in jenem Meere zerstreut umher liegen, es war ein kahler Felsen von einer halben Meile im Umkreis, ohne Baum und Strauch, und was das Betrübteste war, ohne Bach und Quelle. Mit steigender Bangigkeit suchten sie umher und waren endlich froh, in den ausgehöhlten Stellen der Felsen angesammeltes Regenwasser zu finden, welches sie mit unmäßiger Begierde aufschlürften. Vergebens warnten die Capitains vor der Gefahr; die Spanier beherrschten sich noch einigermaßen; die Indianer aber fielen mit wahnsinniger Fieberwuth darüber her; einige von ihnen fanden auf der Stelle den Tod, andere erkrankten gefährlich. — Nicht weit von der Insel Navasa entfernt, haben spätere

Seefahrer in dem Meere selbst eine ergiebige Süßwasser-Quelle entdeckt, welche weit umher das Seewasser zurückdrängt, Diego Mendez und seine Gefährten waren vorübergefahren, ohne sie zu bemerken. Sie waren indessen zufrieden, den Durst mit Regenwasser gestillt zu haben, allein nun fing auch der Hunger an sich zu regen, die Vorräthe von geräucherten Utias und Cassavabrod waren zu Ende. Das Meer warf am Strande ihnen Austern und andere Muscheln zu, und da Mendez noch einigen Holzvorrath hatte, wurde Feuer angemacht und der ohne Anstrengung gemachte Fang geröstet. Den ganzen Tag über verweilten sie hier; die überhängenden Felsen schützten sie gegen die Sonne und sie ruhten sich im kühlen Schatten von den gehabten Mühseligkeiten aus. Nur acht Seemeilen waren sie noch von dem Ziel ihrer Reise entfernt und deutlich konnten sie die Berge Española's sich über das Meer erheben sehn. In der Kühle des Abends schifften sie sich wieder ein, gestärkt durch Ruhe, Speise und Trank, und am folgenden Tage, dem vierten nach ihrer Abreise, erreichten sie glücklich das Vorgebirg Tiburon an der südwestlichen Küste von Española. Sie landeten an der Mündung eines Flusses mit reizenden Ufern, wo sie von den Eingebornen freundlich aufgenommen wurden.

Zwei Tage lang verweilten sie hier bei den gastfreien Indianern, um sich zu erholen. Capitain Fiesco würde, wie er es versprochen hatte, nach Jamaica zurückgekehrt sein, um die Nachricht von der gelungenen Ueberfahrt zu

überbringen; allein die Spanier sowohl als die Indianer hatten auf der Reise so sehr gelitten, daß sie um keinen Preis der Welt die Fahrt noch einmal unternommen hätten.

Diego Mendez nahm hier sechs frische Leute an Bord und steuerte wohlgemuth in seinem Canot an der Küste von Española entlang auf San Domingo los, welches noch 130 Seemeilen entfernt war.

Auf welchen mühevollen Wegen es ihm gelang, Ovando, der sich in Xaragua befand, zu erreichen und nach langem Aufenthalt endlich ein Schiff an Columbus abzusenden, wurde bereits erwähnt. Wir fügen hier nur noch einige Nachrichten über die ferneren Schicksale des unternehmenden Seefahrers hinzu.

König Ferdinand ertheilte Mendez in Anerkennung seiner Verdienste und zu einem immerwährenden Andenken seiner kühnen Ueberfahrt von Jamaica nach Española die Erlaubniß, in seinem Wappen ein indisches Canot zu führen. Die ihm von Columbus zugesicherte Stelle eines Ober-Alguazil der Insel Española erhielt er nicht, da sie nach dem Tode des Admirals sein Sohn Diego seinem Oheim Bartolomeo Colon gab. Diego Mendez ging in späteren Jahren auf eine Entdeckungsreise aus mit einigen Caravelen, welche er auf eigene Kosten ausgerüstet hatte. Der Erfolg dieser Reise entsprach keineswegs seinen Erwartungen, er verlor dabei sein Vermögen und starb zwanzig Jahre nach dem Admiral zu Valladolid in dürftigen Umständen. Sein Testament vom 19. Juni 1536 enthält

Erzählungen verschiedener seiner Abenteuer und Heldenthaten, von denen wir bereits einige mitgetheilt haben. Die Belohnung, welche der Admiral ihm dafür zugesichert, hat er nie erhalten, worüber er in seinem Testamente bittere Klage führt.

„Als Seine Herrlichkeit — so heißt es darin — wieder an den Hof kamen (1505) und in Salamanca, von der Gicht an das Bett gefesselt, krank darnieder lagen, war ich von ihm beauftragt, seine Geschäfte zu führen und die Wiedereinsetzung in seine Würden und die Uebertragung der Stelle als Governador an seinen Sohn Diego zu betreiben. Damals sagte ich also zu ihm: „Señor, Ew. Herrlichkeit wissen, wie viel ich für Dero Dienst gethan und wie ich noch immer Tag und Nacht für Dieselben arbeite; ich ersuche Ew. Herrlichkeit, mir unter dem Titel einer Entschädigung irgend eine Belohnung zu gewähren.“ Er antwortete mir ganz heiter: ich sollte ihm nur sagen, was ich wünschte, er würde es erfüllen, da dies ganz in der Ordnung sei. Hierauf bezeichnete ich und erbat mir von Sr. Herrlichkeit die Stelle eines Alguazilazgo-mayor auf der Insel Española auf Lebenszeit. Seine Herrlichkeit versicherte mich, daß Sie dies sehr gern thäten und daß dies nur sehr wenig sei im Vergleich mit den Diensten, die ich ihm geleistet habe. Er beauftragte mich mit seinem Sohne Don Diego darüber zu sprechen, welcher ebenfalls sehr erfreut darüber war, daß mir diese Stelle zugesichert worden sei und daß, wenn sein Vater

sie mir mit einer Hand, er sie mir mit beiden Händen gebe. Und dies ist so wahr als die ewige Seligkeit, welche er hat und ich erwarte.

„Nachdem ich es nicht ohne große Mühe dahin gebracht hatte, daß Don Diego nach dem Tode seines Vaters das Gouvernement Indiens erhielt, bat ich ihn um die Verleihung jenes Amtes. Seine Herrlichkeit antworteten mir: er habe es bereits seinem Oheim, dem Adelantado, verliehen, er werde mir aber eine Entschädigung von gleichem Werthe geben, worauf ich ihm entgegnete: er möge diese Entschädigung seinem Oheim und mir die Stelle geben, welche sein Vater und er mir versprochen hätten, was er aber nicht that. So geschah es, daß ich für alle Dienste, welche ich geleistet habe, keine Belohnung erhielt und der Señor Adelantado, ohne gedient zu haben*), erhielt meine Stelle und erntete die Früchte meiner Arbeit.

„Als später Seine Herrlichkeit als Governador nach San Domingo ging und die Regierung übernahm, gab er die mir versprochene Stelle an Francisco de Geray, einem Diener des Adelantado, der sie für ihn versehen sollte. Dies geschah am 10. Juli 1510. Diese Stelle trug damals eine Million (Maravedi?) jährlich ein. — — Hätte man mir sie damals gegeben, so würde ich der reichste und geachtetste Mann der Insel sein; da man sie mir nicht ge=

*) sin haberlo servido; diese Beschuldigung war ungerecht, denn von dem Adelantado konnte man nicht sagen, daß er nicht gedient habe.

geben hat, bin ich im Gegentheil der ärmste, da ich nicht einmal ein Haus besitze, in welchem ich, ohne Miethe zu bezahlen, wohnen könnte.“ —

Diego Mendez, den wir, bei aller Anerkennung seines ritterlichen Muthes, von einer prahlerischen Eitelkeit des spanischen Hidalgo nicht freisprechen können, fügt in einer besonderen Testaments-Clausel noch Folgendes hinzu:

„Ich wünsche, daß die Vollstrecker meines Testaments einen großen Stein, den schönsten, den sie finden, kaufen, und ihn auf mein Grab legen lassen, mit folgender Inschrift:

„„Hier liegt der ehrenwerthe Cavallero Diego Mendez, welcher der königlichen Krone Spaniens bei der Entdeckung und Eroberung Indiens zugleich mit dem Entdecker desselben, dem Admiral Don Cristobal Colon, glorreichen Andenkens, und später auf eigene Kosten mit Schiffen, welche ihm gehörten, große Dienste geleistet hat. Er starb .....

Als Almosen bittet er um ein Pater Noster und ein Ave Maria.““

„Auf der Mitte dieses Steines soll man ein Canoa abbilden, welches ein ausgehöhlter Baumstamm ist, in welchem die Indianer schifften; denn in einem solchen machte ich dreihundert Seemeilen, und man setze dazu das Wort: Canoa.“

Da zu einem adeligen Hause vor allem die Stiftung eines Majorates gehörte, d. h. eines großen Besitzthums, welches ungetheilt auf den Aeltesten der Familie forterbte,

so unterläßt Diego Mendez es nicht, ebenfalls ein Majorat zu stiften. Liegende Gründe und Besitzthümer standen nicht zu seiner Verfügung, er stiftet daher ein Majorat von seiner Bibliothek, die freilich nur in einigen Bänden sehr verschiedenartiger Bücher bestand. Er führt sie namentlich in seinem Testamente auf; es sind folgende: Die Kunst selig zu sterben, nebst Gesprächen und Abhandlungen über die Sprache von Erasmus. Ein Sermon desselben Verfassers in spanischer Sprache (en romanzo). — Josephus Geschichte des Krieges von Judäa. — Aristoteles Moralphilosophie. — Das Buch vom heiligen Lande. — Eine Abhandlung über Friedensverträge. — Betrachtungen über die Leiden unsers Erlösers. — Eine Abhandlung über die Rache des Todes Agamemnons und einige kleine Schriften.

„Ich erkläre — fügt er hinzu — meinen Söhnen, daß ich ihnen diese Bücher als Majorat vermache und bestimme, daß sie mit meinem schriftlichen Nachlaß, welcher in Sevilla in einem Kasten von Cedernholz liegt, vereinigt werden und man den Mörser von Marmor, welcher sich bei Don Fernando, oder seinem Mayordomo befindet, hinzufügen möge.“ —

13.

Unglückliche Lage des Admirals auf Jamaica. — Diego de Porras, der Rebell am 2. Jan. 1504.

Wir verließen Columbus auf dem Wrack seiner Schiffe an der Küste von Jamaica, wo die Mannschaft unter strenger

Disciplin in den, auf dem Verdeck gebauten Strohhütten beisammen gehalten wurde, damit die Leute sich nicht auf der Insel zerstreuen und durch allerhand Ausschweifungen den Indianern, mit denen man bisher im besten Vernehmen lebte, Veranlassung zu Feindseligkeiten geben möchten. Diese Lebensweise hatte indessen ebenfalls große Nachtheile. Diego Mendez und Bartolomeo Fiesco waren noch nicht lang abgesegelt, als die Spanier auf dem Wrack anfingen krank zu werden, theils von den Mühseligkeiten der letzten Reise, theils von dem Beisammenliegen in so engen Hütten, unter einem heißen und feuchten Clima, theils auch durch die Entbehrung ihrer gewohnten Nahrungsmittel, da sie sich nicht an die Lebensweise der Indianer gewöhnen konnten, welche größtentheils von Pflanzen lebten. Geistige Unbehaglichkeit und Unzufriedenheit verschlimmerte ihren Zustand. Es ward ihnen bald unerträglich, daß sie einzig und allein auf dem traurigen Wrack des Schiffes wie in einem Gefängnisse festgehalten wurden. Der Admiral vertröstete sie auf die baldige Ankunft eines Schiffes, welches Diego Mendez von Domingo senden würde. Er hatte ihm Briefe an den Gobernador Ovando mitgegeben, worin er seine verzweifelte Lage schilderte und ihn beschwor, so bald als möglich ihm ein Schiff zu senden und ihn, den Entdecker und Eroberer der neuen Welt, den Vicekönig von Indien und Admiral des oceanischen Meeres, nicht an einer einsamen Küste verderben zu lassen. — Wochen und Monate vergingen, ohne daß Columbus Antwort,

oder irgend ein Zeichen erhielt, daß sein Bote die gewagte Ueberfahrt glücklich bestanden habe. Niemand glaubte mehr an Rettung und Hülfe, und zuletzt gaben auch Columbus und sein tapfrer Bruder die Hoffnung auf; sie betrauerten den kühnen Diego Mendez als einen, der bei der gefahrvollen Ueberfahrt nach San Domingo seinen Tod in den Wellen gefunden habe, ohne sein Ziel zu erreichen.

Obschon Columbus auf dieser Fahrt nicht jene meuterische Rotte bei sich hatte, die ihm einst unter Roldan's Anführung so schlimme Tage bereitete, so sah er sich doch auch hier bald wieder von einem tollen Haufen zuchtloser Menschen umgeben. Immer lauter wurde das Murren und, wie gewöhnlich bei ungebildeten, ihrem Unmuth ganz hingegebenen Leuten, erhoben sie Anklagen der unsinnigsten Art. Anstatt mit ihrem bejahrten und kranken Admiral Mitleid zu haben, welcher von gleichem Elend wie sie betroffen war, geistig und körperlich mehr als irgend ein anderer litt, und dennoch unermüdlich darauf bedacht war, ihnen aus der Noth zu helfen, fingen sie an, ihn, als den Urheber alles Unglücks, mit Schmähungen zu überhäufen.

Die meuterische Gesinnung einer unverständigen Menge würde nicht viel bedeuten, wenn sie sich selbst überlassen bliebe und in leerem Geschrei sich Luft machte; allein es ist gewöhnlich das Geschäft irgend eines höher gestellten Unzufriedenen, sich zum Anführer einer solchen Rotte zu machen.

Unter den Officieren des Admirals befanden sich zwei Brüder, Francesco und Diego de Porras. Sie waren Ver-

wandte des königlichen Schatzmeisters Morales, welcher ihre Schwester geheirathet, und sie dem Admiral zur Anstellung bei der Entdeckungsfahrt empfohlen hatte. Um dem Schatzmeister gefällig zu sein, hatte er Francesco de Porras als Capitain einer der Caravelen, Diego de Porras als Notar und Oberrechnungsführer bei der Armada angestellt. Er hatte sie mit aller Freundlichkeit wie Verwandte behandelt, obgleich beide den ihnen anvertrauten Stellen nicht gewachsen waren. Es waren eitle, unverschämte Menschen und vergalten, wie noch so manche andere, denen Columbus Wohlthaten erwiesen, seine Güte mit dem schwärzesten Undank.

Beide Brüder gesellten sich zu den unruhigen, mißvergnügten Leuten und reizten sie durch ihre aufrührerischen Zuflüsterungen noch mehr an. Sie versicherten sie, daß all ihre Hoffnung auf die Erlösung durch Mendez vergeblich sei. Nur täuschen wolle sie der Admiral, um sie zu beruhigen und sie seinen eigennützigen Absichten unterthan zu machen. Er habe weder die Neigung noch die Absicht, nach Spanien zurückzukehren, er sei hierher verbannt. Eben so sei Española ihm verschlossen, wie man es ja gesehen habe, da ihm, als er sich in so großer Gefahr befand, das Einlaufen in den dortigen Hafen nicht gestattet worden sei. Ihm sei ein jeder Ort jetzt gleichgültig und er sei zufrieden in Jamaica zu bleiben, bis seine Freunde am Hofe sich seiner annehmen und seine Zurückberufung aus der Verbannung bewirken könnten. Was Mendez und Fiesco betreffe, so habe sie der Admiral in seinen Privatangelegenheiten nach Spanien ge-

schickt, nicht aber, um Schiffe zum Abholen seiner Gefährten zu besorgen. Wenn dies nicht der Fall wäre, warum käme denn das Schiff nicht an, oder warum kehre nicht zum wenigsten Fiesco, wie es verabredet worden sei, zurück? Wären aber jene beiden Capitains in der That nach San Domingo gesendet worden, um Hülfe hierher zu schicken, so müßten wohl ihre Canots in der See untergegangen sein, denn sonst würden sie in so langer Zeit Nachricht von sich gegeben haben. In diesem Falle bleibe ihnen nichts weiter übrig, als die Canots der Indianer zu nehmen und zu versuchen nach Española zu schiffen. Den Admiral zu einem solchen Wagstück zu überreden, sei eine vergebliche Hoffnung, er sei zu alt, zu schwach durch die Gicht geworden, um sich den Mühseligkeiten und Gefahren einer solchen Unternehmung auszusetzen. Sollten sich aber darum die Anderen alle seinem persönlichen Vortheil und seiner Hinfälligkeit aufopfern? ihre einzige Hoffnung zu entkommen aufgeben und hier auf diesem gebrechlichen Wrack mit ihm lauern und verderben? Sollte es ihnen glücken, Española zu erreichen, so würden sie eine bessere Aufnahme finden, wenn sie den verbannten Admiral nicht mitbrächten. Ovando sei sein heimlicher Feind, aus Besorgniß, er möchte den Oberbefehl auf der Insel wieder erhalten, und kämen sie nach Spanien zurück, dann würde zuverlässig der Bischof Fonseca, ein geschworner Feind des Admirals, ihre Partei nehmen; sie selbst, die beiden Brüder Porras, hätten am Hofe mächtige Freunde und Verwandte, um den Vorstellungen des Admirals entgegenzuarbeiten. Sie

erinnerten an Roldan's Prozeß, um zu zeigen, daß die öffentliche Meinung und der Einfluß der hochgestellten Männer immer gegen Columbus gewesen sei. Ja, sie wagten sogar zu äußern: daß die Herrscher, welche ihm damals einen Theil seiner Privilegien und Würden abgenommen hätten, sich freuen müßten, einen Vorwand zu haben, ihm die noch übrigen ebenfalls nehmen zu können.

Schon seit einigen Tagen hatte der Admiral es bemerkt, daß die Mannschaft gegen ihn aufgebracht sei. Zu wiederholten Malen waren ihm Aeußerungen unverschämter Zudringlichkeit und dazu noch der Vorwurf gemacht worden, daß er Schuld an allem Elend habe. Die Unvernunft roher Menschen im Unglück war ihm nicht befremdlich und durch harte Lebenserfahrungen gewöhnt Herr seiner Leidenschaften zu sein, hatte er Nachsicht mit ihrer Unverschämtheit, beschwichtigte ihre Aufgeregtheit und bemühte sich, ihren Muth durch die Hoffnung auf die nahe Hülfe wieder aufzurichten. Nur einige Zeit noch sollten sie Geduld haben, er sei fest überzeugt, Fiesco würde mit gutem Bescheid zurückkehren und die Gewißheit der Errettung würde dann allen Klagen ein Ende machen.

Das Uebel war jedoch tiefer, als er es selbst wußte; eine vollständige Meuterei war unter seinem Schiffsvolke verabredet.

Am 2. Januar 1504 befand sich Columbus in seiner kleinen Cajüte auf dem Hintertheil seines Schiffs, von der Gicht an sein Bett gefesselt, die ihn zum vollständigen Krüp-

Der Rebell Francesco de Porras bei Columbus.
(den 2 Januar 1504.)

pel gemacht hatte. Während er über die trostlose Lage, in der er sich befand, in trübe Gedanken versunken war, trat plötzlich Diego de Porras herein. Sein barsches und heftiges Benehmen verrieth die böse Absicht seines Besuchs; er zeigte die Unverschämtheit eines Menschen, der auf dem Punkte steht, ein offnes Verbrechen zu begehen. Er brach in bittre Klagen darüber aus, daß sie Woche auf Woche, Monat auf Monat hingehalten würden, um langsam an diesem traurigen Orte zu verschmachten und klagte den Admiral an, daß es gar nicht seine Absicht sei, nach Spanien zurückzukehren. Columbus argwohnte irgend etwas Böses von dieser ungewöhnlichen Dreistigkeit. Er behielt indessen seine Ruhe, und ließ, indem er sich von seinem Lager aufrichtete, sich in Erörterungen mit Porras ein. Er setzte ihm die Unmöglichkeit aus einander, von hier fortzukommen, bevor nicht die, nach Española abgeschickten beiden Capitains ihnen Schiffe gesendet hätten; er stellte ihm vor, um wie viel dringender bei ihm der Wunsch abzureisen sein müsse, da es sich, außer seiner eigenen Sicherheit, auch noch um das Wohl aller derer handle, die ihm von Gott und seinen Königen anvertraut worden seien. Er erinnerte Porras daran, daß er sich immer mit sämmtlichen Officieren und Steuermännern über die zur allgemeinen Sicherheit nothwendigen Maßregeln berathen, und daß er nichts ohne die Zustimmung aller Uebrigen gethan habe. Sollte ihnen jetzt eine andere Maßregel besser dünken, so möchten sie sich versammeln, darüber berathen und annehmen, was ihnen das Beste zu sein dünke.

Allein die Maßregeln der Brüder Porras und ihrer Gesellen waren schon berathen und wenn eine solche Rotte einmal zum Aufruhr entschlossen ist, dann sind dergleichen Leute taub gegen die Vernunft. Porras antwortete dem Admiral trotzig: „Zum Berathschlagen ist jetzt keine Zeit. Auf der Stelle einschiffen, oder hier in Gottes Namen bleiben, von diesen beiden muß eines gewählt werden. Ich für meinen Theil" — rief er jetzt, indem er dem Admiral den Rücken zukehrte, mit erhobener Stimme, so daß es über das ganze Schiff gehört wurde, „ich bin für Spanien, wer gleichen Sinnes ist, möge mir folgen!" Alsbald erscholl von allen Seiten das Geschrei: „Nach Castilien! Nach Castilien! Wir alle ziehn mit Euch!" Eine lärmende Menge rottete sich sogleich auf dem Deck zusammen, sie schwangen die Waffen und stießen Drohungen und Geschrei des Aufruhrs aus. Einige riefen Porras zu: Befiehl, was wir thun sollen, Andere schrieen: nach Castilien! nach Castilien! darunter mischten sich sogar Stimmen einiger Tollköpfe, welche das Leben des Admirals bedrohten.

Als der Admiral den Tumult hörte, sprang er von seinem Lager krank und hülflos wie er war auf und schleppte sich aus seiner Cajüte heraus, um die Aufrührer durch sein Erscheinen zum Schweigen zu bringen. Zu schwach, sich auf den Füßen zu erhalten, wankte er und stürzte nieder. Drei oder vier seiner Getreuen hielten die meuterische Rotte zurück, nahmen den Admiral in ihre Arme und nöthigten ihn, in seine Cajüte zurückzugehen. Auch der Adelantado war

jetzt herbeigekommen, und hatte sich mit vorgehaltener Hellebarde aufgepflanzt, Willens, den Andrang der Menge ganz allein zurückzuschlagen. Nur mit der größten Mühe gelang es einigen Wohlgesinnten, seine Wuth zu besänftigen, ihn zu bewegen, die Waffe niederzulegen und zu seinem Bruder in die Cajüte zurückzugehn. Diese Mittelspersonen baten Porras und seine Gefährten, in Frieden abzuziehen, da niemand daran denke, sie zu halten. Mit Gewalt sei hier nichts zu gewinnen, sollten sie aber den Tod des Admirals verschulden, dann würden sie sich der strengsten Bestrafung bei den Herrschern zu versehen haben.

Diese Vorstellungen beruhigten einigermaßen den Ungestüm der Meuterer und sie schritten nun dazu, ihren Plan auszuführen. Sie nahmen zehn Canots, welche der Admiral von den Indianern gekauft hatte und schifften sich in dieselben mit einem Jubel ein, als ob sie sicher wären, am andern Tage damit in Spanien zu landen. Mehrere, die keinen Antheil an der Verschwörung genommen, besorgten, als sie eine so große Anzahl abreisen sahen, allein zurückbleiben zu müssen; sie packten eiligst ihre Sachen zusammen und sprangen ebenfalls in die Canots. Acht und vierzig Mann verließen auf diese Weise den Admiral. Viele wurden nur durch Krankheit zurückgehalten, die, wenn sie gesund gewesen wären, die Davonziehenden sicher begleitet hätten. Die Wenigen, welche dem Admiral treu geblieben waren und die Kranken, welche aus ihren Hütten herauskrochen, sahen der Abfahrt der Meuterer mit Thränen und Wehklagen nach

und gaben sich selbst nun für verloren. Seiner Krankheit ungeachtet verließ Columbus sein Lager, trat zu denen heran, die ihm treu geblieben waren, besuchte die Kranken und suchte sie mit tröstlichem Zuspruch zu gewinnen und zu ermuthigen. Er bat sie, ihr Vertrauen auf Gott zu setzen, welcher sie erlösen werde und gab ihnen das Versprechen, sich bei seiner Rückkehr nach Spanien der Königin zu Füßen zu werfen, ihre Ergebenheit und Treue zu rühmen und ihnen Belohnungen zu verschaffen, welche sie für alle erdulbete Leiden schadlos halten sollten.

Unterdessen fuhren Francesco und Diego Porras nebst ihren Gefährten mit ihrer Canot-Flotte längs der Insel gen Ost, indem sie den von Mendez genommenen Weg einschlugen. Ueberall, wo sie landeten, begingen sie die größten Ausschweifungen gegen die Indianer, raubten, plünderten und nahmen, was sie an Lebensmitteln und sonstigen ihnen zusagenden Gegenständen fanden. Sie waren schlecht genug dadurch, daß sie vorgaben, auf Befehl des Admirals zu handeln, welcher alles bezahlen werde, die Eingebornen in die feindseligste Stimmung gegen ihn zu versetzen.

Als sie die Ostspitze der Insel erreicht hatten, warteten sie ab, bis das Wetter sich vollkommen beruhigt hatte, bevor sie die Ueberfahrt über den Golf zu unternehmen wagten. Da sie selbst unerfahren im Rudern der Canots waren, zwangen sie eine Anzahl Indianer, ihnen als Matrosen zu dienen. Endlich war die See ganz ohne Wellen und sie begannen ihre Reise. Kaum aber waren sie vier Seemeilen

vom Lande entfernt, als ein widriger Wind sich erhob und die See hoch zu gehen begann. Sogleich wendeten sie um und fuhren wiederum der Küste zu. Die Canots, die aus ausgehöhlten Baumstämmen mit rundem Kiel gezimmert waren, kippten leicht um und mußten geschickt im Gleichgewichte gehalten werden. Die Wellen schlugen herein, die Canots waren zu schwer beladen, die Spanier fürchteten zu sinken und warfen alles, was sie entbehren konnten, über Bord; nur ihre Waffen und einen Theil ihrer Lebensmittel behielten sie. Die See wurde immer stürmischer, die Gefahr immer größer. Jetzt zwangen sie die Mehrzahl der Indianer über Bord zu springen und behielten nur so viele zurück, als zum Rudern nothwendig waren. Obschon diese Leute vortreffliche Schwimmer waren, so war doch die Entfernung vom Lande zu groß, der Kampf mit den Wellen zu schwer, um ausdauern zu können. Sie blieben in der Nähe des Canots und hielten sich zuweilen daran fest, um Athem zu schöpfen. Da hierdurch die leichten Fahrzeuge in's Schwanken geriethen und umzuschlagen drohten, hieben die Spanier ihnen die Hände ab und erstachen sie mit ihren Schwertern. Mehrere wurden auf diese grausame Weise getödtet, andere ertranken von den Wellen verschlungen. Von siebenundzwanzig, die sie mitgenommen, brachten sie nur acht, die sie als Ruderer brauchten, an das Land zurück.

Als die Spanier das Ufer wieder erreicht hatten, waren die Meinungen darüber verschieden, welchen Weg sie zunächst

einschlagen sollten. Einige stimmten für Cuba, wohin der Wind günstig war, denn von dort glaubten sie leicht nach Española schiffen zu können. Andere schlugen vor zurückzukehren und mit dem Admiral Frieden zu schließen, oder ihm, was er noch an Waffen und Vorräthen besitze, abzunehmen, da sie bei ihrer letzten Fahrt fast alles über Bord geworfen hatten. Noch Andere gaben den Rath, sobald die See ruhig geworden, einen zweiten Versuch zur Ueberfahrt nach Española zu machen. Dieser letzte Vorschlag wurde angenommen. Sie blieben einen Monat lang in einem an dem Ost-Ende der Insel gelegenen Dorfe und lebten von den Mitteln der Eingebornen, die sie auf die willkürlichste und frechste Weise behandelten. Sobald sich das Wetter aufklärte, machten sie einen zweiten Versuch in See zu gehn, allein sie wurden auch diesmal durch widrigen Wind zur Rückkehr gezwungen. Jetzt sank ihnen der Muth, sie verzweifelten an dem Unternehmen, ließen die Canots im Stiche und durchzogen in westlicher Richtung das Land. Sie gingen als eine zügellose Bande von Dorf zu Dorf, nahmen mit Güte, oder mit Gewalt, je nachdem es ihnen geboten wurde, was sie fanden und wanderten gleich einer Pest durch die Insel.

14.

Mangel an Lebensmitteln. — Columbus als Zauberer und Prophet.

Während Porras und seine Bande mit jener verzweiflungsvollen Ungebundenheit, die aus dem Aufgeben der Ordnung und Sitte nothwendig hervorgehen mußte, die Insel durchstreiften, bot Columbus das ganz entgegengesetzte Bild eines Mannes dar, den gewissenhafte Redlichkeit und Treue gegen sich selbst und andere aufrecht erhält. Als er diejenigen Leute mußte abziehen sehen, welche den kräftigen und gesunden Theil der Mannschaft bildeten, war er bemüht, die Kranken und Verzagten, welche zurückblieben, mit neuem Muthe zu beleben. Nur sehr Wenige waren im Stande im Fall eines Angriffs die Waffen zu führen und keiner konnte von der Pflege der Kranken und Bewachung des Wracks entbehrt werden, um zur Herbeischaffung von Lebensmitteln ausgeschickt zu werden. Ohne seine eigenen Körperleiden zu beachten, war seine Bemühung unablässig darauf gerichtet, die Noth der anderen zu lindern und für die Gesundheit seiner Getreuen zu sorgen. Durch gewissenhafte Erfüllung der den Eingebornen gemachten Versprechungen, durch ein freundschaftliches Benehmen gegen sie und kluges Zurückhalten der ihm noch übriggebliebenen Tauschwaaren verschaffte er sich von Zeit zu Zeit eine ansehnliche Zufuhr von Lebensmitteln. Die nahrhaftesten und wohlschmeckendsten davon überließ er mit einem kleinen Vorrathe von Zwieback den Kranken zu ihrer Stärkung.

Da er wohl wußte, von wie großem Einfluß auf den kranken Körper der Zustand des Gemüthes ist, so suchte er die Leidenden durch Theilnahme zu beruhigen und durch frohe Aussichten zu ermuthigen. Indem er seine eigene Besorgniß verbarg, zeigte er beständig ein heiteres, sogar lächelndes Gesicht, sprach allen freundlich zu und verhieß ihnen baldige Erlösung. Durch sein liebevolles und vorsorgliches Benehmen gelang es ihm, die Gesundheit der Mannschaft an Geist und Körper bald wieder herzustellen und sie so weit zu bringen, daß ein jeder wieder etwas für das allgemeine Beste zu thun vermochte. Verständige Anordnungen, ruhig aber fest durchgeführt, hatten den günstigsten Erfolg. Die Leute lernten die Vortheile einer heilsamen Ordnung kennen, sie sahen ein, daß die, von ihrem Befehlshaber ihnen auferlegten, Entbehrungen zu ihrem eigenen Besten dienten und zum allgemeinen Wohlbefinden beitrugen.

Kaum war es Columbus gelungen, die Uebel, welche die Sicherheit seiner kleinen Gesellschaft im Innern bedroht hatten, abzuwehren, als Gefahren von außen sie zu bedrohen begannen. Die Indianer wußten durchaus nichts von einer Sorge für die Zukunft, sie legten nie Vorräthe von Lebensmitteln an, und da sie nicht die geringste Lust hatten, außergewöhnlich zu arbeiten, so fiel es ihnen schwer, die von so manchem hungrigen Munde täglich geforderte Portion zu liefern. Die europäischen Spielereien, die anfangs für sie einen so großen Reiz hatten, verloren ihren Werth, je allgemeiner sie wurden. Das Ansehen des Admirals

war natürlicher Weise nicht mehr so groß, seitdem über die Hälfte seiner Leute davon gegangen war und die böswilligen Aufreizungen der Meuterer in mehreren Dörfern, welche Lebensmittel lieferten, Eifersucht und Feindschaft rege gemacht hatten.

Die Lebensmittel fingen nach und nach an knapp zu werden. Die von Diego Mendez getroffenen Uebereinkünfte weger täglicher Zusendung von Brod, Früchten u. s. w. wurden nicht gehalten, und endlich hörten die Lieferungen ganz auf. Die Indianer brachten nichts mehr nach dem Hafen, und wenn die Spanier zu ihnen kamen, weigerten sie sich, ihnen etwas zu geben. Die Mannschaft sah sich genöthigt, ihren täglichen Unterhalt in der Umgegend sich, wie es gehen wollte, zu verschaffen, was mit jedem Tage schwerer wurde, so daß zu anderen Besorgnissen auch noch die der Hungersnoth hinzukam.

Der Admiral hörte die traurigen Verkündigungen seiner Leute, er sah das Unglück mit jedem Tage größer werden, ohne Abhülfe schaffen zu können. In offne Feindschaft mit den Indianern zu treten und Gewalt zu brauchen, war ein sehr gefährliches Mittel und nur von vorübergehender Wirksamkeit. Er hätte alle Waffenfähige zum Fouragiren ausschicken müssen, während er und die anderen Kranken vertheidigungslos am Bord des Wracks der Rache der Indianer preisgegeben worden wären.

Unterdessen wurde der Mangel täglich größer, die Eingebornen bemerkten den Nothstand der Spanier und suchten

Vortheil davon zu ziehen, da sie von ihnen die Kunst durch Handel Gewinn zu machen gelernt hatten. Sie forderten jetzt das Zehnfache der europäischen Artikel für ihre Waaren und brachten ihre Vorräthe viel spärlicher als sonst, um die Begier der verhungerten weißen Männer noch mehr zu reizen. Bald hörte auch dieser Handel auf und es trat ein vollständiger Mangel an Lebensmitteln ein. Es schien, daß Porras und seine Bande die Eingebornen zu so feindseliger Gesinnung veranlaßt und außerdem alle Vorräthe für sich in Beschlag genommen hatten, um den Admiral zu zwingen, die Insel zu räumen.

In dieser äußersten Bedrängniß kam dem Admiral plötzlich ein glücklicher Gedanke ein. Aus seiner Kenntniß der Sternkunde und aus dem Kalender eines deutschen Astronomen Müller, genannt Regiomontanus, wußte er, daß am 29. Februar 1504 eine beinah totale Mondfinsterniß eintreten würde. Er schickte nun einen Indianer von der Insel Española, der ihm als Dolmetscher diente, an die vornehmsten Caziken und ließ sie zu sich zu einer großen Versammlung einladen, welche er auf den Tag der Mondfinsterniß festsetzte. Als alle versammelt waren, ließ er ihnen durch seinen Dolmetscher mittheilen, daß er und seine Gefährten Anbeter eines allmächtigen Gottes seien, welcher in dem Himmel wohne. Dieser Gott belohne alle, die Gutes thäten und bestrafe alle Uebelthäter. Dies würden sie daran erkannt haben, daß Diego Mendez und seine Gefährten, weil sie ihrem Befehlshaber gehorsam gewesen wären, eine

C. W. Wrankmore sc.

Columbus als Zauberer.
(1504.)

C. W. Wrankmore sc.

Columbus als Zauberer.
(1504.)

glückliche Fahrt gehabt hätten, während Porras und die Seinen, weil sie ungehorsam gewesen, von Unglück und Noth heimgesucht worden wären. Dieser große Gott nun, der Herr des Donners und der Blitze, Beherrscher der Sonne, des Mondes und aller Sterne, aus dessen himmlischem Reiche er selbst, Columbus, und seine weißen Gefährten herabgekommen, wär' jetzt sehr erzürnt auf die Einwohner von Janahica — so nennt Columbus in seinen Berichten Jamaica — weil sie seine Anbeter und weißen Lieblinge Hunger leiden ließen. Würden sie nicht alsobald sie mit den nöthigen Lebensmitteln versehen, so würde er Feuer vom Himmel fallen und schreckliches Verderben über sie, über ihre Frauen und Kinder kommen lassen. Zum Zeichen seines Zornes würde er in dieser Nacht zuerst mit blutig rothem Gesicht aus dem Himmel auf sie herabschauen, dann aber sich mit einem schwarzen Trauerflor so lang bedecken, bis sie gelobt, ihm gehorsam zu sein und seinen treuen Sohn Columbus mit allem, was er und die Seinen nöthig hätten, zu versehen.

Vielleicht mehr noch als diese drohende Verkündigung wirkte auf die Indianer der feierliche Ernst und die prächtige Kleidung, in welcher er sie empfing. Als sich die Sonne zum Untergang neigte, ließ der Admiral von der Mannschaft auf den Knieen mit entblößtem Haupte das Ave Maria anstimmen, und blutigroth stieg, wie er es verkündigt hatte, die volle Scheibe des Mondes aus dem Meer empor. Die schwarzen Gebirgsflecken darin erschienen als

das drohende Gesicht des zornigen Gottes, an welchen Columbus jetzt mit lauter Stimme, das Schwert in den gefalteten Händen haltend, sein Gebet richtete. Hatte schon dies die Indianer mit Bangigkeit erfüllt, so befiel sie noch größeres Entsetzen, als sie sahen, wie sich nach und nach ein schwarzer Schatten über den Mond zog. Sie liefen mit Geheul und Wehklagen zu ihren Canots, brachten, was sie an Vorräthen bei sich hatten, herbei, warfen sich Columbus zu Füßen und versprachen alle seine Befehle zu erfüllen, nur möge er den Herrn des Himmels bitten, nicht länger zu zürnen. Columbus versprach ihnen, sich bei seinem Gott für sie zu verwenden und zog sich in seine Cajüte zurück. Mehr und mehr verfinsterte sich der Mond und ringsumher hallte das Ufer und der Wald von dem Geheul der geängsteten Indianer wieder. Als nun der Schatten der Erde, durch welchen eine Mondfinsterniß veranlaßt wird, wenn die Erde zwischen Sonne und Mond zu stehen kommt, vorüberzuziehen begann und ein lichter Abschnitt des Mondes zum Vorschein kam, trat Columbus aus seiner Cajüte heraus und verkündigte den Indianern, der Gott des Himmels habe sich besänftigt, sobald er gehört, daß die Bewohner von Janahica in Zukunft für die weißen Kinder des Himmels — sie hätten sich jetzt Waisenkinder nennen können — besser als bisher zu sorgen gelobt hätten. Bald stand der Mond in voller Klarheit am Himmel, das Geheul der Indianer verwandelte sich in Freudengeschrei, sie sprangen und tanzten um den großen Zauberer, der den

Zorn Gottes von ihnen gewendet hatte, umher und verkündigten seinen Ruhm durch die ganze Insel. Von nun an verehrten die Eingebornen ihn als einen Mann, der in seines Gottes besonderer Gunst stehen müsse, da ihm auf Erden bekannt sei, was im Himmel beschlossen worden wäre. Sie brachten von jetzt an täglich frische Vorräthe nach dem Hafen, und Columbus und die Seinen durften nicht mehr wegen Hungersnoth in Sorgen sein. —

So erzählt Fernando der Sohn, der damals den Vater begleitete, dieses Abenteuer auf Jamaica, vielleicht wohl mit einiger poetischen Ausschmückung. Columbus selbt, thut dieser Mondfinsterniß nur mit wenigen Worten in seinem Buche der Prophezeiungen Erwähnung, ohne der Anwendung zu gedenken, welche er bei dieser Gelegenheit von seinen astronomischen Kenntnissen gemacht.

„Donnerstag den 29. Febr. 1504, als ich mich in Indien auf der Insel Janahica befand, in dem Hafen Santa Gloria, welcher in der Mitte der Nordküste der Insel liegst hatten wir eine Mondfinsterniß, und da der Anfang derselben vor Sonnenuntergang eintrat, konnte ich ihn nicht beobachten*), sondern nur das Ende, als der Mond seine volle Klarheit wiedergewann, was nach sichrer Angabe stattfand, als zwei und eine halbe Stunde der Nacht vorüber waren."

*) „hobo eclipsis de la luna y porque el comienzo fue primero que el sol se pasiese non pude notar." Dieser Fall, bemerkt A. v. H., ist sehr selten und eine Folge der Horizontal-Refraction.

Etwas umständlicher berichtet Diego Mendez davon in seinem Testamente, wahrscheinlich nach dem, was er von Columbus selbst darüber erfahren hatte.

„Es scheint mir gut hier zu erzählen, was dem Admiral und seiner Familie in jenem Jahre begegnete, als sie verloren auf jener Insel sich befanden. Wenige Tage nach meiner Abreise machten die Indianer Meuterei und wollten nicht wie bisher Lebensmittel bringen. Der Admiral ließ sämmtliche Caziken zu sich einladen, sagte ihnen: er wundre sich, daß sie nicht mehr, wie bisher, Lebensmittel brächten, da er ihnen doch gesagt habe, daß er auf den Befehl Gottes in ihr Land gekommen sei. Dieser Gott sei sehr unzufrieden mit ihnen und werde seinen Unwillen in dieser Nacht durch ein Zeichen am Himmel ihnen zeigen. Da nun in dieser Nacht eine fast gänzliche Mondfinsterniß eintrat (el eclipse de la luna que casi toda se escureció), sagte er ihnen: Gott sei zornig auf sie, weil sie ihm (Columbus) nichts zu essen brächten. Dies glaubten sie, geriethen in große Furcht und versprachen, in Zukunft ihm Lebensmittel zu bringen, was sie auch thaten, so lange der Admiral noch bei ihnen blieb.“

Nach Fernando Colon (Vida c. 103), bemerkt A. v. H., schloß sich der Admiral während der Finsterniß ein, wobei er vorgab, „ein wenig mit seinem Gotte sprechen zu wollen“ (queria hablar un poco con su Dios) und benutzte namentlich zu seinem Vortheile die Feuerfarbe des Mondes

als ein Zeichen des Zornes des Himmels (inflamacion de la luna por ira del cielo). Diese blutigrothe Farbe des Mondes kommt zwischen den Wendekreisen häufig vor und wird durch die Inflexion der Sonnenstrahlen in dem Schattenkegel und durch den Einfluß der Erdatmosphäre verursacht. Man braucht keineswegs anzunehmen, daß die Vorhersagung der Finsterniß sich auf eine selbstständige Berechnung des Columbus gründete; der Admiral hatte nämlich ohne Zweifel astronomische Ephemeriden am Bord und zwar höchstwahrscheinlicher Weise die des Regiomontanus *), welche die Jahre 1475 bis 1506 umfaßten, oder das Calendarium ecclipsium pr. a. 1483 — 1530, deren sich die Portugiesen und Spanier in jener Zeit fast allgemein zu bedienen pflegten. Diese Annahme erhält um so größere Wahrscheinlichkeit, wenn man bedenkt, daß Columbus in die Bestimmung der Längen durch Beobachtung der Mondfinsternisse ein völliges Vertrauen setzte **), und er sich schon in dem Tagebuche seiner ersten Reise (s. 13. Jan. 1493) vornahm, die [illegible] Jupiters und Mercurs und die Opposition Jupiters zu beobachten, Erscheinungen, welche ohne Zweifel in den am Bord seines Schiffes befindlichen Ephemeriden angegeben waren. Der Freund Columbus', Americo Vespucci, sagt ausdrücklich in einem Briefe an Lorenzo Pierfranco de Medici, daß er sich während der Jahre 1499 und

*) Man vergl. Th. I. p. 67.

**) „Ich glaube mich nicht zu irren, weil damals eine Mondfinsterniß statt fand." Brief an Papst Alexander VI.

1500 des von Giovanni de Monteregio für den Meridian von Ferrara berechneten Almanachs bedient habe.

15.

Diego de Escobar wird als Kundschafter von Ovando nach Jamaica geschickt.

Acht Monden waren seit der Abreise von Mendez und Fiesco vergangen, ohne daß Columbus Nachricht über ihr Schicksal erhalten hatte. Täglich erstiegen die von dem Admiral an das Land geschickten Piloten die höchsten Stellen des Ufers, um zu sehen, ob sich nicht ein rettendes Schiff am fernen Horizonte zeige. Vergebens! Wie oft täuschten sie sich, wenn ein indisches Canot zwischen den Wellen auf und niederschaukelte, wie oft hielten sie den weißen Schaum einer überschlagenden Welle für ein schwellendes Segel, denn nur zu leicht verwechselt der Erwartende das, was er sieht, mit dem, was er zu sehen wünscht. Endlich aber, nach so mancher bittern Täuschung, schwand die, auf den Muth und die Treue des unternehmenden Diego Mendez gesetzte Hoffnung immer mehr, man wußte, wie viel tausend Gefahren ihn umringten und selbst in dem glücklichen Falle, daß er nicht in den Wellen untergegangen war und das Ufer Española's erreicht hatte, konnte er dort unter den Keulen der Canibalen seinen Tod gefunden haben. Auch an niederschlagenden Gerüchten mancherlei Art, von Uebelgesinnten ausgestreut, fehlte es nicht. So versicherten eines Tages einige von der Mannschaft, sie hätten in der

Meerströmung eine umgeschlagene Caravele, den Boden nach oben gekehrt, ohne irgend eine menschliche Führung treiben gesehen, was zuverlässig ein, zu ihrer Rettung abgeschicktes Schiff gewesen sei. Kaum wurde dies unter der übrigen Mannschaft bekannt, so fing auch diese an zu murren und verlangte, der Admiral solle für Canots sorgen, in denen sie sich nach San Domingo einschiffen könnten. Da Columbus hierzu seine Einwilligung versagte, rottete sich auf Anstiften eines gewissen Bernardo, eines Apothekers aus Valencia, der sich mit Alonzo de Zamora und Pedro de Villatoro verbündet hatte, eine zweite Meuterei zusammen. Schon war die Nacht zum Ausbruch der Empörung bestimmt, als bei anbrechender Abenddämmerung ein Segel bemerkt wurde, welches auf den Hafen lossteuerte.

Fast mit noch größerem Jubel, als die entmuthigte Mannschaft einst bei dem Anblick der Küste: Land! gerufen hatte, rief sie jetzt: „ein Schiff! ein Schiff!" Bald konnte man es genau erkennen, daß es eine spanische Caravele war; man band Tücher an Stangen und wehte den Ankommenden zu, man gab durch Signalschüsse ihnen das Zeichen, daß hülfsbedürftige Landsleute sie willkommen heißen würden. Das Schiff ging in ziemlich weiter Entfernung vor Anker, es setzte jedoch ein Boot mit einigen Leuten aus, welche die freundschaftlichen Grüße erwiederten und bald in gutem Castilianisch sich als Landsleute zu erkennen gaben. Als das Boot dicht an das Wrack, auf welchem der Admiral sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, heran=

gefahren war, nannte sich Diego de Escobar als Capitain des Schiffes und gab ein Schreiben des Governadors Ovando an den Admiral ab.*) Die Wahl gerade dieses Mannes konnte Columbus für keine günstige Vorbedeutung halten. Diego de Escobar hatte zu den Mitverschwornen Roldan's gehört, war auf die Anklage des Admirals damals zum Tode verurtheilt, hernach aber auf Bobadilla's Veranlassung freigesprochen worden; von ihm konnte Columbus keinen Freundschaftsdienst erwarten. Die Aufträge, welche Escobar hatte, bestanden darin, dem Admiral der Theilnahme des Governadors Ovando an seinem Unglück zu versichern und ihm sein Bedauern auszudrücken, daß sich eben jetzt kein Schiff in San Domingo befinde, welches groß genug sei, um ihn und seine Leute abzuholen, was jedoch sobald als möglich geschehen solle. Er gab ein Fäßchen Wein und ein Stück Speck an den Admiral ab und bat Aufträge an den Governador ihm sogleich einzuhändigen, da er noch in dieser Nacht die Anker zur Rückkehr lichten werde.

Columbus dachte viel zu hochherzig, um auch nur im Entferntesten den Wunsch zu äußern, daß Escobar ihn an seinen Bord nehmen möge. Obschon er anführen konnte, daß den Königen an der Erhaltung seiner Person viel gelegen sein müßte, und daß bei dem traurigen Zu-

*) Dieser Diego de Escobar ist nicht mit dem gleiches Namens zu verwechseln, welcher mit Mendez den gewagten Besuch bei dem Caziken Quibian machte. (s. o. S. 61.)

stande seiner Gesundheit zu fürchten sei, daß er nicht lange mehr zu leben habe, kam dennoch kein Wort dieser Art über seine Lippen, denn er hatte denen, die mit ihm treu ausgehalten hatten, versprochen, sich nicht von ihnen zu trennen, und hielt sich an sein Wort gebunden. Er gab Escobar eine in aller Eil niedergeschriebene Antwort an Ovando mit, worin er diesem den aufrichtigsten Dank dafür sagte, daß er ihm wenigstens seinen guten Willen, ihm zu helfen, gezeigt habe. Er schilderte ihm nochmals die große Noth, in welcher er sich befand, unterrichtete ihn von der Meuterei des Porras und bat ihn dringend, sein Versprechen, ihn und seine Mannschaft von hier abholen zu wollen, recht bald in Erfüllung gehen zu lassen. Seinem besonderen Wohlwollen empfahl er den tapfern Diego Mendez und seinen Gefährten Fiesco, welche nicht als Kundschafter heimlich von ihm nach San Domingo gesendet worden wären, sondern nur, um ihn von seiner traurigen Lage in Kenntniß zu setzen und ihn um Hülfe zu bitten*). Sobald Escobar das Schreiben des Admirals in Händen hatte, eilte er zu seinem Schiffe zurück, ließ die Anker lichten und bald war es den theils mit stummer Betrübniß, theils mit lautem Ausruf des Unwillens ihm nachschauenden Spaniern aus den Augen entschwunden. Das geheimnißvolle Benehmen Escobar's, von dem man nicht sagen konnte, ob er mehr als Feind oder als Freund gekommen war, erregte

*) Ein Bruchstück dieses Briefes ist kürzlich aufgefunden worden; wir theilen es am Schlusse dieses Capitels mit.

den allgemeinsten Unwillen. Er selbst hatte sich vor jeder Gemeinschaft mit den Spaniern, die sich auf dem Wrack befanden, gehütet, jede Besprechung zwischen diesen und seinen Leuten verhindert und sich überhaupt so benommen, als ob er nicht den mindesten Antheil an dem ferneren Schicksal der gestrandeten Landsleute nähme. Nicht unbemerkt blieben dem Admiral die finstern Stirnen seiner Gefährten, er fürchtete, daß sie ihn irgend mit neuem Unheil bedrohten. Er bemühte sich daher ihren Verdacht zu entfernen, erklärte, daß er mit den, von Ovando erhaltenen Mittheilungen sehr zufrieden sei und versicherte, es würden sehr bald Schiffe ankommen, sie abzuholen. Im Vertrauen hierauf, sagte er, habe er es abgelehnt mit Escobar abzureisen, und da sein Schiff zu klein gewesen sei, um alle aufzunehmen, es vorgezogen, bei ihnen zu bleiben und ihr Loos mit ihnen zu theilen; die Ursache, weshalb er die Caravele so schleunig abgefertigt hätte, sei keine andere, als um desto eher von Ovando größere Schiffe zu erhalten. Diese Versicherungen, die Gewißheit, daß man in San Domingo Nachricht über ihre unglückliche Lage erhalten habe und Antheil an ihnen nehme, erheiterten die Gemüther. Ihre Hoffnungen lebten wieder auf und von der Verschwörung, die schon auf dem Punkt war loszubrechen, war nicht mehr die Rede.

Im Stillen aber war Columbus über das Benehmen Ovando's auf's äußerste entrüstet. Er hatte ihn so viele Monate, in einem Zustande der drohendsten Gefahr und

schrecklichsten Ungewißheit, den Angriffen der Indianer und dem Aufruhr seines Schiffsvolkes preisgegeben, ohne alle Theilnahme seinem Schicksal überlassen. Endlich hatte er ihm durch Escobar eine Botschaft gesendet, deren Hand sich zurückzog, als er nach ihr greifen wollte.*) Der Mann, den er ihm schickte, war einer seiner erbittertsten Feinde und überbrachte ihm ein Geschenk von Lebensmitteln, welches seiner Geringfügigkeit nach sich eher wie ein Spott über ihre Armuth ausnahm.

Columbus glaubte, daß Ovando ihn absichtlich vernachlässigt habe, in der Hoffnung, daß er auf Jamaica seinen Tod finden und ihn nie aus der Stelle eines Governadors von Española verdrängen werde. Er hielt Escobar für einen Spion, den Ovando nur abgeschickt habe, um Erkundigung über seinen und seiner Leute Zustand, und ob sie noch immer am Leben wären, einzuholen. Las Casas, welcher sich damals in San Domingo befand, äußert einen ähnlichen Verdacht. Er sagt: Escobar habe jenen Auftrag erhalten, weil Ovando sicher gewesen sei, daß dieser wegen seines früheren Hasses kein Mitleid mit dem Admiral haben werde. Er habe strengen Befehl gehabt, weder am Bord der Schiffe des Admirals zu gehn, noch zu landen, noch sich in Unterredung mit den Leuten einzulassen, oder Briefe außer denen des Admirals in Empfang zu nehmen. Mit einem Wort, er sei nichts weiter als ein Kundschafter gewesen.

*) „a mere tantalizing message“, eine tantalische Botschaft, nennt sie Irving.

Andere haben das Benehmen Ovando's seiner großen Aengstlichkeit zugeschrieben. Es ging nämlich das Gerücht, Columbus habe im Zorn über die Absetzung von seinen Aemtern den Entschluß gefaßt, die neuentdeckten Länder seinem Vaterlande, der Republik Genua, oder irgend einer anderen Macht zu übergeben. Dergleichen Gerüchte waren schon lange im Umlauf, und Columbus spielt in seinem Briefe an die Herrscher, welchen er Diego Mendez mitgab, selbst darauf an. Eine Entschuldigung für Ovando hat man darin finden wollen, daß er sich abwesend von San Domingo auf einem Kriegszuge gegen die Eingebornen befand, als Mendez ankam, und daß ihm die nöthigen Schiffe fehlten, um Columbus und dessen Mannschaft abzuholen. Wahrscheinlich hatte er auch von dem Könige den bestimmten Befehl, Columbus nicht in Española aufzunehmen und fürchtete, daß der Admiral, wenn er wiederum eine Zeit lang auf der Insel wohnen werde, sich eine Partei machen und seine früheren Feinde dadurch zu neuer Empörung anregen dürfte. Hätte sich aber auch Ovando durch die Nachrichten, welche Diego Mendez ihm über die Lage des Admirals überbrachte, dabei beruhigt, daß er auf Jamaica durch die, mit den Caziken abgeschlossenen, Lieferungsverträge keinen Mangel zu fürchten habe und auf seinem Wrack gegen Angriffe gesichert sei, so mußte er doch nun, nachdem er durch Escobar Columbus' dringende Bitten um Erlösung aus seinem jammervollen Zustande erhalten hatte, ungesäumt alles aufbieten, um dem Admiral, dem Entdecker

der neuen Welt, Hülfe zu schaffen. Er unterließ dies, und weder die dringenden Ermahnungen des treuen Diego Mendez, welcher Española nicht verlassen wollte, bis er seinem Admiral ein Schiff gesendet, noch die laute Stimme der anderen Freunde, die sich für ihn verwendeten, änderten den harten Sinn Ovando's, den in San Domingo sogar die Priester von den Kanzeln vor Gott und den Menschen verklagten, daß er den Mann hülflos lasse, dem er selbst es verdanke, Gebieter in einem Lande zu sein, welches er ohne des Admirals Muth und Glücksstern niemals entdeckt hätte.

Bruchstück eines Briefes vom März 1504, welchen der Admiral D. Cristobal Colon mit Diego de Escobar dem Comendador Nicolas de Ovando von Jamaica aus zuschickt.

Sehr edler Señor,

So eben erhielt ich Euern Brief, den ich mit großem Vergnügen gelesen habe; weder Feder noch Papier würden hinreichen den Trost und die Ermuthigung zu beschreiben, welche ich und alle meine Leute dadurch gewonnen haben. Señor, wenn mein Schreiben, welches ich mit Diego Mendez von Segura schickte, kurz war, so lag der Grund davon darin, daß ich hoffte, er würde mündlich ausführlicher berichten. Von meiner Reise sage ich, daß ich nicht auf tausend Bogen Papier alles Ungemach, Elend und Noth, die ich erduldet, niederschreiben könnte... (Er fügt hier eine Erzählung von seiner Reise hinzu, von den Reichthü-

mern der neuentdeckten Länder, dann von seiner Ankunft auf Jamaica, wo seine Mannschaft anfänglich geschworen, ihm treu bis in den Tod zu bleiben, hernach aber sich unter Porras empörte; er fährt dann also fort:) Als ich Spanien verließ, entließen mich Ihre Hoheiten sehr gnädig und mit großen Versprechungen, insbesondere, daß Sie mir alles, was mir gebühre, gewähren würden und meine Ehren noch mehren würden. Diese Versicherungen erhielt ich mündlich und schriftlich. Ich schicke Euch, Señor, ein Capitel jener Verschreibung, welche diesen Punkt betrifft. Allein mit dieser Verschreibung und ohne dieselbe war, seitdem ich diene, mein Sinn und Gedanke nie auf etwas Anderes, als auf meinen Dienst gerichtet. Ich ersuche Euch, Señor, mir die Gnade zu erweisen, Euch dessen versichert zu halten. Dies sage ich, damit Ihr glauben möget, daß ich in allem Eurer Anordnung und Befehl Folge leisten werde, ohne nur einen Punkt zu verabsäumen. Escobar erzählt mir, Señor, welchen guten Stand meine Angelegenheiten haben und daß darüber kein Zwist stattfindet. Ich erkenne dies Alles mit vielem Dank an und denke an weiter nichts, als womit ich dies Alles wieder vergelten kann. Wenn ich jemals Wahrheit sprach, so ist dieses eine: daß, seitdem ich Euch gesehen und kennen gelernt, meine Seele zufrieden ist. In dieser Ueberzeugung behielt ich bis jetzt guten Muth und war der Hülfe gewiß, sobald nur die Nachricht von meinem Nothstande Euer Ohr erreichen würde. Ich kann darüber nicht weitläuftig schreiben,

wie sehr ich dessen gewiß bin. Ich versichre nur, daß ich zuverlässig hoffe, Ihr würdet, Señor, zu meiner Rettung selbst Eure Person daran wagen und bin davon so fest überzeugt, wie von meinem Leben. Ich bin kein Schmeichler mit Worten, vielmehr gelte ich für rauh. Die That wird dies gelegentlich bezeugen. Ich ersuche Euch, Señor, nochmals mit mir ganz zufrieden zu sein und zu glauben, daß ich beständig sein werde. Zugleich nehme ich Eure Güte für Diego Mendez von Segura, den ich Euch empfehle, und für Flisco*), der, wie Ihr wißt, bei sich zu Haus zu den Vornehmen gehört, in Anspruch. Glaubet sicherlich, daß ich sie nicht auf Kundschaft ausgeschickt habe, sondern nur um Euch, Señor, zu melden, in welcher Gefahr ich mich befand und noch befinde. Noch immer verweile ich auf dem Wrack der gestrandeten Schiffe, auf den Beistand Gottes und auf den Euern hoffend, wofür alle meine Nachkommen Euch zu Dank verpflichtet sein werden. —

16.

Unterhandlungen des Admirals mit den Meuterern auf Jamaica. — Der Adelantado schlägt die Rebellen in die Flucht und nimmt Porras gefangen. — Ueberfahrt nach Española.

Nachdem Columbus die Niedergeschlagenheit seiner Mannschaft über den kurzen, ungenügenden Besuch und die plötzliche Abfahrt des Schiffes Escobar's durch ermuthigenden Zuspruch besiegt hatte, versuchte er es, das Ereigniß zu seinem

*) Nach Anderen Fiesco.

Vortheil in Beziehung auf die Meuterer, die sich unter Porra's Anführung von ihm getrennt hatten, zu benutzen. Er wußte, daß sie durch das unvermeidliche Elend, welches einem zügellosen, ungesetzlichen Leben auf dem Fuße folgt, entmuthigt worden waren, daß viele von ihnen auf den sichern Pfad der Ehre und Pflicht zurückzukehren wünschten und die schlechtesten von ihnen, als alle ihre Aufreizungen der Eingebornen vergeblich blieben, zu fürchten anfingen, er könnte endlich den Sieg gewinnen und sich an ihnen rächen. Die Gelegenheit schien ihm jetzt günstig, diesen Gemüthszustand der Rebellen zu benutzen, um sie durch glimpfliche Mittel zum Gehorsam zurückzubringen. Er schickte zwei von seinen Leuten, die unter den Rebellen gute Freunde hatten, an sie ab, um sie von der kürzlichen Ankunft eines Schiffes mit Briefen von dem Governador von Española in Kenntniß zu setzen, der ihm eine baldige Erlösung aus seiner traurigen Lage auf Jamaica versprochen habe. Er ließ allen Begnadigung, gute Behandlung und Mitfahrt in den zu erwartenden Schiffen unter der Bedingung anbieten, daß sie auf der Stelle zum Gehorsam zurückkehren würden. Um sie von der wirklich stattgefundenen Ankunft eines Schiffes zu überzeugen, überschickte er ihnen ein Stück von der, von Escobar mitgebrachten Speckseite.

Francisco de Porras trat mit einigen seiner Spießgesellen diesen Abgeordneten, als sie sich näherten, entgegen. Er vermuthete sogleich, daß sie Anerbietungen des Admirals überbrächten, welche er durchaus nicht zur Kenntniß seiner

Leute gelangen lassen wollte, die in ihrer mißvergnügten, zur Reue geneigten, hungrigen Stimmung bei der geringsten Aussicht auf Begnadigung zu dem Admiral zurückgekehrt wären. Nachdem Porras und sein Gefolge die Mittheilungen und Anträge der Abgeordneten gehört, gingen sie mit einander zu Rathe, was hierbei zu thun sei. Treulos wie sie selbst waren, mißtrauten sie der Aufrichtigkeit des Admirals; sie waren sich der Größe ihres Verbrechens bewußt und zweifelten an seiner Großmuth. Deshalb beschlossen sie, der ihnen angebotenen Verzeihung keinen Glauben zu schenken. Sie antworteten den Abgeordneten: sie hätten keine Lust zu den Schiffen zurückzukehren, sondern zögen es vor auf der Insel umherzustreifen. Indessen versprachen sie, in Frieden und Freundschaft mit dem Admiral zu leben, wenn er ihnen das feierliche Versprechen geben würde, ihnen, im Fall zwei Schiffe ankämen, eines davon zur Rückreise zu überlassen, im Fall nur eines ankäme, ihnen die Hälfte desselben einzuräumen. Außerdem verlangte Porras von dem Admiral die Hälfte aller Vorräthe und Tauschwaaren, die sich noch auf dem Wrack der Schiffe befänden, und zwar aus dem Grunde, weil er Alles, was er gehabt, auf der See verloren habe. Da ihm hierauf geantwortet wurde: dergleichen Forderungen seien übertrieben und unstatthaft, entgegnete er unverschämt: er werde, wenn man ihm dies nicht in gütlichem Wege zugestehe, jene Sachen mit Gewalt nehmen. Mit dieser Drohung entließ er die Abgeordneten.

Diese Zusammenkunft konnte jedoch nicht so geheim gehalten werden, daß nicht die übrigen Meuterer die ganze Absicht jener Sendschaft erfahren hätten. Die in Betreff der Begnadigung und Einschiffung gemachten Anträge veranlaßten den größten Lärm und eine allgemeine Bewegung. Porras, welcher fürchtete, seine Leute möchten ihm davon laufen, bot alle seine Beredsamkeit und alle Lügenkünste auf, um sie zu täuschen. Er sagte ihnen: alle diese Anerbietungen des Admirals wären Betrug; er sei von Natur grausam und rachsüchtig und suche sie nur in seine Gewalt zu bekommen, um seine Rache an ihnen zu kühlen. Er ermahnte sie, dem Tyrannen fortwährend Widerstand zu leisten und sich daran zu erinnern, daß diejenigen, welche früher in Española eben so gehandelt, zuletzt gesiegt und ihn in Ketten nach Spanien geschickt hätten. Er gab ihnen die Versicherung, daß sie nur dasselbe thun möchten, und machte großsprecherische Verheißungen des Schutzes in Spanien durch den Einfluß seiner Verwandten. Von allen seinen Versicherungen die unverschämteste war die Auskunft, die er über die „angebliche Caravele Escobar's" gab, wodurch wir einen Beweis der, in jener Zeit herrschenden, Unwissenheit und des Aberglaubens erhalten, welchen der gemeine Mann an Columbus und an dessen Magie und Astrologie hatte. Porras redete seinen Leuten ein: es sei keine wirkliche Caravele angekommen, sondern dies sei nur ein, von dem Admiral, welcher ein ausbündiger Schwarzkünstler und Nekromant sei, hervorgezaubertes Trugbild

gewesen. Er machte darauf aufmerksam, daß die Caravele in der Abenddämmerung angekommen sei, nur mit dem Admiral verkehrt habe und plötzlich wiederum im Dunkel der Nacht verschwunden sei, wie die Abgeordneten ihnen ja selbst erzählt hätten. Wäre es eine wirkliche Caravele gewesen, würde die Mannschaft versucht haben, sich mit ihren Landsleuten zu unterhalten; der Admiral, sein Sohn und sein Bruder würden sich ungesäumt an den Bord derselben begeben haben, auch würde dies Schiff wohl eine kleine Weile im Hafen vor Anker gegangen und nicht so plötzlich und geheimnißvoll im Dunkel der Nacht verschwunden sein.

Durch diese und ähnliche Vorspiegelungen gelang es Porras auf die Leichtgläubigkeit seiner Leute zu wirken. Besorgt indessen, sie möchten durch weiteres Nachdenken zur Besinnung kommen und den Anträgen des Admirals Gehör geben, beschloß er, sie zu einer offnen Gewaltthätigkeit gegen den Admiral zu verleiten, um ihnen jede Hoffnung auf Verzeihung abzuschneiden. In dieser Absicht ließ er eines Tages nach dem indianischen Dorfe Maima (jetzt Mamee-Bay) aufbrechen, welches am Strande, ungefähr eine Stunde von dem Wrack der Schiffe entfernt, lag. Allem Vermuthen nach war seine Absicht, die Schiffe zu plündern und den Admiral als Gefangenen wegzuführen.

Columbus hatte von den Anschlägen und der Ankunft der Meuterer Kenntniß erhalten. Da ihn seine Krankheit ans Lager fesselte, schickte er seinen Bruder ab, der mit gelinden Worten versuchen sollte, sie von ihrem Vorhaben

abzubringen und wieder zum Gehorsam zurückzuführen; jedoch gab er ihm die erforderliche Mannschaft mit, um jeder Gewalt Widerstand leisten zu können. Der Adelantado, den wir bereits als einen Mann kennen gelernt haben, der mehr ein Freund von Thaten als von Worten war, wählte sich funfzig Mann aus, darunter Männer von erprobter Treue, entschlossen, wo es irgend galt, tapfer zu fechten. Sie waren gut bewaffnet und voll Muthes, obschon einige von ihnen noch bleich aussahen und von langanhaltender Krankheit matt waren.

Als der Adelantado eine Anhöhe, eine Bogenschußweite von dem Dorfe, erreicht hatte, sah er die Meuterer und schickte zur Unterhandlung mit ihnen dieselben beiden Bevollmächtigten ab, welche ihnen schon früher im Auftrage des Admirals Verzeihung angeboten hatten. Porras und seine Spießgesellen wollten jedoch nicht gestatten, daß sie sich näherten. Sie vertrauten auf ihre Ueberlegenheit an Mannschaft und auf deren Körperstärke, da es größtentheils derbe Matrosen waren, abgehärtet durch das herumstreifende Leben in den Wäldern und unter freiem Himmel. Sie spotteten über die bleichen und verhungerten Gesichter der Leute des Adelantado, nannten sie Soldaten für Küche und Feuerherd, die nur bei Sonnenschein herausgeführt werden dürften. Porras reizte die Seinen zu Spott- und Schimpfreden an, sie stimmten ihm bei, schwangen ihre Schwerter und riefen den Leuten des Admirals zu: es möge ihnen keiner zu nah kommen.

Sechs von den Meuterern traten jetzt zusammen und verabredeten, den Adelantado zu überfallen; war er nur erst niedergestoßen, dann konnten sie darauf rechnen, daß die anderen alle davonliefen. Der ganze Haufe stellte sich hierauf in Schlachtordnung, die einen zogen die Schwerter, die anderen legten die Lanzen ein und stürzten, ohne einen Angriff, oder eine weitere Unterhandlung abzuwarten, auf den Adelantado und seine Schaar los. Sie wurden indeß so gut empfangen, daß schon bei diesem ersten Angriff vier oder fünf von ihnen getödtet wurden, darunter mehrere von denen, die es auf den Adelantado abgesehen hatten. Dieser hatte sich an die Spitze seiner Schaar gestellt, und die meuterische Rotte beschworen, sie solle bedenken, daß sie Christen und Landsleute wären, die hier auf so entlegener, wüster Insel einander brüderlich beistehen, nicht aber den Wilden das Schauspiel geben müßten, daß sie untereinander sich mordeten. Sie übertäubten seine Rede mit Geschrei, und zwangen ihn, ihnen die Schärfe seines Schwertes fühlen zu lassen. Auf ihn los stürzten Juan Sanchez, jener handfeste Matrose, welcher den Caziken Quibian fortgeführt hatte, und Juan Barber, welcher bei dem letzten Aufruhr das Schwert gegen den Admiral aufgehoben hatte. Sie fanden an dem Adelantado den Mann, der ihnen Stand hielt; beide sanken unter seinen Streichen zu Boden. Jetzt drang der tapfere Don Bartolomeo in den dichtesten Haufen hinein, und suchte sich Francisco de Porras auf, der keineswegs zurückwich, sondern voll Verzweiflung und Wuth

auf ihn eindrang. Die Anderen traten scheu zurück, so daß es für einige Zeit den Anschein gewann, als ob hier ein Zweikampf stattfinde. Porras führte eine scharfe Klinge, der selbst der stählerne Schild des Adelantado nicht widerstehen konnte; ein Hieb drang durch und verwundete ihm die linke Hand. Bei diesem kräftig geführten Streiche war jedoch Porras' Schwert in dem Schilde des Adelantado stecken geblieben. Dieser nahm seinen Vortheil wahr und packte den Rebellenhäuptling, während er sich vergebens bemühte sein Schwert frei zu machen, bei der Gurgel. Sogleich sprangen einige der Gefährten hinzu und Porras wurde als Gefangener fortgeführt.

Sobald die Meuterer ihren Anführer in der Gewalt des Adelantado sahen, war es mit ihrem Muthe zu Ende und sie liefen sämmtlich davon. Don Bartolomeo begnügte sich mit dem Siege, ohne ihn weiter zu verfolgen; er mußte besorgen, daß die Indianer sich drein mischten und diese günstige Gelegenheit benutzten, um sie sämmtlich zu vertilgen. Sie hatten sich in großen Schaaren, mit Keulen und Wurfspeeren bewaffnet, versammelt und sahen voll Verwunderung dem Gefecht zwischen den weißen Männern zu, ohne jedoch für einen, oder den anderen Theil Partei zu nehmen. Nach geendetem Kampfe näherten sie sich der Wahlstatt und betrachteten mit Erstaunen die Leichname der Wesen, die sie für Bewohner des Himmels gehalten hatten. Neugierig liefen sie herbei und untersuchten die mit den Waffen der weißen Männer geschlagenen Wunden. Unter

den verwundeten Rebellen befand sich Pedro Ledesma, derselbe Pilot, der während der Brandung so kühn an die Küste von Veragua geschwommen war, um dem Admiral Nachrichten von der Colonie zu verschaffen. Er war ein Mann stark wie ein Simson mit einer tiefdonnernden Baßstimme. Als die Indianer, die ihn für todt hielten, seine Wunden betasteten, erhob er ein so entsetzliches Gebrüll, daß die Wilden voll Schrecken entflohen. Pedro hatte sich später wieder aufgerafft, war aber in eine Steinkluft hinabgefallen, wo seine Landsleute ihn erst am folgenden Tage fanden und hervorzogen. Nicht einen Tropfen Wasser hatte er in dieser ganzen Zeit genossen, und schon war er von dem heftigsten Wundfieber befallen. Aus Mangel an ärztlicher Hülfe und geeigneten Heilmitteln wurden seine Wunden, von denen Fernando, der sie selbst sah und Las Casas, dem Ledesma davon erzählte, einen an das Fabelhafte grenzenden Bericht erstatten, nur mit Gras und Blättern verbunden und mit Wasser ausgewaschen; von gesunder Lebenskraft unterstützt, wurde er völlig wieder hergestellt. Las Casas sprach ihn mehrere Jahre darauf in Sevilla und erfuhr von ihm noch manche Einzelheiten in Beziehung auf Columbus' Reisen. Wenige Tage darauf hörte er, daß Ledesma unter dem Dolche eines Meuchelmörders gefallen war, ohne daß die Veranlassung jemals bekannt geworden ist.

Der Adelantado kehrte nach erfochtenem Siege im Triumph zu den Schiffen zurück, wo ihn der Admiral mit brüderlicher Umarmung empfing und ihm als seinem Retter

dankte. Er brachte Porras und einige seiner Spießgesellen gebunden mit sich. Von des Adelantado Leuten war keiner geblieben, nur einige waren verwundet, von denen der Haushofmeister des Admirals, der einen Lanzenstich erhalten hatte, nach einigen Tagen starb.

Am folgenden Tage, d. 20. Mai, schickten die Rebellen eine Bittschrift an den Admiral mit allen ihren Namen unterzeichnet, in welcher sie, wie las Casas berichtet, all ihre Unthaten, Grausamkeiten und bösen Absichten bekannten und den Admiral baten, Mitleid mit ihnen zu haben und ihnen den Abfall von ihm zu verzeihen, für den sie von Gott schon hinreichend bestraft worden wären. Sie erboten sich zum Gehorsam zurückzukehren und ihm in Zukunft getreu zu dienen. Sie verlangten auf das Crucifix und auf das Meßbuch einen Eid zu schwören und gaben selbst nachstehende Formel dazu an:

„Würden sie jemals ihren Eid brechen, dann sollte weder ein Priester noch ein Christ jemals ihre Beichte anhören, keine Reue sollte ihnen zu Gute kommen, der heiligen Sacramente der Kirche wollten sie verlustig sein und auf ihrem Sterbebette sollte ihnen Absolution und letzte Oelung versagt werden, ihre Leichname sollten gleich denen der Ketzer und Renegaten auf offnem Feld eingescharrt, und nicht in geweihter Erde begraben werden; auch thäten sie Verzicht auf irgend eine Lossprechung und Absolution durch den Papst, Cardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe oder Priester."

Der Admiral erkannte aus der verzweiflungsvollen

Sprache, in welcher diese Bittschrift abgefaßt war, wie diesen irregeleiteten Menschen der Muth gänzlich gesunken war. Mit seiner gewohnten Großmuth gewährte er ihnen ihre Bitte und sicherte ihnen Verzeihung zu, jedoch unter der Bedingung, daß ihr Rädelsführer Francisco de Porras in Haft bleiben müsse.

Da es schwer gehalten haben würde, eine so große Anzahl Leute am Bord der Schiffe zu erhalten, und es zuverlässig zwischen denen, die eben noch handgemein gewesen waren, zu neuen Händeln gekommen sein würde, stellte Columbus die Parteigänger Porras' unter den Befehl eines zuverlässigen Mannes. Diesem übergab er eine Quantität europäischer Waaren zum Tauschhandel mit den Eingebornen und beauftragte ihn, auf der Insel Lebensmittel einzuhandeln, bis die erwarteten Schiffe ankämen.

Endlich nach einem langen Jahre vergeblichen Harrens wurden die Besorgnisse der Spanier auf das freudigste durch das Erscheinen von zwei Schiffen verscheucht, welche auf den Hafen lossteuerten. Das zuerst einlaufende Schiff war eine Caravele, welche der treue und unermüdliche Diego Mendez in San Domingo auf Rechnung des Admirals gemiethet und gut mit Vorräthen versehen hatte. Das zweite war später von Ovando ausgerüstet und unter den Befehl Diego's de Salzedo, eines Agenten des Admirals zur Verwaltung seiner Einkünfte in San Domigo, gestellt worden.

Sobald der Admiral Gewißheit über die Absicht und

die Aufträge, in welchen beide Caravelen an ihn gesendet waren, hatte, schickte er sogleich Boten aus, um diejenigen Spanier, die sich auf der Insel zerstreut befanden, zu dem Hafen zurückzurufen. Nach wenigen Tagen war die gesammte Mannschaft beisammen; das Einschiffen der auf Jamaica gewonnenen Schätze und Vorräthe verursachte keinen Aufenthalt, auch der Abschied von den nicht allzu gastfreien Wirthen und Wirthinnen war nicht allzuschwer. Zwar berichtet Oviedo: die Indianer standen heulend am Ufer, als die Spanier unter Segel gingen. Da indessen diese Wilden auch ihre Freude durch Geheul auszudrücken pflegten, so dürfte es zu bezweifeln sein, daß sie diesmal Zeichen der Wehmuth und des Schmerzes geben wollten, denn wenn sie auch mit Columbus im besten Vernehmen gelebt hatten, so waren sie doch gewiß froh, von der herumstreifenden Bande Porras' für immer befreit zu werden.

Es war am 18. Juni 1504, als der Admiral die Anker zu lichten befahl und mit Freunden und Feinden am Bord die Ueberfahrt nach Española unternahm.

Diego Mendez hatte von einem, ans Wunderbare grenzenden Glück begünstigt, diesen Weg in seinem zerbrechlichen indianischen Canot binnen vier Tagen zurückgelegt; Columbus brachte mit den beiden Caravelen vier Wochen zu, bevor er San Domingo erreichte. Die Winde und Strömungen waren ihm auch hier entgegen und die Schiffer, die an einem Tage oft die Arbeit und Mühe von vier Tagen wieder verloren gehen sahen, erreichten endlich nach

großer Anstrengung am 3. August die kleine Insel Beata in der Nähe der Küste von Española. Da hier die Strömungen so reißend gefunden wurden, daß die Fortsetzung der Fahrt nur mit sehr günstigem Winde unternommen werden konnte, ließ der Admiral, um dem Governador Ovando sobald als möglich Nachricht von sich zu geben, einige Matrosen in einem Boote an die Küste von Española bringen, um von dort aus zu Lande nach San Domingo zu gehen. Obschon Columbus Ursache genug gehabt hätte, mit dem Benehmen des Governadors nicht sehr zufrieden zu sein, so vergaß er dennoch über der Freude, sich gerettet zu wissen, allen Groll, dankte in einem Schreiben Ovando zum voraus schon für die Freundschaft, die er ihm durch die Zusendung eines Schiffes erwiesen habe und versicherte ihn, daß er seit der Ankunft Salcedo's mit den beiden Caravelen vor Freude kaum habe schlafen können. Zugleich aber suchte er in diesem Briefe Ovando darüber zu beruhigen, als ob seine, des Admirals, Anwesenheit auf Española Veranlassung zu Parteiungen und Unruhen geben könnte.

Folgendes ist der Brief, den der Admiral von der Insel Beata d. 3. Aug. 1504 an Ovando schrieb.

„Sehr edler Señor,

Diego de Salcedo ist zu mir mit den Schiffen gekommen, welche Ew. Gnaden mir zu Hülfe geschickt haben, welches mir und allen, die mit mir waren, das Leben wieder gegeben hat. Das kann man gar nicht mit irgend einem abgeschätzten Preise bezahlen. Ich bin so vergnügt,

daß, seitdem ich die Schiffe sah, ich vor Freude nicht geschlafen habe. Nicht weil ich dem Tod entgangen bin, sondern wegen des Sieges, den nun der König und die Königin, unsere Herrscher, davon tragen, freue ich mich.

Die beiden Brüder Porras kamen nach Jamaica und ließen mich auffordern, ihnen alles zu geben, was ich hatte, unter Androhung, daß sie selbst kommen würden und ich, mein Sohn, mein Bruder und alle, die bei mir wären, dafür büßen sollten. Da ich nicht that, was sie begehrten, legten sie Hand ans Werk, um ihre Drohung wahr zu machen. Es gab Todte und schwer Verwundete; endlich gab sie uns der Herr, der ein Feind des Hochmuthes und des Undankes ist, sämmtlich in unsre Gewalt. Ich vergab ihnen und nahm sie auf ihre Bitten wieder zu Ehren an. Porras den Capitain bringe ich Ihren Hoheiten, damit sie die Wahrheit von Allem erfahren. Der Verdacht hat alles aufgeboten, mich zu verderben; aber Diego de Salcedo ist beständig voll Besorgniß; meine Absichten sind redlich, und deshalb muß ich mich verwundern. Die Unterschrift Eures letzten Briefes zu sehen machte mir so große Freude, als ob es die von Don Diego oder Don Fernando meinen Söhnen gewesen wäre. Möge der Herr Eure edle Person und Haus beschützen!*) Von der Insel

*) Columbus wußte seine Mißstimmung gegen Ovando so sehr zu beherrschen, daß er sogar ihm am Schlusse des Briefes noch scherzhafter Weise schmeichelt, indem er ihm schreibt: er erwarte, daß sich Ovando in seinem nächsten Schreiben „Maestre“

Beata, wo mich der ungünstige Wind zurückhält, Sonnabend den dritten August 1504. Es geschehe, Señor, Euer Befehl."

Nachdem die beiden Schiffe mehrere Tage lang in der Nähe der Insel Beata in einer sichern Bucht vor Anker gelegen, erhob sich ein günstiger Wind, und am 13. August liefen sie glücklich in den Hafen von San Domingo ein. Sobald es in der Stadt bekannt geworden, daß der Admiral und Vicekönig, der berühmte Entdecker der neuen Welt, der mehrere Jahre hülflos auf einem Wrack zugebracht, jetzt gerettet zurückkehre, entstand eine allgemeine, freudige Bewegung, von welcher selbst die Feinde und Nebenbuhler des großen Mannes mit fortgerissen wurden. Fast gewann es den Anschein, als wollte man Columbus dafür eine Entschädigung bereiten, daß er einst aus diesem Hafen mit Ketten belastet nach Spanien als Gefangener geschickt wurde und daß man ihm später, als er vor Ungewittern und Stürmen hier Zuflucht suchte, die Aufnahme versagt hatte.

Der Governador Ovando in festlichem Aufzuge, von seiner Garde und den ersten Beamten begleitet, zog mit Musik dem Admiral entgegen, die ganze Bevölkerung war an dem Ufer versammelt und begrüßte die Ankommenden mit Jubel und Freudengeschrei. Die Kanonen wurden gelöst, die Glocken geläutet und Ovando bat mit der zuvor-

(Meister) unterzeichnen werde, womit er darauf anspielen will, daß Ovando demnächst zum Großmeister des Ordens von Alcantara, dessen Comendador mayor er war, ernannt werden würde.

kommendsten Gastfreiheit, daß es dem kranken Admiral gefallen möge bei ihm zu wohnen.*)

So glänzend aber auch der Empfang war, so wurde doch Columbus sehr bald darüber enttäuscht, daß hinter dieser Freundlichkeit und diesem Prunke sich nur Falschheit und trauriges Elend zu verbergen gesucht hatte.**)

*) Columbus befand sich damals sehr leidend, denn zu dem alten Uebel der Gicht, von der er auf den Inseln des grünen Vorgebirges befallen wurde, hatte sich an den Küsten von Paria und in dem Golfo triste eine Augenentzündung gesellt, welche durch fortgesetztes Nachtwachen vermehrt wurde. „Columbus — bemerkt A. v. H. (kritische Untersuchungen II, 237) — gelangte nach der Insel Beata in der Nähe von Española fast in einem Zustande völliger Blindheit und der Arzt, der sich am Bord seines Admiralschiffes befand, Meister Bernal, war nicht geeignet, ihm Vertrauen einzuflößen, oder ihm Erleichterung zu gewähren. Er war sein Todfeind, ein rachsüchtiger Mensch, welcher, wie es in einem, an seinen Sohn gerichteten, Briefe heißt, „die Leute durch seine Arzeneien tödtete und hundertmal geviertheilt zu werden verdient hätte." (Brief vom 29. Dec. 1504 bei Navarrete T. I. p. 290 u. 348.)

**) In seinem Briefe aus Jamaica an die Herrscher vom 7. Juli 1503 schreibt Columbus: „Eure Hoheiten hatten mir befohlen, an dieser Insel (Española) nicht anzulegen. Gott weiß es, ob dieser Befehl gut war." Aus einem königlichen Handschreiben vom 14. März 1502 ergiebt es sich, daß die Herrscher dem Admiral untersagt hatten, auf der Hinreise Española zu berühren.

17.

Ovando's Verwaltung auf Española.

Wie wir bereits oben (Th. II. S. 364 ff.) erwähnten, übernahm Nicolas de Ovando auf Befehl der Könige im April 1502 die Statthalterschaft auf Española. Hatten schon unter des Admirals und seiner Brüder Verwaltung die unglücklichen Indianer von der Goldgier, Rohheit und Barbarei der christlichen Eroberer viel zu erdulden gehabt, waren diese Grausamkeiten unter Bobadilla's Gouvernement noch gesteigert worden, so überbot dennoch der Governador Nicolas de Ovando seine Vorgänger in allem, was jemals an schauderhaftester Schandthat der Mensch an dem Menschen verübt hat.

Ein zahlreicher Haufe von Abenteurern der verschiedensten Farbe war mit der Flotte, welche einige dreißig Schiffe zählte, auch diesmal voll großartiger Erwartungen herübergekommen. Eben so wie in unseren Zeiten gab es auch schon damals windige Speculanten, die selbst zwar nichts zu verlieren hatten, allein andere, die etwas besaßen, verleiteten, ihr Hab und Gut ihnen anzuvertrauen. Auch gab es eitle, leichtgläubige Träumer, die ihr ganzes Vermögen an die Ausrüstung eines Schiffes setzten, um ihren Namen mit unter denen der Conquistadores (Eroberer) der neuen Welt genannt zu finden. Ebenfalls fehlte es nicht an solchen, welche ihre Gläubiger in der alten Welt mit den Schulden, oder auch mit der Beute und dem Raub, die

sie dort zu machen hofften, zu befriedigen versprachen. Oft schon waren die, mit glänzenden Hoffnungen nach der neuen Welt, oder wie sie es nannten, nach Indien hinübergesegelten, Freibeuter in den trübseligsten Zuständen zurückgekehrt, allein immer wieder fanden sich aufs Neue Abenteurer zu Hunderten ein, wenn eine Armada ausgerüstet wurde.

Kaum waren wir auf Española gelandet — so erzählt las Casas, welcher jene Expedition begleitete — so stürzten alle fort nach den Minen, welche acht bis zehn Stunden entfernt waren, denn sie glaubten, man brauche sich nur zu bücken, um sich die Taschen voll Gold zu füllen. Die Mehrsten führten nichts weiter, als eine lederne Tasche bei sich mit einigem Mundvorrath; sie rechneten sehr darauf, daß der Raum, den jetzt Zwieback und Zwiebeln einnahmen, in wenigen Tagen von Goldstücken in allen Größen eingenommen werden würde. Andere, die sich die Arbeit nicht so leicht dachten, schleppten ein vollständiges bergmännisches Handwerkzeug mit sich, Schürfeisen, Hacke, Schaufel, Schlägel und Eisen, und wollten es den Bergen schon von fern ansehen, daß in ihren Spalten das Gold wie Pilse wachsen müsse. Es waren aber nicht etwa nur Leute geringen Standes, welche man nach den Minen ziehen sah; auch Vornehmere und solche, die noch mit einem vollständigen Mantel und mit ganzen Sohlen in Indien angekommen waren, sah man des Weges ziehen, einen Diener hinter sich, welcher das Handwerkzeug trug, ja, einige Hidalgos hatten sich sogar zu Pferd eingefunden und ihren

Knappen mit einem Maulthiere hinter sich, da sie es für unschicklich hielten, ihrem hochfreiherrlichen Rücken die schwere Last der Goldsäcke aufzubürden. Einer lief dem anderen zuvor, ein jeder wollte zuerst das Land der Goldstücke erreichen, denn ihre Einbildung, sagt las Casas, war so groß, daß sie glaubten, das Gold könne man hier eben so leicht und schnell, wie die Frucht vom Baume pflücken.

Als sie nun aber an Ort und Stelle ankamen, sahen sie sehr bald ein, daß die Arbeit nicht so leicht sei, als sie sich es gedacht hatten. Die leichteste Art Gold zu sammeln war: in den ausgetrockneten Betten der Gebirgsbäche den Kies aufzugraben, oder den Sand durchzusieben; allein diese Arbeit hatten hier schon die Indianer zur Frohne gethan, die harten Kieselbetten waren aufgerüttelt und durchwühlt und kein Körnchen Gold mehr darin zu finden. Nun wurden auf gut Glück Spatenstiche in das Uferland gethan, auch hierbei vergingen Tage, eh irgend nur ein Stückchen schimmerndes Metall gefunden wurde. War nun einer so glücklich gewesen und hatte, wie er meinte, einen außerordentlichen Fund gethan, so entstand sogleich Freudengeschrei, Lärm, Zank, Schlägerei, und wenn dann zuletzt ein verständiger Mann den Schatz bei Licht besah, erwies es sich, daß es ein Stückchen Schwefelkies, Glimmer oder Katzengold war.

Eigentliche bergmännische Arbeiten zu unternehmen lag ganz außer dem Bereich der Kenntnisse dieser Leute, und wenn sich auch einige Bergleute dabei befanden, die in den

Gruben von Castilien gearbeitet hatten, so ist es doch etwas ganz anderes, in einem bereits in vollem Betriebe stehenden Bergwerke zu arbeiten, oder ein neues anzulegen.

Einige Tage lang wurde von allen mit großem Eifer gegraben und geschaufelt; einige bereiteten sich in ihrem katholischen Aberglauben sogar durch Gebet und Fasten zu ihrem schweren Tagewerk vor, allein es halfen auch diese frommen Mittel nichts. Ihre Arbeiten, sagt las Casas, verschafften ihnen vortrefflichen Appetit und schnelle Verdauung, aber kein Gold. Zwar gab es auch in den folgenden Tagen noch Einige, die unverdrossen fortgruben, die Mehresten aber sahen spöttisch und faullenzend zu und schlugen Hacke und Spaten in Stücke, anstatt sich diese kostbaren Instrumente zum Feldbau, der eine sichrere Goldgrube für sie hätte werden können, zu verwahren. Die Lebensmittel gingen eben so rasch wie die Geduld zu Ende, statt des Gebets hörte man Verwünschungen, und das freiwillige Fasten verwandelte sich in ein unfreiwilliges. Nach Verlauf von zehn bis zwölf Tagen wurde es in den Goldminen, wo es so eben noch von emsigen Arbeitern, wie von Ameisen gewimmelt hatte, still und stumm, und die lustigen Brüder, die unter Gesang und Klang einer dem andern zuvorzulaufen gesucht hatten, kehrten jetzt schweigend und hungrig nach der Hauptstadt zurück, wo sie den letzten, aus Spanien mitgebrachten Zehrpfennig für die nothdürftigsten Lebensmittel auszugeben sich gezwungen sahen. Viele waren, wenn sie nicht auf Plünderung auszogen, genö-

thigt, um sich Brod zu verschaffen, die Landestracht der Eingebornen anzunehmen und ihre Kleidungsstücke zu verkaufen; andere lagen auf den Straßen fieberkrank umher, ohne daß für sie gesorgt werden konnte.

Ovando hatte den Ruf eines Mannes von großer Klugheit, und in der That ergriff er mehrere verständige Maßregeln zur Wiederherstellung der Ordnung und zur Unterstützung der Niederlassungen auf Española. Er traf Anstalten, um die verheiratheten Personen und Familien, welche mit seiner Flotte gekommen waren, in vier, im Innern der Insel gelegene, Ortschaften zu vertheilen und sicherte ihnen wesentliche Vortheile zu. Er belebte die Arbeiten in den Goldwäschen und Minen dadurch, daß er den Antheil der Krone an dem Gewinn von einer Hälfte auf ein Drittel und später sogar auf ein Fünftel herabsetzte. Zugleich aber erlaubte er auch den Spaniern, sich bei der Bearbeitung der Minen der unglücklichen Eingebornen auf eine empörende Weise zu bedienen. Schon Columbus hatte man — und nicht ohne Grund — die harte Behandlung der Eingebornen zum Vorwurfe gemacht und deshalb eine förmliche Anklage gegen ihn erhoben; es wird daher angemessen sein, das Verfahren desjenigen näher kennen zu lernen, welchen man wegen seiner Klugheit und seiner besonderen Befähigung zum Nachfolger des Admirals ernannt hatte.

Es wird nöthig sein daran zu erinnern, daß Columbus, als er sich gezwungen sah, i. J. 1494 den aufrühre-

rischen Parteigängern Roldan's Ländereien anzuweisen, die Anordnung traf, daß die Caziken der Nachbarschaft, anstatt des ihnen auferlegten Tributes an Gold und Baumwolle, eine Anzahl Indianer, die den Spaniern bei dem Feldbau Dienste leisten mußten, stellen sollten. Diese Vertheilung der dienstbaren Leute — denn Sclaven sollten sie nach dem Willen der Königin nicht sein — gab Veranlassung zu dem verderblichen System einer Leibeigenschaft, welche unter dem Namen repartimientos (die Vertheilungen) noch Jahrhunderte hindurch eine Last der Bevölkerung blieb.

Bobadilla hatte während seines Gouvernements bereits die Caziken gezwungen, einem jeden Spanier eine gewisse Anzahl Indianer zur Bearbeitung der Minen zu überlassen, wo sie wie Lastthiere verwendet wurden. Er führte eine Zählung der Eingebornen ein, sonderte sie nach dem Alter in verschiedene Classen und vertheilte sie an die spanischen Colonisten. Das Wehgeschrei der Indianer erreichte das Ohr der Königin; Bobadilla wurde abberufen und Ovando mußte bei seiner Ankunft auf Española, dem Befehle der mildgesinnten Herrscherin zufolge, sämmtliche Indianer für freie Leute erklären. Die Folge davon war, daß die Eingebornen ihre bleiernen Zeichen sich vom Halse rissen, in ihren Dörfern Freudenfeste anstellten und sich, selbst für den ihnen gebotenen Lohn, zu keiner Arbeit mehr stellen wollten. Ovando machte darüber Vorstellungen bei den Herrschern, zeigte ihnen an, daß, da kein Tribut mehr

eingehe, keine Arbeit mehr geleistet werde, er nicht im Stande sei die Colonie zu erhalten, noch weniger aber irgend einen Gewinn Ihren Hoheiten zu Füßen zu legen. Er verklagte die Indianer, die durch den Müßiggang nur zu Verbrechen und zu einem bösen Lebenswandel verleitet würden und, was das Allerbetrübteste sei, sich dem Unterrichte und der Bekehrung zu dem alleinseligmachenden Glauben gänzlich entzögen. Dies Letzte war die verwundbare Stelle der glaubenseifrigen Isabella. Es fehlte nicht an Gewissensräthen, welche unter eindringlicher Ermahnung, daß sie dem Rachen des Satans jene tausende verlorner Heidenseelen entreißen müsse, ihr eine neue Instruction zur Unterzeichnung zu insinuiren wußten, durch welche den unglücklichen Indianern ärgere Martern bereitet wurden, als sie jemals im Fegefeuer und in der Hölle gefunden haben würden. — Niemals ist mit den Worten: „Freiheit, Glaube, Unterricht" ein so heilloses Spiel getrieben worden als in den spanischen Colonien. Auch in dem nachstehenden Befehle kommen diese Worte öfter vor, allein sie waren nur der Honig, unter welchem man das gefährlichste Gift verbergen wollte. Da dieser Befehl von einem, Jahrhunderte hindurch fortwirkenden verderblichen Einflusse war, theilen wir ihn vollständig mit.

Aufschrift: „Königlicher Befehl, wodurch der Comendador Ovando beauftragt wird, die Indianer anzuhalten, mit den Christen zu verkehren und für sie zu arbeiten um

Tagelohn und Unterhalt, zugleich auch für ihren Unterricht zu sorgen als für freie Leute, was sie sind, und sie nicht wie Sclaven zu halten."

„Donna Isabella von Gottes Gnaden, Königin von Castilien, Leon u. s. w.

„Der König, mein Herr und Ich haben bereits in der Instruction, welche Wir dem Comendador mayor von Alcantara Don Fr. Nicolás de Ovando bei seiner Ernennung zum Governador der Inseln und des Festlandes des oceanischen Meeres ertheilten, befohlen, daß die Indianer, welche auf Española leben und wohnen, freie Leute und keiner Sclaverei unterworfen sein sollen; nun aber wird Mir berichtet, daß wegen allzugroßer Freiheit, deren diese Indianer genießen, sie sich der Gemeinschaft und Gesellschaft der Christen entziehen, so daß, wenn ihnen auch Tagelohn bezahlt werden soll, sie dennoch nicht arbeiten, sich umhertreiben (andan vagamundos), auch nicht zum Unterricht zu bewegen und zur Bekehrung zu Unserem heiligen katholischen Glauben zu bringen sind. Aus diesem Grunde fehlt es den Christen auf genannter Insel an Leuten, die in ihren Feldern arbeiten, oder ihnen bei dem Ausgraben und Aufsuchen des Goldes helfen, wodurch den einen wie den anderen Nachtheil erwächst. Da Wir nun wünschen, daß die Indianer sich zu Unserem heiligen katholischen Glauben bekehren und in den Lehren desselben unterrichtet werden und dies besser geschehen kann, wenn die Indianer mit den Christen in nähere Verbindung treten, die einen den anderen

helfen, damit die Insel bebaut und bevölkert werde, die Früchte sich mehren und das Gold gewonnen werde zum Nutzen Meiner Königreiche, so ertheile Ich durch Gegenwärtiges Euch, Unserem Governador, den Befehl, daß Ihr von dem Tage an, da Ihr diesen Brief erhaltet, die Indianer nöthigt und mit Gewalt zwingen sollt, mit den Christen in Gemeinschaft zu treten, in ihren Häusern zu arbeiten, das Gold und andere Metalle zu graben und zu sammeln, für sie die Felder bestellen u. s. w. Ihr werdet sorgen, daß ein jeder für den Tag, an welchem er arbeitet, das Tagelohn und Beköstigung erhält, wie Ihr es nach der Art des Bodens, der Person und der Arbeit gemäß, selbst feststellen werdet. Ihr werdet einem jeden Caziken anbefehlen, die Verbindlichkeit zu übernehmen, eine gewisse Anzahl seiner Indianer zur Arbeit zu stellen, wo es nöthig ist, auch sie an Festtagen zum Anhören und zum Unterricht in den heiligen Lehren an die ihm angewiesenen Orte zu schicken. Ein jeder Cazik soll die ihm bestimmte Anzahl Indianer, der oder denen Personen, die ihm bezeichnet sind, zu derjenigen Arbeit stellen, die ihnen anbefohlen wird, wofür sie nach einer, von Euch festgesetzten Taxe, das Tagelohn erhalten, und sollen arbeiten als freie Leute, wie sie es wirklich sind, nicht als Sclaven. Sorget dafür, daß sie gut behandelt werden, und zwar diejenigen, welche Christen sind, besser als die anderen, und gestattet nicht, daß irgend wer ihnen Schaden oder anderen Nachtheil zufüge. Solches gebieten Wir unter Androhung einer

Strafe von zehntausend Maravedis u. s. w. Gegeben in der Stadt Medina del Campo, d. 20. Dec. 1503. Ich die Königin." — Auffallend ist es, daß einem so wichtigen Befehle die Unterschrift des Königes fehlt.

„Dieser Cabinetsbefehl — bemerkt A. v. H. — öffnete Thor und Riegel allen denkbaren Arten von Mißbräuchen, trotz der honigsüßen Ausdrücke, deren man sich bedient hatte, um die Unterschrift der Königin zu erlangen. Bis dahin hatte das Gesetz nur eine Kopfsteuer vorgeschrieben, es war nur eine Abgabe verlangt worden, deren Bezahlung durch eine Art von Medaille aus Messing oder Blei angezeigt wurde, welche der Besteuerte am Halse zu tragen verpflichtet war. Von dem Jahre 1503 an wurden der Arbeitszwang, die willkürliche Ansetzung des Tagelohnes, das Recht, die Eingebornen zu Tausenden nach den entferntesten Theilen der Insel zu versetzen und sie acht Monate hindurch von ihrer Familie und ihrem Wohnsitze zu trennen, gesetzliche Einrichtungen. Der Keim aller dieser Mißbräuche der repartimientos, der encomiendas und der mita ist in den, dem Governador Ovando unkluger Weise ertheilten Instructionen zu suchen.*) Mangel an

* Die Einrichtung der mita — die willkürlichste Sclaverei, die es jemals gab — welche seit geraumer Zeit in Mexico abgeschafft worden ist, wo zur Zeit meines dortigen Aufenthaltes der Bergbau gänzlich freigegeben war, hat sich in Ober-Peru bis zum Zeitpunkte des Abfalls der spanischen Colonien von dem Mutterlande erhalten. In Sibirien ist noch jetzt die Ausbeutung der berühmten Minen

Lebensmitteln und epidemische Krankheiten waren die unvermeidlichen Folgen der Anhäufung einer großen Anzahl schlecht beköstigter und durch Uebermaß von Arbeit in engen goldhaltigen Thälern abgematteter Menschen. Damals zeigte

von Kolywan, im Südwesten von dem Altaigebirge, zum Theil auf das System der mita begründet. Der Osten und Norden (Polen und Rußland) von Europa bieten trotz der menschenfreundlichen Verbesserungen, welche mehrere Regierungen in der Gesetzgebung für die ackerbauende Klasse vorgenommen haben, noch jetzt von Zeit zu Zeit und von Ort zu Ort sämmtliche verschiedene Grade von Leibeigenschaft dar, von der persönlichen Leibeigenschaft, der Haft an der Scholle, der Verpflichtung zu einer bestimmten, oder willkürlich zu bestimmenden Arbeit, der gezwungenen Uebersiedelung oder Versetzung nach einem entfernten, demselben Herrn angehörigen Gute, bis zu dem barbarischen, bald aufgehobenen, bald wieder hergestellten Rechte, die Bevölkerung ohne die Scholle zu verkaufen. Wenn unter dem glühenden Himmel der Antillen die Eingeborenen der ihnen aufgezwungenen Lebensweise sich hätten widersetzen, oder sie überleben können, einer Lebensweise, deren Beschwerlichkeiten durch die sittliche Rohheit und die wilde Habsucht der Weißen gesteigert wurden; und wenn dann eine Regierung nach Verlauf von drei Jahrhunderten dem, von dem Gesetze gutgeheißenen Verbrechen der Sclaverei und Leibeigenschaft hätte ein Ziel setzen wollen, so würde sie gegen dieselben Hindernisse haben ankämpfen müssen, welche bei der beabsichtigten gänzlichen Emancipation der Neger das Parlament von Großbritannien erst nach dreiundvierzig Jahren unverdrossenen und beharrlichen Eifers überwinden konnte. Es würde je nach der Verschiedenheit der von den Widerstandleistenden aufgestellten und vertheidigten Lehren wider ihre Anordnungen vorbringen hören, entweder das Recht der Eroberung oder den Mythus einer angeblich früheren Uebereinkunft, oder das Besitzrecht in Folge einer Verjährung,

sich in der physischen Organisation der Amerikaner jener Mangel an Biegsamkeit (Flexibilität), den ich an einem anderen Orte hervorzuheben Gelegenheit gehabt habe. Bei dem verworrenen und ungestümen Gange der Verwaltung auf Española dachte man an keine der Vorsichtsmaßregeln, durch welche man heutigen Tages einen geringeren Grad von Sterblichkeit unter den Schwarzen in den großen Pflanzungen erzielt. Zu diesen Uebeln der persönlichen Leibeigenschaft und der Ortsveränderlichkeit der Bevölkerung muß noch hinzugefügt werden, daß keines von jenen Familienverhältnissen entstehen konnte, die bei den Völkern germanischen Stammes bis auf einen gewissen Punkt selbst im Mittelalter, dem für die ackerbauende Classe so verderblichen Zeitraum, das Loos der, an die Scholle ge-

oder die Behauptung einer politischen Nothwendigkeit, diejenigen unter Vormundschaft zu halten, welche durch langjährige Sclaverei entartet und herabgewürdigt worden. Die Schriften des Bartolomeus de las Casas enthalten sämmtliche Einwände, welche man in neueren Zeiten gegen die Emancipation der schwarzen und weißen Leibeigenen in der alten und neuen Welt vorgebracht hat; sogar die Beschwerde „über die Missionäre, deren Unterweisung das Interesse der Herren verletze, indem der Leibeigene nur so lange wirklich gehorche, als er unwissend sei und die christliche Moral nicht kenne, welche ihn zu überlegendem Nachdenken über seine Pflichten und Rechte veranlasse." [Man vergl. A. v. H. essay politique sur le royaume de la nouvelle Espagne (sec. edit.) T. I. p. 338. Hüne's vollst. histor. phil. Darstellung aller Veränderungen des Negersclavenhandels. Göttingen 1820.]

bundenen Leibeigenen versüßten. Während der vierten und letzten Reise des Columbus vervielfältigte Verzweiflung die Zahl der Aufstände, und Ovando ließ, ehe er den gänzlichen Untergang der eingeborenen Bevölkerung auf Española vollendete, vierundachtzig Caziken aufhängen oder verbrennen. Diego Mendez, der muthige und treue Capitain des Admirals, erzählt diese Thatsache in seinem, von uns bereits mitgetheilten, geschichtlichen Testamente. Er sagt ganz trocken, daß diese Hinrichtungen im Verlaufe von sieben Monaten stattfanden und daß sie zum Zwecke hatten: „die Provinz von Xaragua zu beruhigen." Ueber diese, von Ovando verübten Grausamkeiten folgen wir dem von W. Irving zusammengestellten Berichte, werden jedoch einiges, von ihm Verschwiegene, nach las Casas, der Augenzeuge war, hinzufügen.

Ovando machte von den, durch den Cabinetsbefehl vom 20. Dec. 1503 ihm ertheilten Vollmachten den ausgedehntesten Gebrauch. Er überwies einem jeden Spanier eine Anzahl Indianer zur Betreibung der Feldarbeit und der Minen, und schickte den verschiedenen Caziken den Befehl zu, eine bestimmte Anzahl ihrer Unterthanen zur Arbeit für Tagelohn und zur Unterweisung in dem christlichen Glauben an die ihnen näher bezeichneten Colonisten abzuliefern. Das Tagelohn war so gering, daß es nicht der Rede werth war, und der Unterricht bestand in nichts weiter, als daß den Indianern der Kopf gewaschen wurde, was man „taufen" nannte. Die Arbeitszeit wurde

anfänglich auf sechs, später auf acht Monate im Jahr bestimmt. Unter dem Vorwande solcher Frohndienste, wodurch die Christen vorgaben, für das Heil der Körper und Seelen der Indianer zu sorgen, wurde ihnen eine unerträglichere Last aufgebürdet und schändlichere Grausamkeiten an ihnen verübt, als je in der schrecklichsten Zeit unter Bobadilla. Sie wurden oft von ihren Weibern und Kindern auf eine Entfernung von mehreren Tagereisen getrennt und zu der unerträglichsten Arbeit jeder Art mit Peitschenhieben gezwungen. Wollten sie nicht hungern, so mußten sie sich selbst Vorräthe von geröstetem Cassavabrod mitbringen, ein durchaus kraft- und saftloses Nahrungsmittel für Leute, die schwere Arbeit verrichten sollen. Nur sehr selten wurden zur Aufmunterung in den Goldminen kleine Portionen Schweinefleisch unter eine große Anzahl vertheilt, wo dann auf den Einzelnen kaum ein Mundvoll kam; doch waren die Indianer nach solchem Leckerbissen sehr begierig. Wenn die Spanier, welche die Aufsicht in den Goldminen führten, bei Tafel saßen, krochen die ausgehungerten Indianer unter die Tische und lauerten, gleich Hunden, darauf, daß ihnen ein Knochen zugeworfen wurde. Nachdem sie ihn abgenagt und ausgesogen hatten, zerklopften sie ihn zwischen Steinen und mengten dies Knochenmehl unter ihr Cassavabrod, daß von so köstlicher Speise nichts verloren gehen möchte.

Diejenigen, welche Feldarbeit verrichteten, erhielten we-

der Fleisch noch Fische; Cassavabrod und Yuka-Wurzeln waren ihr einziges Nahrungsmittel.

Während auf diese Weise die Spanier den Indianern die, zu ihrer Gesundheit und Erhaltung nothwendigen Lebensmittel vorenthielten, verlangten sie von ihnen anstrengende und harte Arbeit, der selbst eine kräftige Natur erlegen sein würde. Entzogen sich die Indianer diesen unausgesetzten Zwangsarbeiten und barbarischer Behandlung durch die Flucht in die Gebirge, dann wurde mit den Hunden Jagd auf sie gemacht, wie auf Wild, sie wurden eingefangen, ausgepeitscht und mit Ketten belastet, um ein zweites Entfliehen unmöglich zu machen. Viele starben noch bevor ihre Dienstzeit zu Ende war. Nach Verlauf von sechs bis acht Monaten sollte den Arbeitern die Rückkehr in ihre Heimath gestattet sein, allein sie wurden oft unter betrüglichem Vorwande zurückgehalten. Diejenigen aber, die so glücklich waren entlassen zu werden, befanden sich oft zehn bis zwölf Tagereisen von ihrem Wohnorte entfernt und mußten diesen weiten Weg zurücklegen, ohne sich von etwas anderem, als von den Wurzeln und Kräutern, die sie in der Wildniß fanden, nähren zu können. Ausgehungert und aufgerieben von der angestrengten Arbeit und der unmenschlichen Behandlung in den Minen und auf den Feldern der Spanier, sanken sie vor Ermattung nieder, bevor sie ihre Heimath erreichten. „Ich habe manchen Todten am Wege liegen sehen", erzählt las Casas, „der verschmachtet war; andere hatten sich unter den Schatten

eines Baumes hingeschleppt und schrieen unter Todeskrämpfen: Hunger! Hunger!" —

Waren nun einige so glücklich ihre Heimath zu erreichen, so fanden sie ihre Hütten verlassen und zerstört. Während einer achtmonatlichen Abwesenheit waren ihre Weiber und Kinder aus Furcht vor den weißen Männern geflohen, oder unter der barbarischen Behandlung derselben gestorben. Die Felder und Gärten lagen verödet, das Unkraut hatte überhand genommen und den Unglücklichen blieb nichts übrig, als sich ermattet auf die Schwelle des Hauses niederzuwerfen und hier zu sterben.

18.

Gräuelscenen in Xaragua. — Anacaona's Schicksal.

Erfüllt uns schon der Bericht über die Art und Weise, wie der Governador Ovando die Eingebornen im friedlichen Verkehr behandelte, mit Schauder, so steigert sich das Entsetzen über die, von katholischen Christen, die einem der gebildetsten Völker damaliger Zeit angehörten, verübten Gräuel noch mehr, wenn wir die Spanier auf ihren Kriegszügen gegen die Indianer begleiten.

Nach dem Tode Behechio's, des Caziken der Provinz Xaragua, folgte ihm seine Schwester Anacaona in der Regierung. Ihre große Vorliebe für die Spanier hatte sich bedeutend vermindert, seitdem diese ihr Gebiet verwüstet und zumal Roldan und seine Gesellen dort so barbarisch gehaust hatten. Auch das unglückliche Abenteuer ihrer schönen

Tochter Higuenamota mit dem jungen Edelmann Fernando de Guevara, dessen wir oben erwähnten, hatte sie mißtrauisch gemacht, so daß sich zuletzt, da unter Bobadilla's und Ovando's Verwaltung die Bedrückungen immer größer wurden, ihre frühere Freundschaft für die weißen Männer in den bittersten Haß verwandelte.

Die Indianer dieser Provinz werden als die edleren und gebildeteren der gesammten Bevölkerung geschildert, und sie waren es auch, die sich zuerst gegen die unwürdige, verhöhnende Behandlung auflehnten. „Das vierte Reich dieser Insel — sagt las Casas — nennt sich Xaragua. Dies war gleichsam der Mittelpunkt, oder der Hof der ganzen Insel. Die Einwohner übertrafen alle übrigen in Feinheit der Sprache, in Gefälligkeit der Sitte und Edelmuth, so wie auch in äußerer Schönheit."

Schon längst hatte Ovando eine Veranlassung gewünscht, der berühmten Cazikin Anacaona einen Besuch zu machen. Da ihm jetzt gemeldet wurde, daß sich die Indianer jener Provinz zu einem Aufstande zusammenrotteten, versammelte er sogleich ein Heer von dreihundert Mann zu Fuß und sechzig zu Pferde. „Die Letzteren allein," fügt las Casas hinzu, „wären hinreichend gewesen, die ganze Insel und das Festland noch obenein zu verwüsten."

Ovando ließ Anacaona melden, daß er in Frieden zu ihr komme, um sie seiner Freundschaft zu versichern, zugleich auch um einige Anordnungen wegen der Vertheilung der dienstpflichtigen Indianer und Erlegung des Tributes

mit ihr zu verabreden, weshalb er sie auch ersuchen ließ, die ihr befreundeten, oder untergebenen Caziken sämmtlich zu sich einzuladen.

Sogleich bereitete Anacaona alles zum Empfange ihrer Gäste vor, schickte auch Boten an alle ihr tributpflichtige, oder verwandte und bekannte Caziken, die sich mit zahlreichem Gefolge, die einen früher, die anderen später, bei ihr einfanden.

Ein Trupp Reiter, einige Trompeter an der Spitze, waren von Ovando vorausgesendet worden, seine Ankunft anzumelden. Anacaona zog ihm mit einem zahlreichen Gefolge von Männern und Frauen entgegen, und die Spanier waren überrascht von der Anordnung der Empfangsfeierlichkeiten, welche selbst bei einem civilisirten Volke nicht anständiger hätten sein können. Vorauf zogen die Knaben und Mädchen mit grünen Palmenzweigen in den Händen und führten einen Tanz auf. Die älteren stimmten Lieder an, welche die Berichterstatter „Balladen" nennen und der ursprünglichen Bedeutung des italienischen Wortes ballare (tanzen) gemäß wohl nur Tanzgesänge waren, um den Tänzern den Tact anzugeben.

Anacaona empfing den Governador mit der ihr angebornen Anmuth und Würde, wofür sie berühmt war. Sie wies ihm das geräumigste Haus der Niederlassung als Wohnung an, und seine Leute wurden in den zunächst liegenden Häusern untergebracht. Einige Tage lang wurden die Spanier mit allem Aufwande, den nur das Land gestattete,

bewirthet und unterhalten. Nationalgesänge, Tänze und Spiele wurden zu ihrer Belustigung aufgeführt, und die Spanier mit derselben Gastfreiheit und Freundschaft behandelt, welche Anacaona den weißen Männern jederzeit erwiesen hatte.

Ungeachtet aller dieser Beweise von Unbefangenheit und wohlwollender Gesinnung hegte Ovando dennoch den Verdacht, daß Anacaona auf Verrath sinne und sämmtliche Spanier mit Hülfe ihrer Caziken zu überfallen und zu ermorden gedenke. So unwahrscheinlich es auch war, daß ein Haufe nackter, mit hölzernen Pfeilen bewaffneter, Indianer es wagen würde, einen Angriff auf die stahlgerüsteten, mit Feuerwaffen, blanken Dolchen und Schwertern bewaffneten weißen Männer, die sie für Kinder des Himmels hielten, zu unternehmen, so gab dennoch Ovando denen Gehör, die genaue Nachricht von einer Verschwörung der Indianer zu haben behaupteten. Dem Ausbruch derselben zuvorzukommen, wurde jetzt von Ovando beschlossen, und er that es auf eine Weise, welche den Namen der Spanier und Christen auf ewige Zeiten in der neuen Welt gebrandmarkt hat; er begann mit Heuchelei und Betrug und endete mit der abscheulichsten Niedermetzelung, die jemals an Unschuldigen und Wehrlosen begangen worden ist.

Um die Höflichkeit der Indianer, die ihn mit ihren Nationalspielen unterhalten hatten, zu erwiedern, ließ er sämmtliche Caziken und deren Befreundete zu einem glänzenden Feste einladen, welches er für einen der nächsten

Tage angeordnet hatte. Die Hauptbelustigung des Tages sollte ein Ritterspiel zu Pferde sein, eine Art Turnier, wo die Reiter, anstatt mit scharfen Lanzen, mit Rohren auf einander stachen, die an den Rüstungen und Schilden leicht zerbrachen. Zu gleicher Zeit aber hatten die Ritter und Schildknappen die Weisung erhalten, ihre Schwerter bei sich zu führen und sobald ihnen das verabredete Zeichen gegeben werde, über die versammelte Menge herzufallen und ohne Unterschied niederzuhauen, was nur ihre Klinge erreichen könne. Eine gleiche Weisung erhielt das Fußvolk, welches ebenfalls mit versteckten Waffen sich einfinden und, unter die Gäste gemischt, sich zum Zuschauen auf den Terrassen, welche den Platz einschlossen, lagern sollte. Als der bestimmte Tag erschien, fanden sich die eingeladenen Caziken mit zahlreichem Gefolge ein. Für Anacaona und die vornehmeren Gäste hatte Ovando in seinem, mit Rohr und Palmenblättern gedeckten, Hause bequeme Plätze einrichten lassen, das übrige schaulustige Volk, Frauen und Kinder lagerten sich im Freien und erwarteten mit Ungeduld den Beginn der Spiele. Zuerst ritten Trompeter und Herolde ein, welche die Ausforderung zum Kampfe ausriefen. Darauf erschien einer der gewandtesten Reiter auf andalusischem Hengste in prachtvoller Rüstung. Sein Pferd war so gut zugeritten, daß es nach einer Viola mit zierlich gesetzten Füßen richtig im Tact zu tanzen verstand und dabei galloppirend die kürzesten Wendungen machte. Eine Zwischenunterhaltung gewährte es, daß Ovando selbst mit seinen

Officieren auf dem Kampfplatze erschien und mit Wurfscheiben warf; ein dem Discuswerfen der Griechen und Römer nachgeahmtes Spiel. Er kehrte hierauf zu Anacaona zurück und nahm seinen Platz neben ihr auf dem Balcon des Hauses ein, welches er unbemerkt ringsum mit Bewaffneten umstellt hatte. Jetzt begann das Turnier. Die Ritter hatten sich in zwei Parteien getheilt und sprengten im Scheingefecht gegen einander, erst einzeln, dann in geschlossenen Reihen und ließen die Lanzen von Rohr unter lautem Jubel der Zuschauer an den blanken Harnischen zersplittern. Allein diese Freude sollte sich bald in lautes Wehgeschrei verwandeln. Ovando erhob sich auf seinem Balcon, trat vor und faßte das goldene Kreuz des Alcantara-Ordens, den er trug, an. Sogleich gab ein ihm gegenüberaufgestellter Trompeter das zum Angriff verabredete Signal. Ungestüm stürzten sich die Reiter unter die versammelte Menge; jetzt führten sie nicht mehr die Lanzen von Rohr, sondern scharfe Speere und Schwerter, und wer ihren Waffen entging, der wurde unter dem Hufschlag ihrer Pferde ohn' Erbarmen zertreten. Viele suchten in das nahe Gehölz zu entfliehen, wohin die Reiter ihnen nicht folgen konnten, allein hier standen zu ihrem Empfange die Bewaffneten zu Fuß bereit, die mit wilder Mordlust selbst an Frauen und Kindern den blutigen Befehl Ovando's vollzogen.

Dies war jedoch nur ein Vorspiel zu der Gräuelthat, welche Ovando für sein Haus, in welches er die Caziken

aufgenommen hatte, jetzt anordnete. Diego Velasquez und Rodrigo Moratrillo drangen, nachdem sie alle Ausgänge besetzt, mit einer Schaar Bewaffneter in das Haus, ergriffen die Caziken, banden ihnen die Hände auf dem Rücken und hingen sie an dem Querbalken, welcher das Dach trug, so auf, daß sie mit ihren Füßen den Boden nicht erreichen konnten. Nun wurden sie befragt: ob sie nicht eine Verschwörung zur Ermordung der Christen gemacht hätten? Da sie ihre Unschuld mit den heiligsten Versicherungen betheuerten, begannen die Henkersknechte, die bei der spanischen Inquisition dergleichen Höllenkünste gelernt hatten, die unglücklichen Schlachtopfer mit den entsetzlichsten Folterqualen zu martern. Sie stellten Becken mit glühenden Kohlen unter die Füße der Aufgehangenen, schossen mit Armbrusten nach ihnen, hetzten die Hunde auf sie, gossen ihnen geschmolzenes Blei in den Mund, zwickten sie mit glühenden Zangen und forderten dabei unaufhörlich von ihnen das Geständniß, daß sie eine Verschwörung gemacht hätten. In ihrer Verzweiflung bekannten sie endlich, was ihre Henker von ihnen verlangten. Jetzt führte Ovando Anacaona als Gefangene mit sich hinaus, die Spanier sämmtlich verließen das Haus, welches auf des Governadors Befehl an allen vier Enden angezündet wurde, so daß darin vierzig, nach anderen Berichten einige achtzig Caziken und vornehme Indianer lebendig verbrannten.

Anacaona, die gutmüthige, gegen die Spanier beständig wohlwollend gesinnte Fürstin wurde vor ein besonderes

Tribunal gestellt. Sie wurde nochmals des Hochverraths angeklagt und ihr durch die Folter das Geständniß eines Verbrechens abgedrungen, an welches sie nie gedacht hatte. Bei der Unmöglichkeit sich gegenseitig zu verständigen, waren überhaupt die Verhöre nur eine leere Förmlichkeit. Die Richter erkannten der Señora Anacaona, um ihr eine Ehre zu erweisen (por hazelle honra), die Strafe des Stranges an einem, für sie besonders aufgerichteten, Galgen zu.

Unterdessen währte die Hetzjagd auf die zerstreuten Indianer auf der Insel fort. „Traf es sich", erzählt las Casas als Augenzeuge, „daß einige Christen aus Mitleid, oder auch aus Gewinnsucht indianische Kinder raubten und hinter sich auf das Pferd nahmen, so kam ein anderer hinterdrein geritten und durchbohrte das Kind mit der Lanze. Lag es noch zappelnd an der Erde, so ritt wieder ein anderer herzu und hieb ihm Arm und Beine mit dem Schwert ab. Einige Indianer, die dem Blutbad in Xaragua entgangen waren, flüchteten auf ihren Canots nach der, acht Leguas entfernten kleinen Insel Guanabo. Diese wurden von dem Governador zur Sclaverei verurtheilt, einem jeden Spanier gestattet, auf sie Jagd zu machen und sie einzufangen.

„Ich habe sie lebendig verbrennen, zerfleischen, mit neuen und unerhörten Martern quälen und alle, die noch am Leben blieben, zu Sclaven machen sehen. Der einzelnen Schandthaten und Mordscenen hierbei sind so viele,

daß man nicht im Stande wäre sie niederzuschreiben, da ich in Wahrheit glaube, ich würde mit allem, was ich davon sagte, noch nicht den tausendsten Theil erzählen. Nur dies Eine will ich sagen und vor Gott und meinem Gewissen bezeugen, daß die Indianer nicht die geringste Veranlassung gaben, noch die geringste Schuld hatten und daß man gegen sie nur Ungerechtigkeit und Schande verübt hat.... Nochmals bezeuge ich, daß während der ganzen Zeit, als man eine so große Volksmenge auf dieser Insel niedermetzelte auf eine Weise, wie man sie weder beschreiben, noch sich vorstellen kann, die Indianer gegen die Christen nie sich eines Verbrechens schuldig gemacht haben, welches Todesstrafe verdient hätte. Rachsucht, Haß, Feindschaft, die man den Indianern gegen solche blutige Verfolger, wie es die Christen waren, wohl zu Gute halten sollte, hatten dennoch nur sehr wenige und diese waren, nach der langen Bekanntschaft, die ich mit ihnen gehabt habe, kaum etwas mehr heftig und unbändig, als Kinder und Knaben von zehn bis zwölf Jahren.

„Ich aber habe die sichre und feste Ueberzeugung, daß die Indianer immer den gerechtesten Krieg gegen die Christen, diese aber nie einen Krieg, der nur den geringsten Schein des Rechtes gehabt hätte, gegen die Indianer führen konnten. Alle Kriege der Christen hier zu Land waren teufelisch und ungerecht (fueron todas diabolicas ed injustissimas), und dies in einem viel höheren Grade, als man es von irgend einem Tyrannen der Welt sagen könnte.

„Nach beendetem Kriegszuge und Niedermetzelung wurden die übriggebliebenen Männer, Frauen und Kinder unter die Christen vertheilt, von denen der eine dreißig, der andere vierzig und mehr erhielt, je nachdem er bei dem Ober-Tyrannen (tyranno-mayor), den sie Governador nannten, in Gunst stand. Ein jeder dieser Christen erhielt zugleich den Auftrag, die ihm zugetheilten Indianer in dem katholischen Glauben zu unterrichten, und da die Christen im Allgemeinen unwissend, grausam, habsüchtig und lasterhaft waren, so waren sie leider nicht die besten Seelsorger." —

Nachdem Ovando noch den letzten Caziken der Provinz Xaragua, einen Neffen Anacaona's, Guaroa, im Gebirg hatte ergreifen und aufhängen lassen, erklärte er den Krieg für beendigt, und zum Andenken an die erfochtenen Siege gründete er an der dortigen Küste eine Stadt und gab ihr den Namen Santa Maria de la verdera paz (St. Maria vom wahrhaften Frieden).

19.

Ovando's Kriegszug gegen Higuey.

Ein kriegerisches Völkchen, welches die gebirgige Provinz Higuey bewohnte, hatte seine Unabhängigkeit am längsten bewahrt. In den Kriegen mit den Cariben, von denen sie öfter überfallen wurden, hatten sie gelernt sich zur Wehr zu stellen, Uebung in den Waffen erlangt und verstanden die günstige Lage ihres Landes zur Vertheidigung zu benutzen. Es fehlte ihnen nie an tapfern Anführern und

auch jetzt hatten sie an ihrem Caziken Cotabanama einen Häuptling, dessen Kriegsruhm schon längst die ganze Insel erfüllte. „Dieser Cotabanama", sagt las Casas, „war der stärkste Mann seines Stammes, von vollkommnerer Körperbildung, als irgend ein anderer unter Tausenden, von welcher Nation es auch immer sei. Er war schlanker von Gestalt, als der schlankeste seiner Landsleute, und obschon er sehr breitschultrig war, — angeblich zwei Fuß breit von einer Schulter zur andern — so stimmte hiermit dennoch sein Körper in dem schönsten Ebenmaße überein. Seine Gesichtszüge waren nicht anmuthig, doch lagen Ernst und Muth darin. Ein gewöhnlicher Mann war nicht im Stande seinen Bogen zu spannen; seine Pfeile hatten dreifache Spitzen von Fischknochen, und seine Waffen schienen für einen Riesen berechnet. Mit einem Worte, er war ein ganzer Mann, dem selbst die Spanier ihre Bewunderung nicht versagen konnten."

Während sich Columbus auf seiner vierten Entdeckungsreise befand und Ovando bereits Governador von Española war, kam es mit den Bewohnern von Higuey sehr oft zu ernstlichen Händeln. Sie entzogen sich dem ihnen aufgelegten Tribut, und die Caziken unterließen es, die von ihnen verlangten Arbeiter zu stellen. Ovando schickte Executions-Truppen nach jener Provinz, die mit gewohnter Rohheit dort verfuhren und das Volk nur noch mehr gegen die Spanier aufregten, besonders seitdem sie auf einen der Caziken, der sich ihnen widersetzte, die Bluthunde hetzten

die ihn Angesichts seiner Unterthanen in Stücke rissen. Die Indianer fanden bald Gelegenheit, den Tod ihres Fürsten zu rächen. Ein Boot mit acht Spaniern war in der Nähe von Higuey bei der kleinen Insel Saona auf den Strand gerathen; dies benutzten die in der Nähe befindlichen Indianer, schwammen und fuhren in ihren Canots heran und schlugen die sämmtliche Mannschaft todt.

Als die Nachricht davon zu Ovando gelangte, schickte er sogleich Juan de Esquibel, einen tapfern Hauptmann, mit vierhundert Mann nach Higuey ab, um von Cotabanama Genugthuung zu fordern und Rache an den Mördern zu nehmen. Der Cazik versammelte seine Krieger, die Nachbarstämme schlossen sich an, sie zogen sich in die Gebirge und Wälder zurück und hatten Muth genug, sich nicht blos auf einen Vertheidigungskrieg zu beschränken, sondern gingen oft zum Angriff über und unternahmen manchen glücklichen Ueberfall. Hierbei zeigten einzelne Indianer eine Kühnheit und Todesverachtung, welche selbst diejenigen Spanier in Erstaunen setzte, die in den Kriegen mit den Mauren so manchem tapfern Sarazenen gegenüber gestanden hatten. So wird erzählt, daß ein einzelner Indianer mit zwei spanischen Rittern Namens Valtenebro und Portevedra, obschon sie zu Pferd waren, ein halbstündiges Gefecht bestand. Durchbohrt von dem Schwert und der Lanze seiner Gegner, deren Waffen in seinem Körper festsaßen, setzte er seine wüthenden Angriffe fort, bis er endlich zwischen den, von ihm entwaffneten, Gegnern todt niedersank.

Die Frauen und Kinder hielten sich in den Schlupfwinkeln der Gebirge verborgen; die Spanier hatten sie bald durch ihre Hunde aufgespürt und begnügten sich, da sie die Männer nicht erreichen konnten, einstweilen an ihnen blutige Rache zu nehmen. Sie schlachteten, spießten, verstümmelten und verbrannten die Unglücklichen mit einer Abscheulichkeit, welche das Blutbad in Xaragua an Unmenschlichkeit noch überbot. Auch hier sollte es für eine besondere Auszeichnung gelten, daß eine alte, ehrwürdige Fürstin, Higuanama, nicht mit ihren Verwandten verbrannt, sondern gehenkt wurde.

Die Abtheilung, welche Ovando nach der Insel Saona geschickt hatte, um Rache für die Ermordung jener acht Spanier und die Zertrümmerung des Bootes zu nehmen, richtete dort eine fürchterliche Niedermetzelung an, und wer ihren Dolchen und Schwertern entging, wurde zur Sclaverei verurtheilt, denn es hatte, trotz aller Befehle der Königin, die Sclaverei und der Sclavenhandel auf Española nie aufgehört. Nachdem sämmtliche Niederlassungen der Indianer auf Saona niedergebrannt, die Bevölkerung vernichtet war, wendete sich Esquibel mit seinen Mordgesellen wieder nach Higuey und erneute hier die früheren Gräuelscenen. Die Bewohner dieser Provinz, erzählt las Casas, wurden zur Verzweiflung getrieben, nirgend, selbst nicht in den Eingeweiden der Erde, fanden sie eine Zuflucht. Es blieb ihnen jetzt nichts weiter übrig, als sich auf Gnade und Ungnade ihren grausamen Feinden zu übergeben. Diese

sahen nun wohl ein, daß es am Ende vortheilhafter für sie sei, die Indianer am Leben zu lassen, um sie zu Dienst und Tribut zu zwingen. Man war in dem gegenseitigen Verständniß doch schon so weit gekommen, daß Esquibel mit Cotabanama einen förmlichen Friedensvertrag abschloß. Der Cazik machte sich verbindlich, ein Stück Landes mit Cassava und Mais zu bebauen und eine bestimmte Menge davon, theils in roher Frucht, theils als Mehl und Brod zu bestimmten Fristen abzuliefern. Eine Zeit lang trat jetzt ein friedlicher Verkehr ein. Cotabanama nahm eine Einladung in das spanische Lager an und befreundete sich mit Esquibel so nah, daß er ihn bat, mit ihm den Namen zu tauschen, was ein sehr zutrauliches Verhältniß voraussetzte.

Bei dem Uebermuth und der Rohheit, womit die Spanier sich nach geschlossenem Frieden gegen die Indianer benahmen, und bei der Reizbarkeit und Treulosigkeit dieser war an eine Dauer des Friedens nicht zu denken. Esquibel brauchte deshalb die Vorsicht, in einem der ansehnlichsten Dörfer ein hölzernes Fort erbauen zu lassen, welches er dem Hauptmann Martin de Villaman mit neun Mann zur Bewachung übergab. Es wurden nun die gemachte Beute und die von Saona mitgebrachten Sclaven vertheilt, worauf Esquibel die Truppen nach San Domingo zurückführte.

Den tapfern Bewohnern von Higuey wurde es sehr bald unerträglich, daß eine so geringe Anzahl weißer Männer in ihrem Lande die größten Bedrückungen ausübte und sich die schmachvollste Ungebühr gegen ihre Frauen und

Töchter erlaubten. Demungeachtet lieferten sie einige Mal den ihnen auferlegten Tribut richtig ab. Als aber Martin de Villaman verlangte, sie sollten das an ihn abgelieferte Korn und Brod nach dem, mehrere Tagereisen entfernten San Domingo tragen, verweigerten sie dies. Es kam bald hierüber zu Thätlichkeiten, die Indianer versammelten sich in großen Schaaren, umringten das Fort, warfen Feuerbrände hinein und bereiteten der Besatzung denselben grausamen Tod, den die Spanier schon vielen hundert Indianern bereitet hatten. Nur ein Einziger entkam und brachte die Nachricht nach San Domingo. Sogleich gab Ovando Befehl, mit einer starken Anzahl Truppen nach der Provinz Higuey aufzubrechen. Juan de Esquibel erhielt wiederum den Oberbefehl und brauchte schon damals den Vortheil, welchen die Engländer in Indien, die Franzosen in Deutschland und in Afrika in neuerer Zeit anwendeten, den nämlich: die Eingebornen des Landes als Soldaten zur Besiegung und Unterjochung der anderen Volksstämme zu verwenden. Da sich die einzelnen Provinzen schon oft gegenseitig bekriegt hatten, hielt es für die Spanier nicht schwer, Bundesgenossen gegen Higuey zu finden, und wenn sie auch nur als Führer und Wegweiser dienten, so war dies in einer so gebirgigen Landschaft schon ein großer Vortheil. Die spanischen Geschichtschreiber berichten: „Die Städte von Higuey waren gewöhnlich tief in den Gebirgen erbaut.*)

*) Die spanischen Geschichtschreiber, denen Irving folgt, sprechen von „Städten"; es können aber wohl nur Niederlassungen gemeint sein.

Diese Berge erhoben sich in Terrassen von zehn bis funfzehn Stunden Länge und Breite; sie waren unwegsam und steil, doch lag dazwischen stellenweis ein fetter Leimboden von rother, fruchtbarer Erde, worauf sie ihre Cassava-Felder hatten. Die Stufen der Terrassen von Ebne zu Ebne waren gegen funfzig Fuß hoch, steil und von nackten Felsen so gebildet, daß es schien, als seien es durch Kunst und Menschenhand angelegte Festungswerke. Eine jede der Niederlassungen hatte vier breite Straßen, die sich kreuzweis durchschnitten und die Länge eines Steinwurfs hatten; in den Straßen und auf dem Versammlungsplatz in der Mitte waren alle Bäume niedergehauen."

Sobald die spanischen Truppen in die Provinz einrückten, zündeten die Indianer von Berg zu Berg Lärmfeuer an und am Tage stiegen Rauchsäulen empor, um schnell die Nachricht mitzutheilen, daß sich der Feind nähere. Die Greise, Weiber und Kinder wurden in entlegene Schluchten und Schlupfwinkel gebracht, die wehrbaren Männer ergriffen die Waffen. Den Spaniern ward das Vorrücken schwer, die Reiterei mußte sehr bald zurückgelassen werden. Von einigen Gefangenen suchten sie die Stellung und Stärke der Indianer zu erfahren, allein, welche peinliche Fragen und Torturen sie auch anwendeten, sie konnten sie zu keinem Verrath zwingen.

Bei weiterem Vordringen in das Innere des Landes fanden die Spanier die Krieger mehrerer Niederlassungen in einer der sogenannten Gebirgsstädte beisammen. Sie

wurden von ihnen mit Kriegsgeschrei und einem Hagel von Pfeilen und Wurfspeeren empfangen; sie schossen jedoch aus so weiter Entfernung, daß sie keinen einzigen verwundeten. Die Spanier erwiederten diesen Empfang bei weitem nachdrücklicher mit ihren Armbrusten und Hakenbüchsen, deren Bolze und Kugeln auf der Stelle einige Indianer todt niederstreckten. Kaum sahen dies die anderen, so liefen sie in großer Verwirrung davon, ohne sich in ein Gefecht Mann gegen Mann einzulassen. Einige der Verwundeten, wird erzählt, zogen die bis an die Federn eingedrungenen Armbrustpfeile aus den Wunden heraus, zerbissen sie mit den Zähnen, warfen sie mit ohnmächtiger Wuth den Spaniern in das Gesicht und sanken todt nieder.

So wurde schon bei diesem ersten Angriff die gesammte Macht der Indianer zersprengt, die Krieger suchten ihre Weiber und Kinder auf und flohen mit ihnen noch tiefer in das Gebirg. Für die Spanier wurde die Verfolgung immer beschwerlicher, da die dichten Wälder und steilen Felsen mit jedem Schritte unzugänglicher wurden. Sie zwangen durch alle nur erdenkliche Qualen die Gefangenen, gleichviel ob es Kinder oder Greise, Frauen oder Männer waren, ihnen die Verstecke der Geflüchteten anzuzeigen. Mit Stricken um den Hals trieben sie sie mit Peitschenhieben vor sich her, so daß sich viele der Unglücklichen, um sich von ihren Peinigern zu befreien, in der Verzweiflung von den steilen Felsenwänden in den Abgrund stürzten, wobei es zuweilen geschah, daß der Spanier, der sie führte und

sich den Strick der Sicherheit und Bequemlichkeit halber um seinen Leib gebunden hatte, mit in den Abgrund hinabgezogen wurde. Gelang es aber eine der Felsenhöhlen aufzufinden, in welche sich die Indianer geflüchtet hatten, dann wurden jene Mordscenen erneut, vor denen die Hand schaudert, die sie niederschreiben soll. Nie sind die reißenden Thiere des Waldes, nie Tiger und Löwe, Wolf und Bär mit so bestialischer Mordlust gehetzt und erlegt worden, wie die armen Indianer hier von den Spaniern. Der Cazik Cotabanama war diesmal noch nicht im Felde erschienen; Esquibel erfuhr, daß er in einem der Gebirgsdörfer eine große Anzahl Krieger versammelt habe und sich dort zu vertheidigen Willens sei. Die Spanier zogen am Meeresufer entlang, um von da jenes Dorf zu erreichen. Sie fanden bald zwei Wege, die dahin führten; der eine davon war ein gefährlicher und beschwerlicher Felspfad, von Bäumen und Gesträuch verschlossen. Der zweite dagegen war bequem und offen und die Kundschafter und Führer waren erfreut, einen so guten Weg aufgefunden zu haben. Esquibel aber, der vorsichtiger war, vermuthete hier sogleich eine Kriegslist der Indianer, die ihn auf den bequemen Weg zu locken wünschten, um hier aus einem Hinterhalt hervorzubrechen und ihn mit den Seinen in die Abgründe zu stürzen. Er wählte daher den beschwerlicheren Pfad und erreichte, ohne auf den Feind zu stoßen, die Anhöhe. Nun drang er mit seinen Kriegern rasch in das Dorf hinein, wo ihm ein ernsthafter Widerstand geleistet

wurde. Nachdem die Indianer, die sich in den Häusern versteckt hielten, ihre Pfeile verschossen hatten, sprangen sie hervor und warfen mit Steinen, einer Waffe, die in dem Pariser und Brüsseler Straßen-Aufruhr im Jahre 1830 mit großem Erfolge angewendet worden ist, und die auch hier nicht ohne Wirkung blieb. Das Gefecht innerhalb des Dorfes währte von zwei Uhr des Nachmittags, bis es Nacht wurde. Die Indianer benutzten die einbrechende Dunkelheit zur Flucht; denn seitdem sie gesehen hatten, daß selbst ihr breitschultriger, hochstämmiger Cazik Cotabanama den weißen Männern nicht Stand zu halten vermochte, suchte sich ein jeder zu retten, so gut er es vermochte. Am Morgen nach dem Gefecht war kein Indianer mehr zu erblicken.

20.

Beendigung des Feldzuges gegen Higuey (1504).

Einige Tage verstattete Esquibel seinen Soldaten Erholung, und nachdem sie sich mit einigen Lebensmitteln versehen hatten, brachen sie, in einzelnen Abtheilungen, nach verschiedenen Richtungen hin auf, um die mörderische Jagd auf die Flüchtlinge fortzusetzen. Vor allem war Esquibel daran gelegen, Cotabanama in seine Gewalt zu bekommen; er setzte einen Preis auf seinen Kopf und das Doppelte sollte der erhalten, welcher ihn lebendig in seine Hände liefern würde.

Wäre die Provinz Higuey ein goldreiches Land gewe-

sen und hätten die Spanier Hoffnung gehabt, hier eine reiche Beute zu machen, so wüßte man doch noch einen Grund anzugeben, der sie zu solchem Kriegseifer angespornt hätte. Allein die Provinz war arm, die nackten Indianer ohne Schmuck von Perlen und Gold und von keinem Gewinn irgend einer Art konnte hier die Rede sein. Anderwärts haben wir auch Menschen gegen Menschen aus Religionseifer wüthen sehen, wobei es gleichfalls nicht auf irdischen Gewinn abgesehen war, sondern den mörderischen Kriegsgesellen von den Priestern und Mönchen Ablaß von allen Sünden und eine Anweisung auf die ersten Stellen im Paradies ertheilt wurde, allein auch dies war hier nicht der Fall, denn den spanischen Soldaten war es durchaus nicht um die Bekehrung der Indianer zum katholischen Glauben zu thun, da sie sie dann nicht mehr auf die Sclavenmärkte schicken durften. Wir können uns daher diese Mordlust der Spanier gegen die wehrlosen Flüchtlinge nicht anders erklären, als wie wir uns die Rohheit unserer Jagdliebhaber erklären, die noch heutiges Tages Gefallen daran finden, einen Eber, dem die Gewehre (die Hauzähne) abgesägt wurden, halbe Tage lang mit Hunden zu hetzen, bis er wehrlos sich abfangen läßt, oder ein Rudel Hirsche bis an den Felsrand zu treiben, wo sie viele hundert Fuß in den See hinabstürzen und dann im Schwimmen geschossen werden. Nichts anderes, als eine solche abscheuliche Mordlust war es, welche die Spanier zu einer so blutigen Verfolgung der Indianer antrieb. Auch wurde dieser Krieg

von beiden Theilen mit aller List und Vorsicht, welche das Wild und der Jäger gegenseitig gegen einander ausüben, geführt. Die Spanier suchten die Fußtapfen der Indianer, wie die Fährte des Wildes aufzuspüren; diese aber suchten jene auf mannigfaltige Art zu täuschen. Sie traten, wenn der Boden weich war, und eine Spur zurückblieb, einer in des anderen Fußtapfen, daß oft ihrer zwanzig keine andere Spur zurückließen, als ob nur Einer des Weges gegangen wäre. Auch den Vortheil wendeten sie an, daß sie rückwärts gingen, so daß es den Anschein gewann, als hätten sie eine entgegengesetzte Richtung eingeschlagen. Waren sie aber auch noch so leicht über das nasse Laub hingeschlüpft, oder hatten sie durch gestreute Blätter ihre Spur bedeckt, die Spanier wußten mit Hülfe ihrer Spürhunde sie in den verborgensten Schlupfwinkeln aufzufinden. Oft verriethen auch der aufsteigende Rauch, oder das Geschrei der hungernden Kinder den Spaniern den Aufenthalt der Indianer, oder sie marterten einzelne Gefangene so lange, bis sie ihnen die Schlupfwinkel anzeigten. Thaten sie dies nicht, so hieben sie ihnen die eine Hand ab und gaben sie ihnen in die andere, als Brief, wie sie verspottend sagten, an ihre versteckten Freunde. In einer alten deutschen Beschreibung dieser blutigen Scenen wird mit Berufung auf Las Casas Folgendes erzählt:

„Als die Indianer sahen, wie ihnen die Hispanier drei oder vier vornehme Herren verbrannt hatten, flohen sie auf einen hohen Berg, sich wider solche Feinde, bei denen kein

Mitleiden zu finden war, zu wehren und zu vertheidigen, und der Indianer waren vier oder fünftausend gewesen. Der Hauptmann schickte nun seinen großen und bekannten Wüthrig aus und gab ihm eine Anzahl Soldaten, daß sie die Indianer, die sich empört hatten, strafen und züchtigen sollten. Die Hispanier kamen mit Gewalt auf diesen Berg, auf welchem die Indianer gar wehrlos und nackend standen. Sie schrieen ihnen zu: es solle ihnen kein Leides geschehen, sobald sie sich nicht zur Wehr stellten. Die Indianer legen nun ihre Waffen nieder, und sofort besiehlt der Wütherig seinen Soldaten die Hetzjagd zu beginnen. Welches diese auch geschwind ausgericht, und haben diese Tiegerthier und grimmige Löwen diese arme Schäflein angefallen und ein solches Metzeln gehalten, daß ihnen selbst die Arme davon müde geworden sind und haben inne halten müssen. Wie sie sich nun ein wenig abgekühlt hat ihnen der Hauptmann befohlen sie sollten sofort alle, die noch am Leben wären, erwürgen und den Berg herab stürzen, welches sie dann willig vollbracht haben. Und sagen Augenzeugen, daß sie die Indianer wie eine Wolke oder einen Nebel haben herabfallen sehen, oft viele hundert mit einander, welche alle in Trümmer und Stücke zerschmettert sind. Der Hauptmann, noch nicht ersättiget, befahl dem Wüthrig, daß man eine große Anzahl gefangener Frauen und Kinder in ein von Rohr erbautes Haus einsperrte und ließ dasselbe in Brand stecken, und also wurden ihrer noch bei vierzig oder

funfzig lebendig verbrannt. Die anderen ließ er den Hunden fürwerfen, die sie zerrissen und auffraßen.

„Auf eine andere Zeit zog dieser Tyrann in eine andere Stadt, allda er eine große Anzahl Indianer gefangen und ihrer fürnembsten Herren funfzehn oder zwanzig von seinen Hunden hat zerreißen lassen. Den anderen Männern sowohl als Frauen, hat er die Hände lassen abhauen und solche an eine lange Stange hängen, damit die anderen Indianer sehen sollten, wie er mit diesen umgegangen. Und hingen also an den Stangen siebenzig Paar Hände. Vielen Kindern und Weibern ließ er auch die Nasen abschneiden.

„Die Hispanier pflegten mit einander zu wetten, welcher von ihnen auf einen Streich einen Indianer mitten entzwei hauen, oder auf einen Hieb einem den Kopf abhauen könne. Sie rissen die armen kleinen Creaturen von ihrer Mutter Brüsten und schleuderten sie wider die Felsen, daß das Hirn daran kleben blieb. Andere warfen sie in das Wasser, und wenn sie hineinpflumfeten lachten und spotteten sie ihrer und sprachen: Schwimme nun hin und zapple wohl aus! Sie richteten lange und niedere Galgen auf, daran die Schlachtopfer die Erde mit den Füßen fast erreichen konnten. Daran hingen sie dreizehn Indianer mit einem Mal, zu Ehren, wie sie sagten, unserm Erlöser und seinen Aposteln, und machten ein Feuer darunter und verbrannten sie lebendig.

„Gemeiniglich brachten sie die vornehmsten Herren auf

Leipzig, d. Engl. Kunst Anstalt.

W. C. Wrankmore sc.

Die glücklichen Indianer,

vor der Ankunft der Christen.

Leipzig. d. Engl. Kunst Anstalt. W. C. Wrankmore sc.

Die unglücklichen Indianer,

nach der Ankunft der Christen.

diese Weise um: sie machten eine sonderliche Art von Rost auf hohen Stangen, darunter schürten sie ein klein Feuer, damit sie in so großer Marter mit jämmerlichen Geschrei und Heulen den Geist aufgaben. Ich hab einmal vier oder fünf der vornehmsten Herren auf diesen Rosten braten sehen. Und weil es ein jämmerlich erbärmlich Geschrei gabe, dadurch der Hauptmann an seinem Schlafe gehindert wurde, befahl er, man solle sie ersticken. Aber der Profos, welcher ärger war, denn der Henker selbst, der sie also brennete — (Ich weiß seinen Namen wohl, kenne auch seine Freunde in Sevilla), — wollte nicht, daß man sie erstickte, sondern er selbst legte ihnen Knebel in die Münder, daß sie nicht schreien konnten und schürete das Feuer bis sie nach seinem Gefallen genug gebraten waren. Solche und dergleichen unzählige Marter habe ich selbst gesehen.

„Und weil, wer da fliehen konnte, sich in das Gebirge begab und auf die höchsten Berge versteckte, richteten die Hispanier ihre Hund ab und machten sie auf Menschenfleisch beißig, daß sie in einem Huy, wenn sie solche nur an die Indianer hetzten, dieselben niederwarfen und als ob es wilde Säu wären zerrissen und fraßen. —

„Es hatte dieser Tyrann den Gebrauch, wenn er ein Land bekriegen und überziehen wollt, führte er so viel Indianer als er konnt, von denen so er bezwungen, mit sich, um sie in den Krieg gegen ihre eigenen Landsleute zu führen. Und weil er ihnen nichts zu essen gab, zwang er sie, ihre gefangenen Landsleute zu schlachten und allein von

Menschenfleisch zu leben. Hielt also täglich in seinem Lager eine Fleischbank, darinnen den Indianern gegen Gold das sie brachten, Menschenfleisch verkauft wurde. Waren viele Gefangene vorhanden, so wurden ihnen nur die Hände und Füße abgehauen, welche Stücke die Indianer für Leckerbissen hielten."

Las Casas, dem unser deutscher Berichterstatter gefolgt ist, schrieb seine Bücher der indischen Geschichte im vorgerückten Alter, und obwohl ihm alle jene Gräuel einen unauslöschlichen Eindruck gemacht hatten, fügt er hinzu: „Alle diese Dinge und noch andere mehr, gegen welche das menschliche Gefühl sich empört, hab' ich mit meinen eigenen Augen gesehen und nun fürchte ich beinah sie zu wiederholen, weil ich mir kaum selber traue und zweifelhaft bin, ob ich sie nicht blos geträumt habe."

Vergebens hatte Esquibel alles aufgeboten, um den Caziken Cotabanama in seine Gewalt zu bekommen. Dieser hatte Higuey verlassen und sich mit Weib und Kindern nach der Insel Saona geflüchtet, wo er in einer Felsenschlucht, die von hohen Bäumen umgeben war, sich versteckt hielt. Er hatte sich verleiten lassen, aus seinem Schlupfwinkel hervorzugehn, um die Bewegungen einer Caravele zu beobachten, welche Saona gegenüber mit Lebensmitteln für Esquibel's Mannschaften angekommen war. Sobald dieser den Aufenthalt des Caziken erfahren hatte, setzte er mit einer Anzahl tapferer und handfester Leute nach Saona, welche Insel nur zwei Seemeilen von der

Küste von Higuey entfernt war, in der Dämmerung über und legte sich in den Hinterhalt. Es gelang ihm sehr bald, zwei Indianer, welche Cotabanama als Kundschafter ausgeschickt hatte, aufzugreifen und diese zwang er durch die, von ihm schon öfter mit gutem Erfolge angewendete peinliche Frage, ihm als Führer zu dem Schlupfwinkel des Caziken zu dienen. Vierzig Mann hatte Esquibel bei sich, die er vertheilte, um den Feind nicht entschlüpfen zu lassen. Unter den Spaniern befand sich ein ungemein starker Seemann, Juan Lopez, aus Cadix gebürtig, der sich gerühmt hatte, es ganz allein mit dem gefürchteten Caziken aufzunehmen. Auch schlug er ganz allein einen einsamen Felspfad ein, von dem er vermuthete, daß er zur Höhle des Caziken führen müsse. Er war nicht weit gegangen, als er Geräusch in dem Gebüsch hörte, und bald erblickte er eine Anzahl bewaffneter Indianer, die wegen des engen Fußpfades nur einer hinter dem andern gehen konnten. Der Erste, der nicht wenig überrascht war, auf so engem Wege plötzlich vor einem weißen Manne zu stehn, that einen Schrei des Entsetzens und sprang zur Seite in den Wald, und da immer nur Einer den Spanier sehen konnte, wiederholte sich dieser Schreck bei einem jeden der Nachfolgenden. Endlich hielt Lopez einen dieser Leute fest und verlangte von ihm zu wissen, wo er den Caziken Cotabanama finden könne. „Nicht Cotabanama," rief ihm jetzt aus einiger Entfernung eine donnernde Stimme zu, „ist hier zu finden, wohl aber der Cazik Juan de Esquibel,

denn diesen Namen habe ich mir in dem Lager der Christen eingetauscht." In der That war es Cotabanama, der vor ihm stand und schon den ungeheuren Bogen gespannt hielt, um einen dreizackigen Knochenpfeil auf ihn abzuschießen. Noch schneller aber als ein Pfeil sprang Lopez auf ihn zu und verwundete ihn mit seinem Schwert, daß ihm der Bogen entfiel. Schon hatte der Spanier den Caziken bei seinem langen Haar gefaßt und das Schwert erhoben, um es ihm in die Brust zu stoßen, als dieser mit einem kräftigen Schlag dem Spanier die Waffe aus der Hand schlug und ihn, nachdem sie eine Weile gerungen, zu Boden warf. Er würde ihn zuverlässig erwürgt haben, wenn nicht auf den Lärm und das Geschrei der beiden Kämpfer die anderen Spanier herbeigekommen wären. Cotabanama's Gefährten ergriffen eiligst die Flucht und so war es keine Heldenthat, daß einige zwanzig über den Einen, der schon verwundet und vom langen Ringen mit einem starken Gegner ermattet war, herfielen und ihn gebunden mit sich fortführten. In der Nähe des Kampfplatzes fanden sie nun auch die Felsenhöhle, in welcher der Cazik, dessen Schicksal an das des Sandwirths Andreas Hofer erinnert, sich längere Zeit aufgehalten hatte.*) Noch zu rechter Zeit hatte die Gattin des Caziken durch die flüchtigen Indianer Nachricht von dem Unglück ihres Mannes erhalten,

*) Andreas Hofer, eine Biographie mit Stahlstichen. Leipzig bei B. G. Teubner. 1842.

so daß sie sich noch mit ihren Kindern vor den eindringenden Barbaren retten konnte In der Höhle des Caziken fanden die Spanier eine schwere, eiserne Kette, mit der sie vor nicht langer Zeit einige Indianer belastet gehabt hatten. Drei Spanier, welche damals die Gefangenen bewachten, waren erschlagen worden, und da man die Waffen derselben in der Höhle fand, nahm man dies für einen hinreichenden Beweis, daß Cotabanama selbst der Mörder gewesen sei. Obschon sich dies als ungegründet erwies, so verurtheilte Esquibel dennoch den Caziken zum Flammentod. Schon war der Scheiterhaufen errichtet, als Esquibel, der sich eines anderen besonnen, beschloß, ihn als Gefangenen dem Governador Ovando zu überliefern und ihn im Triumphe nach San Domingo zu führen. Mit schweren Ketten belastet wurde er an den Bord der Caravele gebracht und nach San Domingo geführt. Der Governador hieß nicht allein alle Grausamkeiten, welche sein Hauptmann in dem Feldzuge gegen Higuey ausgeübt hatte, gut, sondern sprach auch noch das Todesurtheil über den tapfern, von den Spaniern selbst einst hochgeachteten Cotabanama aus. Er übergab ihn seinen Henkersknechten, die sich ein Vergnügen daraus machten, den schönsten und stärksten Mann der ganzen Insel, den letzten unabhängigen Fürsten der Eingebornen, auf offnem Marktplatze an einem, für ihn besonders errichteten Galgen unter dem Freudengeschrei einer verwilderten Bande aufzuhängen.

21.

Sclaverei auf den Antillen. — Einfuhr der Negersclaven.

Die Jagd auf die unglücklichen Indianer in den Gebirgen von Higuey und auf Saona währte noch längere Zeit fort; die, welche dem Schwerte entgingen, wurden als Sclaven den spanischen Ansiedlern zugetheilt. Schon Columbus hatte den Unterschied zwischen den friedlichen Indianern und den kriegerischen Cariben, welchen man Schuld gab, daß sie Menschenfresser seien, festgestellt; diese letzteren durften als Sclaven verkauft und behandelt werden. Es wurde nun das gewöhnlichste Auskunftmittel, daß der Gouverneur und seine Unterbefehlshaber alle diejenigen Indianer, die sie zur Sclaverei bestimmten, für Cannibalen und Menschenfresser erklärten.

„Das entsetzliche Decret," sagt A. v. H., „welches gestattete, die Cariben von den Inseln und dem Festlande zu Gefangenen zu machen und zu verkaufen, diente als Vorwand zur Fortführung der Feindseligkeiten. Eine gewisse ethnographische Gelehrsamkeit kam sogar einer gewinnsüchtigen Niederträchtigkeit zu Hülfe.

„Man stellte lange Untersuchungen über die Schattirungen an, durch welche sich die Abarten des menschlichen Geschlechtes unterscheiden. Man stellte fest, welches diejenigen Völkerschaften wären, die man als Cariben oder Cannibalen zu betrachten hätte und die der gänzlichen Vernichtung, oder der Sclaverei anheimgefallen waren und

welche Völker guatiaos d. h. friedliche Indianer, Freunde der Spanier wären. Seit dem Jahre 1511 wurde festgesetzt, daß die Cariben mit einem heißen Eisen am Fuße gebrandmarkt werden sollten, ein barbarischer Gebrauch, den v. Humboldt noch zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts unter der schwarzen Bevölkerung der Antillen ziemlich verbreitet fand.

Zu gleicher Zeit wiederholte ein jeder königlicher Erlaß, welcher einen neuen Eingriff in die Freiheit der Eingebornen guthieß, mit schlauer Heuchelei die Gegenvorstellungen, welche in früheren Zeiten zu Gunsten ihrer unveräußerlichen Rechte gemacht worden waren. Eine tiefe Verachtung der Colonialgesetzgebung entstand aus dieser Begriffsverwirrung, aus dieser Unentschlossenheit der Gewalthaber, welche, neben der Begierde, ihr Einkommen durch das jährliche Ergebniß der Goldwäschereien zu vermehren, den Schein einer frommen Mäßigung bewahren wollten. Keineswegs aber ist es die Königin Isabella, die man auf irgend eine Weise der Heuchelei anzuklagen berechtigt wäre; ihre gefühlvollen Ausdrücke der Milde und Theilnahme für die Urbewohner der neuen Welt waren aufrichtig, wie man aus ihrem letzten Willen ersieht; aber eben so wie Christoph Columbus täuschte sie sich über die Ausdehnung der den Weißen bewilligten Rechte, und vor ihrem Tode, welcher nur achtzehn Monate früher erfolgte, als der des Admirals, war die gesetzmäßige Verfahrungsweise der Verwaltung beider Indien schon auf die Vernichtung der eingebornen Bevöl-

kerung gerichtet. Belohnung der Dienste oder der Schmeicheleien der Hofleute durch ein Gnadengeschenk „von einer gewissen Anzahl Seelen" (hacer merced Indios) wurde eine gewöhnliche Handlung der königlichen Freigebigkeit unter Ferdinand dem Katholischen. Man gestattete Schiffe zu dem Zwecke auszurüsten, die Einwohner der benachbarten Inseln aufzugreifen (zumal der Bahama-Inseln, welche man als unnütze Eilande, Islas inutiles, betrachtete), um sie nach Española oder Cuba zu verpflanzen.

Damals sah man sich ereignen, was in unseren Tagen den Beginn der Unruhen in dem spanischen Amerika charakteristisch bezeichnete, wo die Mönchsorden, weit davon entfernt, gemeinschaftliche Sache gegen die Bischöfe oder die neuerdings eingesetzten Obrigkeiten zu machen, sich theils der Unabhängigkeitserklärung des Volks günstig zeigten, theils als entschiedene Feinde jeder Art von Neuerung auftraten.

An verschiedenen Orten haben wir einen und denselben Orden der Capuziner vollkommen entgegengesetzte Systeme annehmen und vertheidigen sehen. Ganz eben so auffallende Gegensätze traten in der ersten Epoche der Entdeckung von Amerika hervor. Der Cardinal Mendoza, welchen seine Zeitgenossen den großen Cardinal von Spanien nannten, wird vorzugsweise angeklagt, den Maßregeln der Strenge gegen die Indianer seine Unterstützung geliehen zu haben, so menschenfreundlich auch seine Erlasse zu Gunsten

der neuen Christen lauten.*) Die Thatkraft seines Charakters trieb ihn häufig zu Mißbräuchen einer Gewalt, welche er mit Ferdinand und Isabella theilte, weshalb Peter Martyr von Anghiera ihn „den dritten König von Castilien“ nennt. Ihm hielt übrigens der berühmte Erzbischof von Granada, Fray Hernando de Talavera, welche zur Congregation des heiligen Hieronymus gehörte, das Gleichgewicht. Dieser ist uns bereits als der Prior del Prado, welcher die Disputation Columbus’ mit den Professoren in Salamanca veranlaßte und (seit 1478) als Beichtvater der Königin großen Einfluß gewann, bekannt. Er bestärkte Isabella in ihrer Vorliebe für die Eingebornen und in ihrer Hinneigung zur allgemeinen Glaubensduldung. Glücklicher Weise für die Urbewohner der Antillen gehörten die ersten, nach diesen Inseln gesandten Mönche zum Orden des heil. Hieronymus. Der Name des Eremiten Fray Roman Pane wurde geraume Zeit hindurch bei den Eingebornen in hohen Ehren gehalten, deren Unglück er zu mildern verstand. Die Franziskaner, deren Kutte Columbus bisweilen aus religiösem Eifer, ohne daß er sich in den Orden hatte aufnehmen lassen, trug, wurden erst im Jahre 1502 nach Española geschickt. Brüder vom Dominikaner-Orden, welcher sich in den Verhandlungen zu Salamanca im Jahre 1486 für Columbus’ Unternehmung günstig ausgesprochen hatte, kamen erst 1510 nach San Domingo.

*) Mariana, historia de España, lib. XXII. c. 8.

Die Franziskaner, obschon sich Columbus zu ihnen hielt, arbeiteten am Hofe mit gleicher Unduldsamkeit der Freiheit der Indianer und den Rechten entgegen, welche der Papst den Juden und bekehrten Mauren bewilligte. Die Verfolgungen, denen nach dem Tode der Königin der mildgesinnte Erzbischof von Granada von Seiten des Franziskaner-Ordens ausgesetzt war, hatten keine andere geheime Ursache, als den Geist der Duldung und Mäßigung, von denen dieser tugendhafte Mann ein glänzendes Beispiel gab. Die Dominikaner, lange Zeit hindurch menschlichen Gefühlen zugänglich und Beschützer der Eingebornen, wurden späterhin ihre blutgierigsten Feinde.

Dabei darf nicht unerwähnt gelassen werden, daß die verfolgten und gemißhandelten Indianer nicht allein an den, uns bereits rühmlich bekannten, las Casas, sondern auch an anderen Geistlichen höheren und niederen Standes die eifrigsten Vertheidiger und Fürsprecher hatten. Diese Bestrebungen verdienten um so größere Lobeserhebungen, als der Kampf gleichzeitig mit einer despotischen Gewalt und mit den gebieterischen Bedürfnissen der eben entstehenden Colonial-Industrie eingegangen wurde. „Vom Jahre 1510 bis 1564", schreibt der Bischof von Chiapa*), „hörte man nicht auf, von den Kanzeln herab und in den Collegien, so wie den Königen vorzustellen, daß der Krieg gegen die Indianer eine offenbare Verletzung aller Grundsätze der

*) Oeuvres T. II. p. 234.

Gerechtigkeit sei und daß alles Geld, was aus Indien herbeigeflossen wäre, als auf unrechtem Wege erworben betrachtet werden müsse. Die gelehrtesten Theologen Spaniens haben in völliger Uebereinstimmung mit den Klostergeistlichen (von den Orden des h. Hieronymus und des h. Dominicus) erklärt, daß das von den Christen in Indien seither beobachtete und bis auf den heutigen Tag fortgesetzte Verfahren nur Despoten und Feinden des allliebenden Gottes zukomme."

Die, durch große Besitzthümer und angehäufte Kirchenschätze unabhängige, Geistlichkeit Spaniens führte dem Hofe gegenüber eine Sprache, wie wir sie anderwärts in Europa selten vernommen haben. Bei einer lebhaften Erörterung mit der Königin Isabella, gab ihr der General des Ordens der Franziskaner die stolze Antwort: „Ich bin in meinem Rechte, ich spreche mit der Königin von Castilien, die ein wenig Staub ist (un poco de polvo) gleich mir."*)

Der Papst Paul VI. erließ zwei Breven, in denen er sich darüber beklagte, „daß man der Eingebung des Satans zufolge behaupte, die Westindianer und andere neuerdings aufgefundene Völker müßten zu Sclaven gemacht werden, als ob ihre Eigenschaft als Menschen auf irgend eine Weise verkannt werden könnte."

„Es ist ein heiliges Gesetz des Kaisers," sagt Franzisco Lopez de Gomara, ein Weltgeistlicher, „welches unter

*) Memor. hist. T. VI. p. 201.

den härtesten Strafen die Indianer als Sclaven zu behandeln verbietet. Die Gerechtigkeit gebietet, daß die Menschen, welche frei geboren sind, nicht Sclaven anderer Menschen seien." Wir fügen hinzu, daß es nach göttlichem und menschlichem Rechte nur „Freigeborene" giebt.

Lopez de Gomara unterwirft, eben so wie Oviedo, die Verwaltung des Admirals und seines Bruders einer strengen Rüge, so wie er auch in Beziehung auf Columbus' Charakter sagt, daß er „rauh und zum Zorne geneigt" gewesen sei.

„Es lag in der Natur dieses Verwaltungssystems — bemerkt A. v. H. — wie jedes Colonialsystems überhaupt, daß die bösen Keime, welche darin verborgen waren, sich mit reißender Schnelligkeit, fast ohne Wissen des Mutterlandes und im Widerspruche mit allen menschlichen Gesetzen, die auch dort von Zeit zu Zeit in Erinnerung gebracht wurden, entwickelten. In der gesellschaftlichen und politischen Ordnung der Dinge trägt alles dasjenige, was ungerecht ist, einen Keim der Zerstörung in sich und die Vorhersagungen des geistvollen und satirischen Girolamo Benzoni über das dereinstige Schicksal von Haiti und des gesammten, von den Weißen in Besitz genommenen, Theiles von Amerika — Vorhersagungen, welche aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts herrühren — sind vollständig in unsern Tagen in Erfüllung gegangen. „„Die afrikanischen Neger — sagt Benzoni in seiner Historia de

mondo nuovo, Venet. 1565 l. II. c. 1. u. 17 — werden sich in kurzer Zeit zu Herren der Insel San Domingo aufwerfen. — Ich glaube, daß jede Nation, welche das Unglück hat, Fremden unterworfen zu sein, sich früher oder später erheben und seine Ketten sprengen werde. Ein gleicher Fall wird bei den Indianern eintreten.""

Es dürfte am Ort sein, einiges aus der gründlichen Untersuchung A. v. Humboldt's über die Einführung der Negersclaven nach Haiti hier aufzunehmen. Im Alterthum betrieben die Afrikaner, oder vielmehr die semitischen Stämme, welche sich an den Nordküsten von Afrika niedergelassen hatten, den Handel mit weißen Sclaven aus Europa. Bevor die Europäer den Handel mit Negersclaven aus Afrika begannen, wurden Guanchen von den canarischen Inseln ausgeführt und in den letzten Jahren des vierzehnten Jahrhunderts als Sclaven auf den Märkten von Sevilla und Lissabon feilgeboten. Man glaubt ziemlich allgemein, daß die ersten schwarzen Sclaven mit wolligem Haar zu Lissabon im Jahre 1442 feilgeboten worden sind. Dies waren Neger aus Senegambien, welche die Mauren geschickt hatten, um dafür Sclaven ihres Volkes zurückzukaufen (S. Ritter Afrika 1822. S. 411); Ortiz de Zuniga hat jedoch nachgewiesen, daß schon unter der Regierung Heinrichs III. von Castilien, mithin vor dem Jahre 1406, schwarze Sclaven nach Sevilla gebracht worden sind (Annal. eccles. lib. XII. Nr. 10).

Da die Neger für tüchtige Arbeiter galten, ertheilten

die Herrscher im Jahre 1500 dem Governador Ovando die Befugniß: „Neger, welche in der Wohnung christlicher Herren (also in Spanien und Portugal) geboren seien, auf Española als Sclaven einzuführen.“ Dagegen wurde den Juden, den Neubekehrten, den nicht-spanischen Mönchen und den Söhnen und Enkeln verbrannter Ketzer, d. h. solcher, die auf dem Scheiterhaufen der Inquisition den Tod gefunden, die Aufnahme in den Colonien streng untersagt.

Die auf Española seit 1500 eingeführten Negersclaven entsprachen den Erwartungen nicht, die man von ihnen gehabt hatte; weshalb der Governador Ovando in einem Berichte an die Herrscher vom Jahre 1503 dringend bittet: „keine Schwarzen mehr nach der Insel zu senden, weil sie häufig entliefen und dann den friedlichen Charakter der Eingebornen verderbten.“ Durch ein Decret vom Jahre 1506 wurde nochmals streng verboten: „Neger, die aus der Levante kämen, oder in dem Hause eines Mauren aufgezogen worden seien, in den spanischen Colonien aufzunehmen; jedoch wurde den Negern auf Española gestattet, sich zu verheirathen.

Noch unter der Regierung Ferdinand's des Katholischen wurde der Sclavenhandel mit Negern nach den Antillen vollständig in Gang gebracht, und zwar durch den König selbst. Er befahl im Jahre 1510 dem königlichen Seehandlungshause (casa de contratacion) in Sevilla, „50 Sclaven zum Behufe des Bergbaues nach Española überschiffen

zu lassen, da die Eingebornen schwach wären an Geist und Körper." Von nun an wird auch die Negereinfuhr aus Guinea gestattet. „Man rühmt sich — sagt Herrera (Dec. I. lib. IX. c. 5) bei Anführung eines königlichen Befehls vom Jahre 1511 — man rühmt sich des glücklichen Zustandes der Colonie und der abnehmenden Heftigkeit der Orkane als Ergebniß der Vervielfältigung unserer Kirchen und der Ausstellung des heiligen Leibes. Man willfahrt den Wünschen der Dominikaner, welche die Masse der Arbeiten für die Eingebornen zu vermindern beabsichtigen und der Hof befiehlt, daß man nach den Inseln eine bedeutende Anzahl Neger von den Küsten Guinea's übersetzen solle, weil ein Neger mehr arbeite, als vier Indianer."

Man hat in neuerer Zeit vielfachen Streit darüber erhoben, ob Fr. Bartolomeo de las Casas, dessen Eifer zu Gunsten der indianischen Bevölkerung uns hinreichend bekannt ist, die erste Veranlassung zur Einführung der Neger nach den Antillen gegeben habe, oder nicht. Müssen wir ihn nun auch, nach gründlicher Untersuchung dieser Angelegenheit, von jenem Vorwurfe freisprechen, so lastet doch auf ihm die Schuld, zur völligen Organisirung des Neger-Sclavenhandels nach Westindien durch seine Vorschläge, die er in dem Jahre 1517 dem Hofe machte, beigetragen zu haben. Sein Antrag ging nämlich dahin: „man möge zur Erleichterung der Indianer einem jeden Colonisten erlauben, zwei Neger und zwei Negerinnen frei einzuführen."

„Man kann," sagt Navarrete (T. I. p. LXXXVII.),

„dem Fra Bartolomeo de las Casas einen glühenden Eifer zu Gunsten der Indianer nicht absprechen. Er kam nach Spanien zurück, um ihre Sache zu führen und begab sich im Mai 1517 nach Aranda, wo sich der Hof befand und der berühmte Cardinal Ximenes de Cisneros krank lag. Deshalb konnte er nicht mit ihm unterhandeln und begab sich nach Valladolid, seine Hoffnung auf Don Carlos (nachmaligen Kaiser Karl V.) setzend, dem er sich auch nach dem Tode des Cardinals sehr bald näherte. Der junge Prinz von siebenzehn Jahren, der in einem fremden Lande lebte, dessen Sprache er nicht kannte, wurde ganz von den Flamändern, die ihn begleiteten, beherrscht und ertheilte eine Menge Erlaubnißscheine zu repartimientos und Begnadigungen mit leibeigenen Indianern und zur Einführung von Negersclaven, trotz der damals noch bestehenden Verbote. Las Casas wußte sehr wohl, daß der Weg, seine Ansprüche geltend zu machen, der war: sich die Gunst der Flamänder zu gewinnen und auf ihre Ideen einzugehen; insbesondere gewann er für sich Herrn de Laxao, Oberkammerherrn und Günstling des Königs. Als er jedoch sah, daß seine Ansichten und Entwürfe nichtsdestoweniger auf Schwierigkeiten stoßen würden, änderte er, dem gewinnsüchtigen Benehmen der neuen Gäste aus Flandern zu Gefallen, seinen Plan und machte unter anderem den Vorschlag, daß die in Indien lebenden Spanier Erlaubniß erhalten sollten, Neger einzuführen, damit die Indianer bei dem Feldbau und in den Minen Erleichterung erhielten.

Die Beamten des Seehandlungshauses von Sevilla wurden über den Bedarf der Negersclaven für die vier Inseln Española, Fernandina, S. Juan (Puerto-rico) und Jamaica befragt, und diese gaben ihn auf 4000 an. Die Flamänder benutzten nun ihren Einfluß und erhielten diese Erlaubniß, welche sie für 24000 Ducaten an die Genueser verkauften unter der Bedingung, daß der König acht Jahre lang keine weitere Erlaubniß ertheile; eine Erlaubniß, sagt Herrera, welche für die Bevölkerung jener Inseln und für die Indianer sehr verderblich war.

Mit Recht macht Navarrete auf den Widerspruch aufmerksam, in welchem wir den so menschenfreundlichen las Casas mit sich selbst befangen sehen. Er vertheidigt mit der größten Hingebung die Menschenrechte der kupferfarbenen Indianer, trägt aber kein Bedenken, die schwarze Haut der Neger zu Markt zu tragen und sie den Geißelhieben und Mißhandlungen der Colonisten zu überlassen.

„Hierdurch," bemerkt A. v. H., „war der Anfang gemacht zu jenen abscheulichen assientos (Verträgen über Sclaven-Einfuhr), welche der spanische Hof späterhin den Häusern Peralta, Reynel und Rodriguez von Elvas bewilligte. Ein, dem Vorschlage von las Casas völlig ähnlicher wurde in demselben Jahre von den Mönchen des Hieronymiten-Ordens gemacht: in dem einen sowohl als in dem anderen war auch die Rede davon, europäische Ackerbauer von weißer Race für die Meiereien überzusiedeln.

21.

Columbus' Aufenthalt in San Domingo 1504. — Heimkehr nach Spanien.

Die zuvorkommende Aufnahme, welche der Admiral bei dem Governador Ovando fand, war keineswegs aufrichtig gemeint, denn sobald Columbus nur auf die entfernteste Weise daran zu erinnern sich erlaubte, daß er mit großen Privilegien und den ausgedehntesten Vollmachten von den Königen ausgestattet worden sei, machte Ovando ihm sogleich auf die unzarteste Weise bemerklich, daß die ihm ertheilten Vollmachten von einem neueren Datum seien und er gegenwärtig hier das Commando führe. Daß Ovando einen so hochmüthigen Ton gegen Columbus führte, hatte vornehmlich wohl seinen Grund darin, daß dieser in seinen Briefen aus Jamaica und von der Insel Beata in allzu demüthiger Sprache an ihn geschrieben hatte.

Zunächst kam es zu Mißhelligkeiten über den Aufrührer Porras, den Columbus als Gefangenen mit sich führte. Ueber diesen Vorfall schreibt der Admiral an seinen Sohn Diego nach seiner Heimkehr nach Spanien aus Sevilla vom 21. Nov. 1504 Folgendes:

„Ich nahm auf meiner letzten Reise aus Spanien zwei Brüder Namens Porras auf die Empfehlung des Schatzmeisters Morales mit mir, den einen, Francisco de Porras als Capitain der Caravele Santiago de Palos, den anderen, Diego, als Controleur. Keiner von beiden besaß

die zu diesen Aemtern nöthigen Eigenschaften, allein ich drückte ein Auge zu aus Rücksicht für den, der sie mir empfohlen hatte. Drüben in Indien wurden sie noch aufgeblasener, als sie es schon waren. Ich sah ihnen viele Versehen nach, die ich nicht einmal einem Verwandten nachgesehen haben würde und die eine andere Bestrafung, als einen bloßen Verweis verdient hätten. Zuletzt aber benahmen sie sich so, daß ich, selbst wenn ich es gewollt hätte, nicht anders gegen sie verfahren konnte, als wie ich es that. Die Untersuchungen werden ergeben, ob ich lüge. Auf der Insel Janahica (Jamaica) machten sie einen Aufruhr, was mich so sehr in Erstaunen setzte, als wenn die Sonnenstrahlen Finsterniß hervorgebracht hätten. Ich lag auf dem Tode und sie marterten mich fünf Monate lang auf das grausamste und ohne Grund. Endlich machte ich sie alle zu Gefangenen, schenkte ihnen aber später die Freiheit, mit Ausnahme des Capitains, welchen ich Ihren Hoheiten als Gefangenen mitbringe.

„Eine, von einem fürchterlichen Eid begleitete, Bittschrift, welche mir die Rebellen übergaben, lege ich bei, du wirst daraus das Weitere kennen lernen; mehr noch werden die Untersuchungsacten dich unterrichten, welche der Notar mitbringt, der mit einem anderen Schiffe kommt, welches ich von Tag zu Tag erwarte.

„Der Governador von San Domingo nahm sogleich diesen Gefangenen in seine Obhut, wozu ihn wahrscheinlich

seine große Höflichkeit veranlaßte*). Ich hatte in meiner Instruction ein Capitel, in welchem Ihre Hoheiten befahlen, daß mir sämmtliche Mannschaft gehorchen und ich die Civil- und Criminal-Justiz über alle, die mit mir gingen, haben sollte. Der Governador nahm hierauf keine Rücksicht und behauptete, daß dies innerhalb seines Bereichs keine Kraft habe. Er schickte den Gefangenen an die Señores, welche mit den indischen Angelegenheiten beauftragt sind, und zwar ohne irgend eine mündliche oder schriftliche Verhandlung. Es wurde ihnen gar kein Prozeß gemacht und gingen alle frei aus. Es soll mich nicht wundern, wenn sie unser Herrgott dafür züchtigt. Sie gingen mit ihren unverschämten Bärten (con sus barbas de poca verguenza) umher. Von einer solchen Rebellion und von solchem schändlichen Verrath hat man nie gehört!"

Er kommt in einem späteren Briefe vom 1. December noch einmal darauf zurück: „Die Caravele," schreibt er, „welcher bei der Ausfahrt aus dem Hafen von Santo Domingo der Mast zerbrach, ist in Algarbe angekommen; auf ihr befinden sich die Untersuchungs-Acten über Porras. So abscheuliche Dinge, von so roher Grausamkeit hat man nie gesehen. Wenn Ihre Hoheiten dergleichen nicht bestrafen, so weiß ich nicht, wer es noch wagen wird in ihrem Dienste mit Leuten unter seinem Commando nach außerhalb zu gehen." —

*) Dies dürfte wohl ironisch gemeint sein.

Der Aufenthalt des Admirals in San Domingo war wenig geeignet, ihm in irgend einer Beziehung Befriedigung zu gewähren. Die Verwüstung der Insel durch die gänzliche Unterdrückung der Eingebornen, die fürchterlichen Niedermetzelungen, welche Ovando und seine Officiere dort verübt, erfüllten seine Seele mit Schmerz. Columbus hatte mit Zuversicht gehofft, mit der Zeit die Indianer zu civilisiren, sie zu betriebsamen und zinspflichtigen Unterthanen der Krone zu machen und durch ihre geordnete Arbeitsamkeit eine bedeutende und sichere Einnahme zu erlangen. Wie verschieden war nun der Erfolg! Die fünf zahlreichen Stämme, welche zur Zeit der Entdeckung die Gebirge und Thäler bewohnten und mit ihren Niederlassungen, Dörfern und Feldern die reichen Fluren der Königs-Ebne zu „malerischen Gärten" machten, waren fast gänzlich verschwunden und die einheimischen Fürsten hatten fast sämmtlich einen gewaltsamen oder schimpflichen Tod erlitten. Columbus betrachtete die Angelegenheiten der Insel mit ganz anderen Augen, als Ovando. Er hatte ein väterliches Gefühl für ihr Emporblühen und sein eigenes Vermögen war von einer klugen Verwaltung abhängig. Schon von Jamaica aus schrieb er an die Herrscher: „An Española und Paria kann ich nicht ohne Thränen denken;" wie mußte ihm nun zu Muth sein, als die seitdem vorgefallenen Gräuel und Mordscenen zu seiner Kenntniß gelangten! Er beklagt sich in mehreren Briefen über die vernachlässigte Führung der öffentlichen Angelegenheiten und über das Benehmen Ovando's.

„Der Governador — schreibt er an seinen Sohn Diego, d. 3. Dec. 1504 — ist von aller Welt gehaßt und es steht zu fürchten, daß die Leute sich gegen ihn empören werden. Sollte dies geschehen, was Gott verhüten möge, so wird Abhülfe schwer sein.... Meiner Ansicht nach müßte Seine Hoheit für schnelle Maßregeln sorgen und eine, für die gute Ordnung der Dinge interessirte, Person mit einhundert und funfzig bis zweihundert Mann dorthin schicken, die ohne Verdacht zu erwecken alles wieder in Ordnung brächte, was in Zeit von zwei bis drei Monaten wohl geschehen könnte. Man müßte auch noch zwei neue Festungen bauen. Das dort befindliche Gold ist sehr ausgesetzt, denn es hält schwer, es mit wenig Mannschaft zu bewachen.... Es befindet sich dort viel Gold in bloßen Strohhütten aufgehäuft und das Land ist voll von Unzufriedenen. Die Feindschaft gegen den Governador ist groß, und diejenigen, welche sich Unterschleife zu Schulden kommen lassen, gehen nicht nur straflos aus, sondern werden sogar noch begünstigt." —

Diese Erfahrungen und Beobachtungen, welche Columbus sogleich in den ersten Tagen nach seiner diesmaligen Ankunft in San Domingo machte, konnten ihn nicht zu einem näheren und vertraulicheren Umgang mit Ovando geneigt machen, wie sehr ihm auch dieser mit äußerlicher Gefälligkeit entgegenkam.

Außerdem fand der Admiral die Verwaltung seiner eigenen Güter und Einkünfte, die ihm kraft der mit der

Krone abgeschlossenen Capitulaciones zukamen, in großer Verwirrung. Seine Renten und Antheile waren entweder nicht eingesammelt, oder man legte ihm keinen klaren Bericht und Rechnungs-Abschluß vor. Die Zahlmeister und Ovando selbst suchten von der Geldverlegenheit, in welcher sich Columbus wegen seiner Zurückreise befand, Vortheil zu ziehen, so daß er sich mit dem begnügen mußte, was man ihm gab, um nur ein Paar Caravelen in segelfertigen Stand zu setzen. In späteren Briefen beschuldigt er Ovando, daß er während seiner langen Abwesenheit seine Angelegenheiten vernachlässigt, wenn nicht ganz geopfert habe, indem er seinen Bevollmächtigten alle nur erdenklichen Hindernisse in den Weg gelegt hätte. Daß diese Anklagen nicht ohne Grund waren, ersehen wir aus zwei Schreiben der Königin, welche sie bereits das Jahr vorher (d. 27. Nov. 1503) an Ovando erließ, worin sie ihn von den Beschwerden des Rentmeisters des Admirals, Alonzo Sanchez de Carvajal, in Kenntniß setzt, welcher Klage führe, daß er verhindert werde die Einkünfte des Admirals einzuziehen. Sie befiehlt dem Governador ausdrücklich, die dem Admiral gewährleisteten Capitulaciones zu halten, seine Bevollmächtigten zu respectiren und seine Angelegenheiten, anstatt sie zu verwickeln, zu fördern. Während diese Briefe von dem ungroßmüthigen Verfahren des Governadors gegen seinen berühmten Vorgänger Zeugniß ablegen, sprechen sie zugleich für die persönliche Theilnahme, welche Isabella den Angelegenheiten des Admirals während seiner Abwesenheit

widmete. Sie hatte Ovando ihr Mißfallen darüber bezeugt, daß er den Admiral von dem Hafen von San Domingo zurückgewiesen, als er Hülfe für seine Armada und Zuflucht bei stürmischem Wetter dort suchte.*) Auch darüber hatte sie Ovando ihr Mißfallen zu erkennen gegeben, daß er, trotz des ihm von Columbus ertheilten Rathes, die Flotte unter Bobadilla bei bedenklichen Anzeichen eines nahen Sturmes habe auslaufen lassen, wodurch sie zu Grunde gegangen sei. Die letzten Lebensstunden der mildgesinnten Königin wurden noch durch die Berichte über Ovando's blutiges Turnier in Xaragua und die Hinrichtung der unglücklichen Anacaona, die sie mit Abscheu und tiefer Betrübniß vernahm, verbittert. Sie drang in den König, ihren Gemahl, daß er auf ihrem Sterbebette ihr noch das Versprechen geben mußte, Ovando auf der Stelle zurückzurufen. Ferdinand zögerte nach dem Tode seiner Gemahlin noch längere Zeit, bevor er jenes Versprechen erfüllte. Ovando lieferte bedeutende Goldsendungen und erhielt sich dadurch noch vier Jahre lang in der Gunst des Königs und der Camarilla, in deren Gewalt sich Ferdinand befand.

Sobald Columbus sich nur einigermaßen erholt und seine Angelegenheiten geordnet hatte, betrieb er seine Abreise mit dem größten Eifer. Dem Adelantado war der Befehl

*) Daß Columbus in der That von den Herrschern verboten war, auf seiner 4. Reise Española zu berühren, erwähnt er selbst in seinem Briefe aus Jamaica vom 9. Jul. 1503.

über die Caravele übertragen worden, welche Mendez für den Admiral angekauft hatte und auf welcher er die Ueberfahrt von Jamaica gemacht hatte. Hierzu wurde noch eine zweite Caravele angekauft und zur Aufnahme des Admirals, seines Sohnes und seiner Dienerschaft eingerichtet. Beide Schiffe bedurften bedeutender Ausbesserungen, und die Beschaffung der nöthigen Vorräthe nahm ebenfalls alle Thätigkeit des Adelantado in Anspruch.

Der größere Theil der Schiffsmannschaft blieb in San Domingo zurück; da sich diese Leute in großer Armuth befanden, unterstützte sie Columbus aus seiner eigenen Börse und machte denjenigen, welche vorzogen mit nach Spanien zurückzukehren, die zur Reise nöthigen Vorschüsse. Es befand sich unter denen, die er so großmüthig unterstützte, so mancher, der in den Reihen der Rebellen gestanden hatte.

Am zwölften Sept. 1504 ging der Admiral unter Segel; kaum aber befand er sich außerhalb des Hafens auf hoher See, als ein plötzlicher Windstoß den Hauptmast seines Schiffes zerbrach. Er sah sich genöthigt, sich an den Bord des Schiffes seines Bruders zu begeben und sein eigenes zum Ausbessern wieder nach San Domingo zurückzuschicken, während er nun mit einem einzigen Schiffe die weite Reise unternahm. Er hatte viel von stürmischem Wetter zu leiden. Der Hauptmast dieses zweiten Schiffes wurde ebenfalls durch einen heftigen Windstoß in vier Stücke zerbrochen. Columbus selbst lag von der Gicht an das Bett gefesselt krank darnieder; der Adelantado bewährte sich

auch hier als treuer Bruder und unerschrockener Seemann. Er ließ den Mast kürzer schneiden, unterstützte die gebrechlichen Stellen mit Planken und anderem Holz, welches er aus den Castells oder den Cajüten herausschnitt, die in jener Zeit die Schiffe auf dem Vorder- und Hintertheile trugen. Mit Hülfe von Nägeln und Tauen wurde der Mast wieder befestigt. Ein neuer Sturm brach in einer der folgenden Nächte los und zerbrach nun auch noch den Vordermast. In diesem verkrüppelten und verstümmelten Zustande hatte das Schiff noch einen Weg von siebenhundert Seemeilen auf einem stürmischen Ocean zurückzulegen. Sein Unstern begleitete Columbus bis an das Ende dieser seiner letzten und gefahrvollsten Seereise. Mehrere Wochen hindurch wurde er von wüthenden Stürmen umhergeschleudert, während er an den heftigsten Gichtschmerzen litt. Endlich am 7. Nov. konnte seine zerschellte und zusammengeflickte Caravele im Hafen von San Lucar Anker werfen. Von hier begab er sich sogleich nach Sevilla, wo er seinem Körper und seinem Geiste Ruhe zu gönnen gedachte und seine zerrüttete Gesundheit nach einer langen Reihe von Anstrengungen, Unfällen und Mühseligkeiten wieder herzustellen hoffte.

22.

Columbus in Sevilla. — Briefe an seinen Sohn Diego.

Heimgekehrt von seiner vierten und letzten Reise finden wir den unternehmenden, kühnausdauernden Entdecker der neuen Welt leidend und sorgenvoll in dürftiger Lage in einer armseligen Herberge in Sevilla. Ein treues Bild von dem Zustande seines Gemüthes, von seinen wohlwollenden Gesinnungen, so wie von seinen Lebensverhältnissen geben uns die Briefe, die er in jener Zeit an seinen Sohn Diego, der sich am Hofe in Medina del Campo befand, schrieb, weshalb wir sie hier, mit Hinweglassung einiger bereits angeführten Stellen, nach dem Urtext mittheilen.

1.

An meinen sehr lieben Sohn, Don Diego Colon.

Mein lieber Sohn,

Ich habe deinen Brief durch den Courier erhalten. Du hast sehr wohl daran gethan, dort (am Hofe) zu bleiben, um unsere Angelegenheiten zu besorgen und Dich mit ihnen bekannt zu machen. Der Herr Bischof von Palencia*) war mir immer geneigt und hat sich, seit ich nach Castilien kam, immer meinen Ruhm angelegen sein lassen. Gegenwärtig ist es nöthig ihn zu bitten, daß er sich herablassen möge, an Abstellung des mir geschehenen Unrechtes

*) Früher der Bruder Dominikaner Don Diego de Deza, später Erzbischof von Sevilla.

zu denken, damit Ihre Hoheiten Befehl geben zur Vollziehung der mir ertheilten Verträge und Gnadenbriefe und zur Entschädigung für so große Verluste. Er kann versichert sein, daß, wenn Ihre Hoheiten solches thun, ihr Besitzthum und ihre Größe sich auf unglaubliche Weise mehren werden.

Man glaube ja nicht, daß es sich nur um vierzigtausend Pesos in Golde*) handele; man hätte dessen noch bei weitem mehr haben können, wenn Satan sich nicht dem widersetzt hätte, indem er mir Hindernisse in den Weg legte; denn als ich von Indien abberufen wurde, war ich drauf und dran eine bei weitem größere Summe als vierzigtausend Pesos zu verschaffen. Ich beschwöre es — und dies sage ich Dir allein — daß, nach den mir von Ihren Hoheiten bewilligten Gnaden, der Verlust, den ich jährlich an meinem Antheil erleide, zehn Millionen beträgt, die mir nie ersetzt werden können; daraus kannst Du abnehmen, welcher Antheil auf Ihre Hoheiten gekommen wäre, allein sie wissen nichts davon. Ich schreibe an den Herrn Bischof, und rüste mich zur Abreise dahin. Meine Ankunft und alles Uebrige ruht in den Händen des Herrn; sein Erbarmen ist ohne Grenzen. „Was geschieht und geschehen soll," sagt der heil. Augustin, „ist schon geschehen vor Erschaffung der Welt."

Ich schreibe zugleich noch an andere Personen, deren

*) Ein Peso = 1 Piaster.

Diego Mendez in seinem Briefe Erwähnung thut. Empfiehl mich ihm (dem Bischof) zu Gnaden und gieb ihm Nachricht von meiner Abreise; sag' ihm, daß ich sie mit großer Furcht unternehme, weil die Kälte mit meinem Uebel sehr unverträglich ist, so daß ich fürchte unterweges liegen zu bleiben.

Es machte mir große Freude aus Deinem Briefe zu vernehmen, was der König gesagt hat, wofür Du ihm seine königlichen Hände küssen magst. Wahr ist es, ich habe Ihren Hoheiten mit eben so großem und noch größerem Eifer gedient, als ob es gegolten hätte mir das Paradies zu verdienen. Habe ich einige Irrthümer begangen, so geschah es, weil es unmöglich war, sie zu vermeiden, oder weil mein Wissen und meine Kräfte nicht weiter reichten. Gott unser Herr sieht in dergleichen Fällen nicht auf die Person, sondern auf den Willen. (Es folgt nun die bereits oben mitgetheilte Stelle über die beiden Porras.)

Es würde mich sehr freuen von Ihren Hoheiten einen Brief zu erhalten und ihre Befehle zu erfahren.

Du mußt suchen, dem allen zu begegnen. Empfiehl mich dem Herrn Bischof und Johann Lopez; bringe ihnen meine Krankheit und den Lohn für meine Dienste ins Gedächtniß.

Du magst die Briefe an sie, die ich beischließe, lesen, damit Du Dich nach ihrem Inhalte richten kannst.

Ich danke Diego Mendez für seinen Brief; ich schreibe ihm nicht, da er alles durch Dich erfahren wird und wegen

der Gicht, die mich quält. Zu wünschen wäre es, daß Carvajal und Geronimo sich jetzt am Hofe befänden, um zu unsern Gunsten mit jenen Herren und dem Secretair zu sprechen.

Sevilla, den 21. Nov. 1504.

Dein Vater, welcher Dich mehr liebt, als sich selbst.

S.
S. A. S.
X M Y
XPOFERENS. *)

*) Ueber die Bedeutung dieser theils griechischen, theils lateinischen Buchstaben giebt Columbus selbst keine nähere Auskunft, obschon er es in seinem Testamente vom Jahre 1498 seinem Sohne zur Pflicht macht, diese Unterschrift beizubehalten. Man hat verschiedene Auslegungen versucht; die einfachste ist:

Sanctus	Sancta	Sanctus
|	|	|
Christus	Maria	Yosephus.

Vielleicht sollte es auch ein frommer Spruch sein: Salve me Christus Yesus, wobei die mittlere Reihe zuerst und die erste und dritte von unten nach oben gelesen werden müßten. Es scheint Columbus besonders viel um die geheimnißvolle Zahl sieben zu thun gewesen zu sein; auch die Stellung der Punkte und Striche verlangt er von seinem Majorats-Erben genau so nachgemacht, wie er sie zu machen pflegte. Daraus, daß die drei Buchstaben der untersten Reihe X M Y keine Punkte haben, könnte man schließen, daß sie Anfangsbuchstaben und die darüberstehenden Schlußbuchstaben sein sollen, so daß man nicht von oben nach unten Sanctus Christus, sondern von unten nach oben blos ChristuS. lesen müßte. Es kommt

N. S.

Ich habe nochmals an Ihre Hoheiten geschrieben, und Sie gebeten, Befehl zur Bezahlung der Leute zu geben, welche mit mir gekommen sind, da sie arm sind und drei Jahr lang von Haus abwesend waren. Die Nachrichten, die sie mitbringen, sind mehr als groß. Sie erduldeten unsägliche Gefahren und Mühen. Ich habe in dem neuentdeckten Lande nicht Raub begehen wollen, um kein Aergerniß zu geben; die Klugheit erfordert, daß mehr Volk dorthin gebracht werde, und dann hat man das Gold in Händen, ohne Skandal. Sprich hierüber mit dem Secretair, mit dem Herrn Bischof, mit Juan Lopez und mit wem Du es sonst für gut findest.

2.

Mein lieber Sohn,

Ich habe Deinen Brief vom 15. d. M. erhalten. Darauf schrieb ich Dir, es sind acht Tage, mit dem Courier, und noch einigen Anderen und schickte Dir die Briefe offen, damit Du sie lesen und hernach gesiegelt abgeben möchtest.

Obschon mein Uebel mich sehr plagt, so mache ich mich dennoch reisefertig. Mich verlangt sehr nach einer Antwort von Ihren Hoheiten, was Du betreiben mußt und daß sie für die Bezahlung der armen Leute sorgen,

eben nicht so viel darauf an. Seinen griechischen Vornamen Christopherus hat er in den lateinischen Christoferens (Christusträger) umgewandelt.

welche unsägliche Anstrengungen ausgestanden und den Hoheiten so wichtige Nachrichten mitgebracht haben, wofür sie Gott unserm Herrn unendlichen Dank sagen und sehr vergnügt sein müßten. Glaubt man, daß ich lüge, so mögen die Paraleipomenen, das Buch der Könige, Josephus de antiquitatibus und Andere sagen, was sie davon wissen. Ich hoffe unser Herr wird mir verstatten, die nächste Woche zu reisen; nichtsdestoweniger schreibe mir fleißig. Von Carvajal und Geronimo habe ich keine Nachricht; sind sie am Hofe, so empfiehl mich ihnen. Der Zeit nach müßten sie schon dort sein, wenn sie nicht durch Krankheit verhindert werden. Grüße auch von mir Diego Mendez; hoffentlich werden seine Liebe zur Wahrheit und sein Eifer eben so viel Gewicht haben, als die Lügen der beiden Porras. Der Ueberbringer dieses ist Martin de Gamboa; durch ihn schreibe ich auch an Juan Lopez und schicke ihm einen Creditbrief. Lies den Brief durch und übergieb ihn sogleich. Wenn Du mir schreibst, so schicke die Briefe an Luis de Soria, welcher mir sie nachschicken soll; denn wenn ich in der Sänfte reise, werde ich die Plata=Straße (von Merida nach Salamanca) wählen. Unser Herr nehme Dich in seinen heiligen Schutz. Dein Oheim hat sehr gelitten und leidet noch an Kinnladen= und Zahnweh.

Sevilla, d. 28. Nov. 1504.

Dein Vater, der Dich mehr liebt als sich selbst.

3.

Mein lieber Sohn,

Seit Deinem Briefe vom 15. Nov. habe ich keine Nachricht wieder von Dir erhalten; ich hätte gewünscht, daß Du mir öfter schriebest. Jede Stunde möchte ich von Dir einen Brief lesen und Du selbst weißt es ja, daß ich gegenwärtig nichts weiter habe, was mir Freude macht. Täglich kommen mehrere Couriere an und ihre Nachrichten lauten so außerordentlich befremdend, daß mir alle Haare auf dem Kopfe kraus werden, wenn ich Dinge höre, die dem so ganz entgegen sind, was meine Seele wünscht.

Möge es der h. Dreifaltigkeit gefallen, der Königin unserer Herrin die Gesundheit wieder zu geben, damit durch sie das Begonnene Festigkeit erhalte. Am Donnerstag vor acht Tagen schickte ich dir einen zweiten Courier; er muß sich bereits auf dem Rückwege befinden. Mit ihm schrieb ich Dir, daß meine Abreise gewiß sei; allein meine Schmerzen sind so groß und die Kälte vermehrt sie so sehr, daß ich sicher auf der Landstraße in einer Herberge liegen geblieben wäre. Die Sänfte und alles war bereit; das Wetter war so schlecht, daß es alle Welt für unmöglich hielt, die Reise anzutreten, so daß es besser gethan sei, mich zu pflegen und meine Gesundheit zu warten, als mein Leben solcher Gefahr auszusetzen.

In meinen Briefen schrieb ich Dir, was ich auch jetzt wiederhole, daß Du sehr wohl gethan hast unter diesen Umständen am Hofe zu bleiben, denn es thut Noth sich

mit unsern Angelegenheiten zu beschäftigen und die Klugheit räth hierzu.

Ich halte dafür, daß es gerathen sein wird, eine gute Abschrift von dem Capitel der Ausfertigung machen zu lassen, die Ihre Hoheiten mir schrieben, worin sie erklären, daß sie mir alles, was sie mir versprochen haben, halten und mich in den vollen Besitz setzen würden. Diesen Auszug wirst Du Ihren Hoheiten mit einem Schreiben, welches von meiner Krankheit und von der Unmöglichkeit spricht, zu ihnen zu kommen, um ihnen ihre königlichen Füße und Hände zu küssen, überreichen. Dies Schreiben soll erwähnen, daß man Indien zu Grunde richte und daß es an tausend Orten in Flammen stehe; daß ich von dort nichts erhalten habe und mir von den Einkünften, die ich dort besitze, nichts zugeht; daß es niemand wagt hier zu Lande für mich das Wort zu nehmen und daß ich auf Borg lebe. Das wenige Geld, welches ich hier vorfand, verwendete ich zur Unterstützung der Leute, die mit mir hierher gekommen sind, denn es war eine Gewissenssache, diese Leute ohne Hülfe zu lassen.

Du wirst den Herrn Bischof von Palencia von allem diesen unterrichten und ihm sagen, welches große Vertrauen ich in seine Güte setze und dasselbe Benehmen gegen den Herrn Kämmerer beobachten. Ich hätte geglaubt, Carvajal und Geronimo wären schon am Hofe.

Unser Herr ist der, welcher er immer war, er wird alles so machen, wie er weiß, daß es uns gut ist.

Ich betreibe es sehr, daß Dein Bruder und Dein Oheim die Hände Ihrer Hoheiten küssen und ihnen Bericht von der Reise abstatten sollen, wenn meine Briefe nicht ausreichen.

Auf Deinen Bruder kannst Du mit Zuverlässigkeit rechnen (de tu hermano haz mucha cuenta); er hat ein gutes Naturel und besitzt schon die Eigenschaften eines gereiften Mannes. Zehn Brüder würden für Dich nicht zu viel sein; im Glück, wie im Unglück habe ich nie bessere Freunde gefunden, als meine Brüder.

Man muß sich bemühen die Statthalterschaft Indiens zu erhalten und dann auch die Verabfolgung der Einkünfte. Ich lasse Dir eine Schrift zurück, aus welcher Du ersehen wirst, was von jenen Einkünften mir gehört. Das, was man Carvajal gab, war nichts und ist auch nichts geworden. Ein jeder führt nach Belieben Waaren aus und die Folge davon ist, daß die Erhebung des achten Theiles nichts einbringt, was ich schon längst gesagt hatte. Der achte Theil und das Uebrige gehören mir nach der von den Hoheiten mir gemachten Begnadigung, wie dies in meinen Privilegien deutlich zu lesen ist, eben so wie ein Drittel und der Zehnte, welcher Zehnte mir nur von dem gegeben wird, was Ihre Hoheiten erhalten, während er mir von allem Golde und allen anderen Gegenständen, welche innerhalb der Grenzen meiner Admiralität gewonnen werden, so wie von allen Gütern, welche dort ein- oder ausgeführt werden, nach Abzug der Kosten, gehört.

Ich habe schon erwähnt, daß in meinen Privilegien

alles klar und bestimmt steht, so wie man auch darin die Gewähr für alles dasjenige findet, was ich über die Errichtung eines Tribunals für die indischen Angelegenheiten in Sevilla gesagt habe.

Man muß suchen von Ihren Hoheiten eine Antwort auf mein Schreiben und eine Anweisung zur Bezahlung jener Leute zu erhalten. Vor vier Tagen habe ich ihnen aufs Neue mit Martin de Gamboa geschrieben; Du wirst den Brief an Juan Lopez mit dem Deinigen vergleichen.

Hier sagt man, daß drei oder vier Bischöfe ernannt und nach Indien geschickt werden sollen und daß man diese Arbeit dem Bischof von Palencia übertragen habe. Empfiehl mich seinem Wohlwollen und sag' ihm, daß ich es dem Dienste Ihrer Hoheiten für zuträglich erachte, mit ihm hierüber zuvor noch Rücksprache zu nehmen.

Diego Mendez laß ich bestens grüßen; laß ihn gegenwärtigen Brief lesen. Mein Uebel verstattet mir nur des Nachts zu schreiben, da ich am Tage in den Händen keine Kraft habe.

Diesen Brief wirst Du, wie ich glaube, durch einen Sohn Francisco Pinelo's erhalten, nimm ihn sehr gut auf, denn er hat für mich alles, was in seinen Kräften stand, gern und eifrig gethan und zeigt für mich lebhafte Anhänglichkeit und den besten Willen.

Heut ist Montag. Ich lasse es mir sehr angelegen sein, daß Dein Bruder und Dein Oheim morgen abreisen können. Vergiß nicht mir oft zu schreiben und sage Diego

Mendez, daß er recht in das Einzelne gehen solle. Täglich kommen hier Boten vom Hofe an. Der Herr nehme Dich in seinen heiligen Schutz.

Sevilla, d. 1. December 1504.

Dein Vater u. s. w.

4.

Mein geliebtester Sohn,

Gestern schrieb ich Dir weitläufig mit Francisco Pinelo, und ich füge diesem Briefe eine ausführliche Denkschrift bei. Ich bin sehr erstaunt, weder von Dir, noch von jemand anderem Antwort zu erhalten. Alle meine Bekannten theilen mein Erstaunen; alle Welt hier erhält Briefe, nur ich nicht, dem sie am nöthigsten sind; dies beunruhigt mich sehr.

Die beigefügte Denkschrift spricht über alles ausführlich, weshalb ich mich hier kurz fasse. Dein Bruder, dein Oheim und Carvajal kommen nun; von ihnen wirst Du erfahren, was in diesem Briefe vergessen sein sollte.

Sevilla, d. 3. Dec. 1504.

Dein Vater ꝛc.

Denkschrift für Dich, mein geliebtester Sohn D. Diego, über dasjenige, was mir gegenwärtig als nothwendig erscheint. *)

Das Erste ist: die Seele der Königin unserer Herrin auf das allerinnigste und mit vieler Devotion Gott zu

*) Die Königin Isabella, die Beschützerin Columbus', war d. 26. Nov. 1504 gestorben.

empfehlen. Ihr Leben war immer katholisch und heilig, immer geneigt für alles, was seinen heiligen Dienst betraf und deshalb dürfen wir glauben, daß sie sich in der ewigen Herrlichkeit befindet, ohne Bedauern über diese rauhe und mühselige Welt. Sodann ist nöthig, sich den Dienst des Königs unsers Herrn angelegen sein zu lassen und ihm seinen Kummer vergessen zu machen. Seine Hoheit ist das Haupt der Christenheit; Du kennst aber das Sprichwort: „wenn das Haupt leidet, leiden alle Glieder." Deshalb müssen alle gute Christen für seine Gesundheit beten und daß er lange leben möge; wir aber, die wir ihm mehr als die Andern verpflichtet sind zu dienen, wir müssen es uns mit dem größten Eifer angelegen sein lassen.

Dies hat mich, trotz meines schmerzhaften Leidens, veranlaßt, Dir diese Denkschrift mitzutheilen, damit Seine Hoheit thun möge, wie Sie es für Ihren Dienst am zuträglichsten findet. Und damit dies Alles besser gefördert werde, schicke ich Dir Deinen Bruder, welcher, obgleich noch jung an Jahren, dennoch alt ist an Fähigkeit und Verstand. Auch schicke ich Dir Deinen Oheim und Carvajal, damit, wenn das, was ich Dir schreibe, nicht ausreicht, Ihr vereinigt das Fehlende ergänzen mögt, und Seine Hoheit genau unterrichtet werde.

Meiner Meinung nach ist nichts dringlicher, als Maßregeln wegen Indien zu treffen und den dort eingeschlichenen Mißbräuchen entgegen zu arbeiten. Seine Hoheit muß dort gegenwärtig vierzig bis funfzigtausend Pesos Gold

haben; nur weiß ich, daß, als ich dort war, der Governador keine große Lust hatte, sie hierher zu senden. Man vermuthet, daß außerdem noch einhundertfunfzigtausend Pesos sich in anderen Händen befinden und die Minen im vollen Betriebe sind. Die dabei Beschäftigten sind großentheils Leute von geringem Verstande, denen Gewinn und Verlust gleichgültig sind.

Der Governador wird von allen gehaßt, es ist zu fürchten, daß es gegen ihn zum Aufruhr kommt, was Gott verhüten möge.

(Hier folgt nun die, schon oben erwähnte Stelle, daß das Gold schlecht aufbewahrt werde und noch zwei Festungen gebaut werden müßten.) „Ein Sprichwort sagt: des Herren Auge macht das Roß fett.*) Hier und wo es immer verlangt würde, werde ich Seiner Hoheit, bis der letzte Hauch meiner Seele den Körper verläßt, mit Vergnügen dienen.

Ich habe schon gesagt, daß der König das Haupt der Christenheit ist, daher es nothwendig ist, daß er sich der Erhaltung derselben und ihrer Länder annehme. In dieser Beziehung sagen die Leute, daß auf solche Weise Indien nicht mit einer guten Verwaltung versehen sei, das Land zu Grunde gerichtet und nicht die Einkünfte bringen werde, welche man mit Recht erwarten dürfte.

Meiner Ansicht nach würde es dem Dienste Seiner

*) al caballo la vista de su dueño le engorda.

Hoheit zuträglich sein, wenn Sie sich hierbei mehr auf einen verließen, dem die dortige schlechte Verwaltung zu Herzen geht.

Ich schrieb gleich nach meiner Rückkehr an Seine Hoheit einen langen Brief, in welchem ich die Uebelstände, welche schnelle Abhülfe durch einen tüchtigen Arm erforderten, auseinander setzte; allein ich habe hierauf niemals eine Antwort oder Instruction erhalten.

Das Wetter hält einige Schiffe noch in S. Lucar zurück. Ich habe den Herren des indischen Amtes gesagt, sie möchten sie nicht eher abgehn lassen, als bis der König unser Herr die nöthigen Maßregeln anbefohlen haben würde. Es ist dies unerläßlich, ich weiß, was ich sage: es ist erforderlich in allen Häfen Befehl zu ertheilen, daß niemand ohne Erlaubniß nach Indien gehe. (Es wird hier Besorgniß erhoben wegen des, in Strohhütten aufgehäuften, Goldes, unter einer mißvergnügten Bevölkerung.) Will seine Hoheit einige Maßregeln ergreifen, so muß dies sogleich geschehen, damit diese Schiffe nicht Schaden leiden. Ich habe gehört, daß man damit umgehe drei Bischöfe nach Española zu senden. Gefiel' es Seiner Hoheit mich hierüber zu hören, bevor darin etwas beschlossen wird, so würde ich angeben, auf welche Weise Seine Hoheit und Gott gut bedient und zufrieden gestellt werden könnten.

Ich habe mich hier nur darauf beschränkt, Vorschläge in Betreff Española's zu machen.

5.

Mein lieber Sohn,

Heut sind es acht Tage, daß Dein Oheim, Dein Bruder und Carvajal zusammen von hier abgereist sind, um Sr. Hoheit die Hände zu küssen, Bericht über die Reise abzustatten und zugleich Dich bei Deinen nothwendigen Unterhandlungen zu unterstützen.

Don Fernando hat von hier einhundert funfzig Dukaten mitgenommen, die ich zu seiner Verfügung gestellt habe; er wird einen Theil davon verausgaben und das Uebrige Dir zustellen. Er nimmt auch einen Creditbrief an einige Kaufleute mit sich. Bedenke, daß es nothwendig ist, sparsam damit umzugehn, denn ich habe mit dem Governador viel Verdruß. Alle Welt sagte mir, daß ich elf bis zwölf tausend Castellanos erhalten müßte, statt dessen erhielt ich nicht mehr als viertausend. Er verlangte von mir Rechenschaft über Dinge, die mich nichts angehen. Im Vertrauen auf die Zusicherung Seiner Hoheit, daß mir Alles ersetzt werden sollte, ließ ich jene Abrechnungen bei Seite liegen, und hoffe, sie ihm von hier aus zufertigen lassen zu können. Obschon der Governador Geld dort hat, welches mir gehört, wagt dennoch niemand wegen seines Hochmuthes es von ihm zu verlangen. Ich weiß sehr wohl, daß er seit meiner Abreise mehr als fünftausend Castellanos eingenommen hat.

Es ist nothwendig, von dem Könige womöglich zu er-

langen, daß er ihm einen Brief mit starker Tinte (de buena tinta) schreibe, mit dem Befehl, daß er auf der Stelle und ohne Verzug durch eine von mir bevollmächtigte Person das Geld, welches mir gehört und den Rechnungsabschluß hierher schicke, denn sonst wird er nicht zahlen, weder an Miguel Diaz, noch an Velasquez, die nicht einmal wagen mit ihm darüber zu sprechen.

Carvajal wird sehr wohl wissen, wie dies zu machen sei; zeige ihm diesen Brief. Die einhundert funfzig Dukaten, welche Luis de Soria Dir nach meiner Ankunft schickte, sind ihm nach Wunsche wiederbezahlt worden.

Ich schrieb Dir ausführlich mit D. Fernando und schickte Dir eine Denkschrift; heut, wo ich mir es noch besser überlegt habe, glaube ich, daß, da Ihre Hoheiten bei meiner Abreise mir schriftlich und mündlich die Versicherung gaben, mir Alles zu gewähren, was mir nach meinen Privilegien zustehe, man von der Denkschrift, in welcher entweder ein Drittel, oder ein Achttheil, oder der Zehnte verlangt wird, keinen Gebrauch machen, sondern sich darauf beschränken muß, den Theil des königlichen Briefes vorzulegen, in welchem Ihre Hoheiten jene Zusicherung ertheilen und alles in Anspruch nehmen, was mir gehört, wie Du es schriftlich in dem Privilegium hast, wo sich ganz deutlich der Grund angegeben befindet, weshalb mir ein Drittel, ein Achttheil und der Zehnte zukommt; hernach ist es immer noch Zeit, sich mit Wenigerem zu begnügen, da Ihre Hoheiten in ihrem

Briefe sagen, daß Sie mir alles zu geben geneigt seien, was mir gebührt.*)

Carvajal wird mich sehr wohl verstehn, wenn er diesen Brief liest, und wer ihn sieht, wird ihn eben so verstehen, denn er ist sehr deutlich. Ich schreibe auch an Seine Hoheit den König und rathe ihn, sich unverzüglich mit den, in Beziehung auf Indien zu ergreifenden, Maßregeln zu beschäftigen, damit jene Leute nicht widerspenstig werden. Zugleich rufe ich ihm das Versprechen, welches vorher erwähnt wurde, ins Gedächtniß; Du sollst den Brief lesen.

Beigeschlossen schicke ich Dir einen zweiten Creditbrief auf die nämlichen Kaufleute lautend. Ich habe Dir schon die Gründe angeführt, weshalb Du Deine Ausgaben einschränken mußt. Habe vor Deinem Oheim die Achtung, die Du ihm schuldig bist und benimm Dich gegen Deinen Bruder so, wie ein älterer Bruder sich gegen den jüngeren benehmen muß; Du hast nur diesen Einen und dieser ist, Gott sei Dank! so, wie Du es nur wünschen kannst. Er

*) In jenem, von uns bereits mitgetheilten, Briefe der Herrscher an Columbus vom 14. März 1502 heißt es: „Die Euch von Uns zugestandenen Gnaden sollen Euch nach Form und Inhalt der Euch von Uns gegebenen Privilegien vollständig gehalten werden, ohne daß man das Geringste daran ändere, und Ihr und Eure Söhne sollen dessen genießen, wie es sich gebührt. Sollte es nothwendig sein, sie von Neuem zu bestätigen, so bestätigen Wir sie hiermit nnd setzen Euern Sohn in den Besitz alles dessen, was Euch zugestanden worden ist, und Unser lebhaftester Wunsch und Wille ist, Euch noch mehr zu ehren und Euch neue Belohnungen zuzugestehn."

hat von Natur gute Anlagen und bildet sie sehr glücklich aus. Erweise Carvajal, Geronimo und Diego Mendez alle Ehre, grüße sie Alle von mir. Ich schreibe ihnen nicht, weil ich ihnen nichts Besonderes mitzutheilen habe und der Bote eilig ist.

Man spricht hier viel davon, die Königin habe auf ihrem Sterbebette den Wunsch geäußert, daß man mir den Besitz von Indien wieder geben möge. Sobald der Schiffs-Notar angekommen sein wird, werde ich Dir die Untersuchungs-Acten und Porras' Papiere im Original zuschicken.

Von Deinem Oheim und Deinem Bruder hab' ich seit ihrer Abreise keine Nachricht. Das Wasser ist hier so gestiegen, daß der Fluß in der Stadt ausgetreten ist. Wenn Agostino Italian und Francisco de Grimaldo Dir das Geld, dessen Du bedarfst, nicht geben wollen, so suche Dir andere, die es Dir geben. Sobald ich nur hier Deine Unterschrift sehe, werde ich auf der Stelle alles, was Du erhalten hast, bezahlen, weil es gegenwärtig hier niemand giebt, durch den ich Dir baares Geld schicken könnte.

Sevilla, d. 13. Dec. 1504.

Dein Vater u. s. w.

6.

Mein geliebter Sohn,

Der Señor Adelantado, Dein Bruder und Carvajal sind nun bereits vor sechzehn Tagen abgereist, ohne daß sie mir seitdem geschrieben haben. Don Fernando bringt einhundert und funfzig Dukaten mit, um die nöthigen Aus-

gaben zu bestreiten; auch hat er einen Creditbrief an Kaufleute bei sich, welche Dir Geld auszahlen sollen. Seitdem habe ich Dir einen zweiten, von Francisco de Ribarol gezeichneten, mit dem Courier Zamora geschickt und Dir geschrieben, daß wenn man Dir das nöthige Geld ausgezahlt hätte, möchtest Du von dem Briefe an Ribarol keinen Gebrauch machen. Heut schreib' ich Dir wegen eines anderen Creditbriefes an Francisco Doria, welchen ich Dir aus Vorsicht schicke, damit Du nicht ohne Geld bist.

Ich habe Dir schon gesagt, wie nothwendig es ist das Geld zu Rathe zu halten, bis Ihre Hoheiten uns Gerechtigkeit widerfahren lassen und uns in unser Besitzthum wieder herstellen.

Auch habe ich Dir gesagt, daß ich, um jene Leute nach Spanien zurückzuführen, eintausend zweihundert Castellanos verausgabt habe, davon mir der König den größten Theil zu bezahlen hat, weshalb ich ihm geschrieben habe, er möge die Gnade haben und die Rechnung von mir abfordern lassen.

Wenn es möglich wäre, möchte ich jeden Tag Briefe erhalten. Ich beklage mich über Diego Mendez, wenn er nicht schreibt, über Geronimo und alle, die an den Hof gehen. Man muß sich bemühen zu erfahren, ob die Königin, welche bei Gott ist, in ihrem Testamente meiner nicht gedacht hat, auch muß man in den Bischof von Palencia dringen, der die Veranlassung gab, daß Ihre Hoheiten In=

dien erhielten und ich damals in Spanien blieb, welches ich auf dem Wege war zu verlassen.

Käme zufällig die Rede auf die Einkünfte, so muß man an dasjenige erinnern, was in meinen Privilegien steht, wo ausdrücklich gesagt wird, daß mir ein Drittel, ein Achtel und der Zehnte zukommt.

Ich habe an den heil. Vater über meine Reise geschrieben, weil er sich darüber beklagt hat, daß ich ihm nicht schriebe. Ich schicke Dir eine Abschrift meines Briefes. Ich wünsche, daß der König und der Bischof von Palencia ihn lesen möchten bevor er abgeht, um falschen Gerüchten darüber vorzubeugen.

Gonzalo Camacho, Escudero auf dem Schiffe Gallego, welches Pedro de Torreras befehligte, hat mich tausendfach verleumdet; ich hätte ihn gern festsetzen lassen. Er hat sich in die Kirche geflüchtet und sagt: er werde nach dem Feste nach Hofe gehen, wenn es ihm möglich sei. Bin ich ihm etwas schuldig, so mag er sagen wofür? Ich aber schwöre, daß ich es nicht weiß und daß es nicht wahr ist. Sollte ich, ohne zudringlich zu werden, die Erlaubniß erhalten können, mich eines Maulthieres bedienen zu dürfen, würde ich nach Januar an meine Reise denken und werde es auch ohnedem thun. Unterdessen darf nichts versäumt werden, damit Indien nicht dem Verderben preisgegeben werde, wie es jetzt geschieht. Unser Herr nehme Dich in seinen Schutz!

Sevilla, d. 21. Dec. 1504.

Dein Vater u. s. w.

7.

Mein lieber Sohn,

Der Zehnte, den man mir giebt, ist nicht der, welcher mir versprochen worden ist; die Privilegien sprechen darüber. Man ist mir schuldig, den Zehnten von allen Waaren und von allem anderen zu geben, ohne daß ich etwas erhalten habe. Carvajal versteht mich sehr wohl. Er möge nicht vergessen, daß er einen Brief von Seiner Hoheit hat, welcher dem Governador befiehlt, auf der Stelle seine Rechnungen und das Geld, welches ich dort habe, zu schicken, und zwar ohne Verzug. Es würde gut sein, wenn ein Silberhüter des Königs (un repostero) dahin geschickt würde, denn es muß dort eine schöne Summe für mich liegen. Ich werde die Herren von dem indischen Amte zu bewegen suchen, daß sie dem Governador sagen lassen, er möge mit dem Golde für den König auch das Meinige schicken. Man gestatte ihm hierbei keine Ausflüchte. Nach meiner Rechnung betragen die nach meiner Abreise eingegangenen Summen sieben bis achttausend Pesos ohne die anderen Gelder, die man mir vorenthält.

8.

Mein lieber Sohn,

Ich habe Dir ausführlich mit D. Fernando geschrieben, der zu Euch, es sind heut drei und zwanzig Tage, mit dem Señor Adelantado und Carvajal hinüber reiste, und ich habe seitdem nichts von ihnen gehört. Heut sind es nun auch

sechzehn Tage, daß ich an Dich mit dem Courier Zamora schrieb und Dir einen, von Francisco de Ribarol ausgestellten, Creditbrief an gewisse Kaufleute schickte, damit sie Dir das Geld, welches Du von ihnen verlangen würdest, geben sollten. Hierauf schickte ich Dir mit einem andern Courier, welcher vor acht Tagen abging, einen zweiten Creditbrief von Francisco Doria ausgestellt. Sie lauten auf Pantaleon und Agostin Italian, welche die Zahlung leisten sollten.

Zugleich schickte ich Dir die Abschrift eines Briefes, den ich über die indischen Angelegenheiten an den heil. Vater geschrieben habe, damit er sich nicht mehr über mich beklagen möge.

Die Bezahlung der Leute, die mit mir waren, verzögert sich noch immer; ich habe ihnen gegeben, was ich vermochte. Sie sind arm und müssen für ihren Lebensunterhalt sorgen, weshalb sie entschlossen sind an den Hof zu gehn. Man hat ihnen hier gesagt, daß man ihnen dort alle Gunst erweisen werde und dies ist ganz recht, obschon einige darunter sind, welche eher Strafe als Lohn verdienten; ich meine die Meuterer. Ich habe ihnen einen Brief für den Herrn Bischof von Palencia gegeben; lies ihn; Dein Oheim und Carvajal mögen ihn auch lesen, damit sie, wenn es nöthig wäre, daß diese Leute dem Könige eine Bittschrift überreichten, ihnen dieselbe aufsetzen könnten. Hilf ihnen, wo Du nur kannst, es ist dies ein Werk des Mitleidens, denn niemals hat irgend jemand für seinen

Lohn sich solchen Gefahren ausgesetzt und so große Dienste geleistet, wie sie. Camacho und Maestro Bernal, zwei Creaturen, für die unser Herrgott keine Wunder thut, haben ebenfalls vor, an den Hof zu gehen; führen sie es aus, so geschieht es auch mehr in böser als in guter Absicht. Sie vermögen wenig, denn immer siegt die Wahrheit, wie es auch auf Española geschah, wo freilich die Rebellen durch falsches Zeugniß bisher verhindert haben, daß die Einkünfte den Erwartungen entsprächen. Man sagt, daß dieser Meister Bernal der Urheber des Verrathes gewesen sei, er wurde wegen vieler Verbrechen festgenommen und angeklagt, und hätte für jedes einzelne davon verdient geviertheilt zu werden. Auf Bitten Deines Oheims und Anderer habe ich ihm verziehen, unter der Bedingung, daß er nicht das geringste Wort mehr gegen mich und meine Verwaltung spräche. Er hat den Pardon verwirkt und kann als ein Verurtheilter betrachtet werde; ich schicke Dir eine Abschrift davon.

Zugleich schicke ich Dir den Spruch des Gerichtes gegen Camacho; seit acht Tagen verläßt er die Kirche nicht wegen seiner Betrügereien und falschen Zeugnisse. Ich werde einen Verhaftsbefehl gegen diesen Menschen ausfertigen lassen und ihn Dir schicken, weil ich glaube, es ist ein Werk der Barmherzigkeit ihn zu bestrafen, denn er hat eine so zügellose Zunge (es tan dissoluto de su lengua), daß er leicht einen finden könnte, der ihn ohne Hülfe der Gerechtigkeit, aber nicht ohne Gefahr für seine Person,

abstrafen dürfte. Diego Mendez kennt den Meister Bernal und sein Treiben sehr gut; der Governador wollte ihn auf der Insel Española festnehmen lassen, er ließ ihn jedoch auf mein Verwenden frei. Man sagt, daß er, um sich wegen einer Kleinigkeit, die nicht der Rede werth war, zu rächen, zwei Menschen vergiftet hat.

Wenn man mir ohne große Bemühung die Erlaubniß auf dem Maulthier zu reisen verschaffen könnte, würde ich mich sehr darüber freuen, so wie auch, wenn man mir einen guten Maulesel verschaffte.*)

Besprich Dich mit allen über Deine Angelegenheiten und sag' ihnen, daß ich ihnen nicht einzeln schreibe, wegen der Schmerzen, die es mir macht die Feder zu führen. Ich sage nicht, daß sie dasselbe thun sollen, im Gegentheil, sie

*) Diese Erlaubniß wurde dem Admiral gewährt. Das königliche Privilegium ist vom 23. Febr. 1505: „Der König: Da Ich Kenntniß davon erhalten habe, daß Ihr, der Admiral D. Cristobal Colon, wegen gewisser Krankheiten, die Ihr hattet und noch habt, Euch leidend befindet, so daß Ihr ohne großen Nachtheil für Eure Gesundheit nicht zu Pferde reisen könnt, ertheile Ich Euch, in Berücksichtigung Eures Körperzustandes und Eures Alters, durch Gegenwärtiges die Erlaubniß, auf gesatteltem und gezäumtem Maulthier in allen diesen Königreichen und Herrschaften nach Euerm Gefallen reisen zu können, ohne durch die Verordnung, welche dies verbietet, daran behindert zu werden. Den Gerichtshöfen in allen Theilen des Königreiches befehle Ich an, Euch keine Schwierigkeit deshalb zu machen, oder machen zu lassen, bei einer Strafe von 10,000 Maravedis. Gegeben in Unserer Stadt Toro d. 23. Febr. 1505.

sollen mir alle recht fleißig schreiben, denn mir thut es sehr leid, daß alle Welt hier Briefe von Euch erhält, während ich von so vielen Bekannten, die ich dort habe, nicht einen einzigen erhalte. Dem Señor Adelantado empfehle mich zu Gnaden, meine Empfehlungen an Deinen Bruder und an die Anderen. Sevilla, den 29. Dec. 1504.

Dein Vater ꝛc.

N. S.

Ich wiederhole, daß wenn man unsere Angelegenheiten gewissenhaft betreiben will, muß man das Capitel des Briefes, welchen Ihre Hoheiten mir vor der Abreise schrieben, vorzeigen, worin sie sagen, daß sie Dich in den Besitz setzen wollen. Man muß ferner ihnen zeigen, was in meinen Privilegien steht, woraus deutlich hervorgeht, daß mir nach Vernunft und Recht der dritte, achte und zehnte Theil gehören. Es ist später immer noch Zeit etwas nachzulassen.

9.

Mein lieber Sohn,

Ich habe Dir ausführlich mit einem Courier geschrieben, welcher heut am Hofe ankommen muß, und Dir einen Brief für den Herrn Kämmerer mitgeschickt. Mit jenem Briefe wollte ich eine Abschrift des Capitels aus dem Briefe Ihrer Hoheiten mitschicken, in welchem sie sagen, daß sie Befehl geben würden, Dich in den Besitz zu setzen und ich habe es vergessen. Der Courier Zamora ist angekommen und ich habe mit großem Vergnügen die Briefe

von Dir, Deinem Oheim, Deinem Bruder und Carvajal erhalten, die mich um so mehr erfreuen, als ich daraus erfahren habe, daß sie in bestem Wohlsein angekommen sind, worüber ich in großen Sorgen war.

Diego Mendez wird von hier in drei oder vier Tagen mit der ausgefertigten Zahlungs-Anweisung (con la libranza despachada) abreisen; er wird ausführlichen Bericht über alles erstatten und ich werde an Juan Velasquez schreiben; ich bitte um seine guten Dienste und seine Freundschaft, denn ich halte ihn für einen Edelmann von viel Ehre.

Sollte der Herr Bischof von Palencia angekommen sein, so sage ihm, wie sehr mich sein Glück erfreut und daß ich, wenn ich an den Hof gehe, bei Seiner Gnaden wohnen würde, auch wenn er es nicht haben wollte. Sag' ihm, daß wir unsere frühere brüderliche Liebe erneuen wollten, und daß er mir es nicht abschlagen könnte, da es meine Dienste so mit sich brächten.

Ich schrieb Dir, daß ich Dir den Brief an den heil. Vater mitgeschickt hätte, damit Se. Gnaden, so wie auch der Erzbischof von Sevilla ihn lesen möchten, denn der König wird schwerlich Zeit dazu haben. Ich habe Dir schon gesagt, daß man von Seiner Hoheit dem Könige erbitten muß: er möge erfüllen, was er mir über mein Besitzthum und über die sonstigen Versprechungen schriftlich ertheilt hat; ich erinnerte daran, ihm das Capitel jener Verschreibung vorzulegen und dies ohne Verzug. Möge

der König sich versichert halten, daß, so viel er mir auch giebt, er an Vergrößerung seiner Herrschaft und seiner Einkünfte Hundert für Eins gewinnt und daß das, was bereits gethan ist, gar nicht zu vergleichen ist mit dem, was noch gethan werden muß.

Die Absendung der Bischöfe nach Española muß man verschieben, bis ich Se. Hoheit gesprochen habe, damit es nicht wie mit den anderen Angelegenheiten gehe, die man geglaubt hat abmachen zu können und die man nur verwirrt hat.

Hier haben wir eine Kälte gehabt und haben sie noch, die mich sehr angegriffen hat und noch angreift.

Den Señor Adelantado bitte mich zu Gnaden zu empfehlen; möge der Herr Dich und Deinen Bruder schützen und segnen.*) An Carvajal und Geronimo meine Empfehlungen. Diego Mendez wird bei Euch mit gefülltem Sacke ankommen.

Das Geschäft, von dem Du mir schreibst, scheint mir sehr annehmlich.

Die Schiffe aus Indien sind noch immer nicht von Lissabon angekommen; sie haben viel Gold mitgebracht, allein nicht für mich. Niemals hat man eine ähnliche Spitzbüberei erlebt, daß sechzigtausend Pesos, die mir gehörten, unterschlagen worden sind. Der König darf eine

*) Columbus beobachtet in diesen Briefen immer die vornehme spanische Höflichkeit in Beziehung zu seinem Bruder.

so wichtige Angelegenheit nicht so, wie es geschieht, zu Grunde gehen lassen. Er schickt heut neue Instructionen an den Governador, worüber? weiß ich nicht. Ich erwarte täglich Briefe. Sieh sehr auf die Ausgaben, denn es thut noth.

Sevilla, d. 18. Januar 1505.

Dein Vater 2c.

10.

Mein lieber Sohn,

Diego Mendez ist von hier Montag d. 3. d. M. abgereist; seitdem habe ich mit Amerigo Vespuchi, dem Ueberbringer dieses, der in Angelegenheiten der Schifffahrt an den Hof gerufen worden ist, gesprochen. Er hatte beständig den Wunsch mir gefällig zu sein; er ist ein sehr guter Mensch; das Glück war ihm immer ungünstig, wie vielen anderen; für seine Mühen hat er nicht den Lohn erhalten, den er erwartete. Er geht von hier mir geneigt und mit dem lebhaftesten Wunsche für mich etwas zu thun, was zu meinem Vortheil sein könnte, wenn es irgend in seinen Kräften steht. Ich weiß nicht, womit ich ihn hier beauftragen soll, da mir unbekannt ist, was man bei Hofe von ihm verlangt. Er ist entschlossen für mich alles zu thun, was er irgend vermag. Sieh zu, worin er mir nützlich sein könnte, bemühe Dich dafür, denn er wird alles thun, er wird sprechen und Alles in Bewegung setzen. Dies Alles muß insgeheim geschehen, damit man gegen ihn keinen Verdacht schöpfe. Ich habe ihm in Betreff meiner Angelegenheiten alles nur Mögliche gesagt und

ihn davon unterrichtet, wie ich bezahlt worden bin und was er zu hoffen hat.*)

Dieser Brief ist zugleich für den Señor Adelantado, damit er sehe, worin er (Vespuchi) von Nutzen sein kann und er ihm Anweisung ertheile.

Seine Hoheit der König kann versichert sein, daß seine Schiffe in dem schönsten und reichsten Theile Indiens waren. Sollte noch Einiges übrig sein, was ich noch nicht mitgetheilt habe, so wird dies mündlich geschehen, denn schriftlich ist es unmöglich.

Unser Herr nehme Dich in seinen heiligen Schutz.

Sevilla, d. 5. Februar 1505.

11.

Mein lieber Sohn,

Der Licenziat de Cea ist ein Mann, dem ich meine Hochachtung zu bezeigen wünsche. Er ist mit der Vertheidigung der beiden Menschen beauftragt, welche die Justiz verfolgt, wie aus der beigefügten Information zu ersehen ist. Trage Sorge dafür, daß Diego Mendez ihre Bittschrift in der heiligen Woche, während welcher Seine Hoheit Begnadigung ertheilt, übergiebt. Gelingt es, sie auf diesem Wege zu befördern, gut; wo nicht, so mache einen anderen ausfindig. Unser Herr nehme Dich in seinen heiligen Schutz!

Sevilla, d. 25. Febr. 1505.

*) Wir haben bereits Th. II. S 272 des Amerigo Vespucci Erwähnung gethan.

N. S.

Ich habe Dir durch Amerigo Vespuchi geschrieben. Laß Dir den Brief geben, wenn Du ihn nicht schon erhalten hast.

Hiermit Dein Vater XPO Ferens.*)

22.

Tod der Königin Isabella. — Columbus begiebt sich an den Hof nach Segovia.

Wie wir bereits aus den Briefen des Admirals an seinen Sohn wissen, war die Königin in Medina del Campo am 26. Nov. 1504 gestorben und Columbus verlor in ihr eine treue Beschützerin, welche selbst während seiner Abwesenheit sich seiner annahm.**) Sie starb im dreiundfunf-

*) Diesen Brief hat Columbus nur unterschrieben; Gichtschmerzen mögen ihn verhindert haben, ihn ganz eigenhändig zu schreiben.

**) Als sie erfuhr, daß Ovando dem, von Columbus auf Española zurückgelassenen Rentmeister keine Zahlung leisten wollte, erlies sie unter d. 27. Nov. 1503 folgendes Schreiben an ihn:

„D. Fr. de Ovando, Comendador mayor des Ordens von Alcantara und mein Gobernador der Inseln und des Festlandes des oceanischen Meeres, Ihr wißt, wie der König, mein Herr, und Ich über einige, den Admiral D. Cristobal Colon betreffende Sachen einen Brief und Declaration mit Unserer Namensunterschrift ertheilt haben. Nun wird mir gegenwärtig berichtet, daß einige, in jenem Briefe und der Declaration enthaltene Bestimmungen noch unerledigt geblieben sind. Ich beauftrage deshalb Euch, jenen Brief und Declaration einzusehen und letztere in allem und nach allem, was in derselben enthalten ist, zu beobachten und zu erfüllen, und befehle, die darin ertheilten Anordnungen weder selbst zu behindern, noch sie zu

zigsten Jahre ihres Alters, aus Betrübniß über den Verlust zweier von ihren erwachsenen Kindern, des Infanten Don Juan und der Infantin Donna Isabella. Als Veranlassung ihrer Krankheit wird auch erwähnt, daß sie sich den häuslichen Zwist zwischen ihrer Tochter, der geistesschwachen Infantin Donna Juana, und dem Erzherzoge Philipp sehr zu Herzen genommen habe. Wenn dann freilich hinzugefügt wird, daß sie an einem Geschwür, welches sie sich durch vieles Reiten zugezogen*), und zuletzt an der Wassersucht gelitten habe, so dürfen wir nicht viel nach anderen Ursachen ihres Todes umhersuchen.

„Die Bekümmerniß — sagt W. Irving — welche durch die Königshallen schleicht, verstattet dem vertraulichen Mitgefühl und süßem Troste, welche die Sorgen des gemeinen Lebens zu lindern pflegen, keinen Zutritt. Isabella trauerte mitten unter den Huldigungen eines Hofes, umgeben von den Trophäen einer glorreichen und glücklichen Regierung, auf den höchsten Gipfel irdischer Größe gestellt. Eine tiefe und unheilbare Schwermuth hatte sich ihrer bemächtigt, welche

behindern gestatten in irgend einer Weise. Gegeben in Segovia d. 27. Nov. 1503. Ich die Königin.“ Auf Befehl der Königin; — Gaspar de Gricio. — Daß eine so strenge Weisung an den Gobernador Ovando von der Königin allein unterzeichnet wurde, beweist, daß sie fortwährend gegen Columbus günstig gesinnt blieb, während der König sich schon längst zweideutig gegen ihn benahm.

*) An einem ulcus, quod ex assiduis equitationibus contraxisse ajunt. Clemencin, Memorias de la real Academia historica. T. VI. p. 573.

ihre Gesundheit untergrub und ihrem körperlichen Leiden einen so gefährlichen Charakter gab, daß sie nach viermonatlichem Krankenlager verschied. Lange bevor sich ihre Augen für immer schlossen, hatte ihr Herz von aller Pracht und Eitelkeit der Welt Abschied genommen. „Laßt meinen Leib", heißt es in ihrem letzten Willen, „in dem Kloster des heil. Franciscus in der Alhambra der Stadt Granada in ein niedres Grab legen, ohne ein Monument, nur mit einer Steinplatte bedeckt mit einfacher Inschrift. Jedoch wünsche und befehle ich, daß, wenn der König, mein Herr, sich ein Grab in einer anderen Kirche oder Kloster im Königreiche wählen sollte, mein Leichnam dahin gebracht und zur Seite Seiner Hoheit beigesetzt werde, so daß die Vereinigung, deren wir uns im Leben erfreuten, und welche, durch Gottes Gnade, wie wir hoffen, unsere Seelen im Himmel verbinden wird, hier auf Erden durch unsere Körper dargestellt werden möge."

Dies sind die eigenen Worte in dem letzten Willen dieser bewundernswürdigen Frau, in denen man die keusche Demuth ihres Herzens erkennt und worin, wie man richtig bemerkt hat, eheliche Liebe, Frömmigkeit und zarte Schwermuth verbunden erscheinen."*)

Der Winter ging vorüber, ohne daß Columbus seinen Entschluß, an den Hof zu reisen, wegen fortwährender Gichtschmerzen auszuführen im Stande war. Sein Bruder,

*) Elogio de la Reina Catolica por D. Diego Clemencin.

der Adelantado, seine Söhne Diego und Fernando und die ihm noch treu gebliebenen Freunde hatten sich vergebens bemüht, den König zu einer günstigen Erklärung für den Admiral, oder zur Abberufung Ovando's zu vermögen. Don Bartolomeo kehrte nach Sevilla zurück, um seinen Bruder genau von dem Stande seiner Angelegenheiten zu unterrichten, und Beide hielten es nun für das Räthlichste, daß der Admiral sich persönlich dem Könige vorstelle.

Der Hof hatte sich nach Segovia begeben, und dahin trat nun Columbus, von seinem Bruder begleitet, im Monat Mai die langverschobene Reise an. Seine Ankunft in Segovia war keine Wiederholung des Triumph-Einzuges, den er vor wenigen Jahren in Barcelona gehalten hatte, kein jubelndes Volk strömte ihm entgegen, keine Grandezza war bei Hofe zu seinem Empfange versammelt, er hatte kein glänzendes Gefolge von Edelleuten und Rittern, und keinen bunten Aufzug von kupferfarbenen Indianern mit Goldschmuck und Papageien bei sich. Unbemerkt ritt er in einen braunen Mantel gehüllt, von Alter, Kummer und Krankheit gebeugt, nur von seinem Bruder und einem einzigen Diener begleitet, in Segovia ein. Der König ließ ihn mehrere Tage warten, bevor er ihn empfing, und als er ihn endlich sah, hieß er ihn zwar mit zuvorkommender Freundlichkeit willkommen, aber doch nur, wie Irving sagt, „mit jenem kalten, unwirksamen Lächeln, welches, gleich dem Sonnenschein im Winter, über das Gesicht hinwegzieht, ohne das Herz zu erwärmen.“

Der Admiral hatte es als eine besondere Gunst anzusehen, auf ein anderes Mal wieder beschieden zu werden, um ausführlicher über seine letzte Reise zu berichten. Hätte die Königin noch gelebt, ihre weibliche Neugier und mehr noch ihre aufrichtige Theilnahme an den Schicksalen ihres Admirals und ihre Anerkennung seiner Verdienste würden ihn gegen so gleichgültigen Empfang geschützt haben.

Endlich wurde der Admiral zu dem Könige gerufen, um Bericht über die auf der letzten Reise gemachten Entdeckungen abzustatten. Da der König den Brief aus Jamaica vom 7. Juli 1503 entweder nicht kannte, oder den Inhalt desselben vielleicht schon längst wieder vergessen hatte, legte Columbus das darin Enthaltene bei seiner mündlichen Erzählung zu Grunde. In jenem Briefe, der unter der Benennung „lettera rarissima" bekannt ist, hatte er wiederholentlich die Ueberzeugung ausgesprochen, das Festland und die Inseln Asiens betreten und den Weg nach den reichen Ländern des Groß-Chans in Indien gefunden zu haben; bei dieser Meinung beharrte er auch jetzt noch.

„Mögen diejenigen," heißt es in jenem Berichte, „welche zu tadeln und zu verleumden pflegen, während sie sich in salvo befinden, mir entgegnen: warum habt ihr in diesem und jenem Falle nicht dies und das gethan? Ich wollte nur, sie wären auf jener Fahrt an einem solchen Tage bei

mir gewesen. Allein sie erwartet noch ein anderer Tag der Rechenschaft....*)

„Am 13. Mai kamen wir nach der Provinz Mago, welche an die von Catayo grenzt, und von hier schiffte ich mich nach Española ein..... Bei Española verwehrten mir Stürme den Weg zu nehmen, den ich zu nehmen wünschte, ich war gezwungen dahin zu gehn, wohin der Wind mich trieb. Damals wurde ich sehr krank, kein Mensch hat jene Meere befahren. Nach einigen Tagen beruhigten sich der Sturm und das Meer und auf Unwetter folgte Ruhe. Reißende Strömungen trieben mich nach der Insel, die wir „de las bocas“ nannten und von da an das Festland. Kein Mensch wäre im Stande, einen genauen und wahrhaften Bericht von diesem allen zu geben, weil ihm die nöthigen Angaben dazu fehlen, da ich durch die Strömungen fortgerissen wurde, ohne während einer langen Reihe von Tagen Land zu sehen.

Wir fuhren hernach an der Küste des Festlandes entlang und diese wurde mit dem Compaß und mit Hülfe anderer Kunst genauer bestimmt.**)

*) Eine fast gleichlautende Stelle findet sich in dem 64. Capitel der Reise Marco Polo's, woraus wir einen neuen Beweis schöpfen, daß Columbus dessen Werk genau kannte. Auch führt er unmittelbar darauf die Provinzen Mago und Catay, deren Beschreibung jener Reisende giebt, an.

**) „esta se asentó con compás y arte.“ Unter „Kunst“ ist hier wohl die Berechnung durch das Astrolabium gemeint.

„Kein Mensch außer mir kann sagen, in welcher Gegend der Erde wir uns (in Veragua) befanden, noch zu welcher Zeit ich jene Küste verließ, um nach Española zu segeln. Die Steuermänner glaubten, auf der Insel Sanct-Joan anzukommen und sie landeten an der Küste von Mango, vierhundert Seemeilen näher gegen Westen, als sie glaubten. Sie mögen die Lage von Veragua angeben, wenn sie sie wissen; ich behaupte, daß sie nichts weiter sagen können, als: wir waren in einem Lande, in welchem es sehr viel Gold giebt, und davon haben sie die Beweise in den Händen, allein sie wissen nicht den Weg dahin zurück zu finden; dazu würde nöthig sein das Land noch einmal zu entdecken. Es giebt eine Berechnung durch Astrologie, welche den, der sie kennt, befriedigt." Dies klingt wie eine prophetische Vision.

„Wenn die Schiffe, die nach Indien fahren, nicht anders als mit vollem Winde segeln, so geschieht dies nicht wegen ihrer schlechten Bauart, noch wegen ihrer Schwerfälligkeit; die starken Meerströmungen, vereinigt mit den Winden, die dort herrschen, machen es unmöglich bei dem Winde (con bolina d. h. mit Seitenwinde) zu fahren, denn man verliert an einem Tage, was man an sieben gewonnen hat.

„...Die Nation, von welcher der Papst Pius II. in seiner Cosmographia redet, ist nach allen Anzeichen und nach der Angabe des Ortes gefunden, allein die Pferde mit den Sätteln, Zaumzeug und Gebiß von Gold nicht, worüber man sich nicht verwundern darf, weil die Küsten-

strecke zunächst am Meere nur von Fischern bewohnt wird; auch hielt ich mich nirgend auf, da ich Eile hatte. Als ich Indien entdeckte, sagte ich, daß es das reichste Land der Welt sei. Ich sprach von Gold, Perlen, Spezereien, von ihrem Handel und ihren Messen, und weil dies nicht alles sogleich auf der Stelle da war, wurde ich verhöhnt (fui escandilizado). Dies hat mich veranlaßt, gegenwärtig nichts weiter zu sagen, als was ich von den Eingebornen des Landes gehört habe. Nur von einem wage ich zu sprechen, weil ich eine große Anzahl Personen zu Zeugen habe, davon nämlich, daß ich in Veragua in den ersten beiden Tagen mehr Spuren von Gold gesehen habe, als auf Española während vier Jahren, daß das Land nicht fruchtbarer und angebauter sein könnte, daß man nirgend furchtsamere Einwohner, einen besseren Hafen und einen zur Befestigung geeigneteren Fluß finden kann. Dies Alles wird dazu dienen, die Sicherheit der Christen und die Dauer ihrer Herrschaft zu befestigen, mit der Aussicht auf die Verherrlichung und Ausbreitung der christlichen Religion. Die Reise von Spanien dahin wird nicht länger sein, als die nach Española, weil man immer mit dem Winde segelt. Eure Hoheiten sind von diesem Lande eben so die Gebieter, wie von Xeres oder Toledo, und Ihre Schiffe fahren dahin, als ob sie bei sich zu Haus wären. Dort werden sie Gold holen; anderer Orten können sie nichts erhalten, was sie nicht mit Gewalt nehmen, oder sie müssen mit leeren Händen abziehen; hier haben sie weiter nichts zu thun, als ihre

Person einem Wilden anzuvertrauen (um Gold in Menge zu finden).

„Wenn ich nicht von anderen Dingen rede, so habe ich meinen Grund dazu; ich werde diesmal nicht den dritten Theil von dem sagen, was ich sonst sagte und schrieb, auch nicht daß ich an der Quelle war. Die Genueser, Venetianer und alle Nationen, welche Perlen, Edelsteine und andere kostbare Gegenstände haben, gehen damit an das äußerste Ende der Welt, um sie gegen Gold zu vertauschen. Gold ist das Allerköstlichste, mit Gold legt man Schätze an, und wer es besitzt, kann in dieser Welt haben, was er wünscht, und mit Gold kann man die Seelen in das Paradies befördern.*) Wie man mir sagt, wird, wenn die Herrscher in dem Lande Veragua sterben, alles Gold, was sie besitzen, mit ihnen beerdigt.

„Dem Könige Salomo wurden auf einem einzigen Wege 666 Centner Goldes gebracht, außer dem, welches die Kaufleute und Schiffer brachten und außer dem, welches er in Arabien kaufte. Man machte von diesem Golde zweihundert Lanzen und dreihundert Schilde. Auch die Decke (ob des Tempels, oder eines Zimmers? wird nicht gesagt) machte man von Gold mit Edelsteinen besetzt und viele andere Dinge, auch eine Menge großer Vasen mit Edelsteinen besetzt. Josephus spricht davon in seiner Chronik von den Alterthü-

*) Nach der Lehre der römisch-katholischen Kirche, nach welcher man Ablaß kauft und für Geld Messen für die Seelen im Fegefeuer lesen lassen kann.

mern; auch in den Paraleipomenen und in den Büchern der Könige ist davon die Rede.*)

„Josephus ist der Meinung, daß dies Gold aus der aurea chersonesus komme; wenn dem so ist, so behaupte ich, daß jene aurea ein und dasselbe Land mit Veragua ist. — Salomo mußte alles dieses: Gold, Silber, Edelsteine kaufen; hier braucht man, wenn man es haben will, es blos holen zu lassen. David vermachte in seinem Testamente dreitausend Centner indisches Gold an Salomo, um ihm beim Tempelbau zu unterstützen. Jerusalem und der Berg Sion müssen wieder aufgerichtet werden durch die Hand eines Christen, Gott hat dies in dem vierzehnten Psalm durch den Mund des Propheten verkündigt. Der Abt Joachim sagt: jener Christ werde aus Spanien kommen.

*) Diese letzteren scheinen die Hauptquelle für die Nachrichten, welche Columbus über Salomons Reichthum hatte, gewesen zu sein. 1. B. der Könige c. 10 V. 14. „Des Goldes aber, das Salomo in einem Jahre kam, war am Gewicht 666 Centner, (15) ohne was von Krämern, Kaufleuten und Apothekern und von allen Königen in Arabien und von den Gewaltigen der Länder kam. (16) Und König Salomo ließ machen zweihundert Schilde vom besten Golde; sechshundert Stück Goldes thät er zu einem Schilde. (17) Und dreihundert Tartschen vom besten Golde, je drei Pfund Goldes zu einer Tartschen. (21) Alle Trinkgefäße des Königs Salomo waren von Gold und alle Gefäße im Hause vom Walde Libanon waren auch lauter Gold, denn des Silbers achtete man zu Zeiten Salomo's nicht. 22) Denn das Meerschiff des Königs, das auf dem Meere mit dem Schiffe Hierams fuhr, kam in dreien Jahren einmal und brachte Gold, Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen.

Der heil. Hieronymus wird der heiligen Frau den Weg zeigen. Der Kaiser von Cathayo (Cathay nach Marco Polo) hat vor einiger Zeit Gelehrte verlangt, um ihn in dem christlichen Glauben zu unterrichten. Wer wird sich hierzu anbieten? Wenn unser Herr mich glücklich nach Spanien zurückführt, so mache ich mich verbindlich, jene Lehrer heil und gesund im Namen Gottes dorthin zu bringen....

„Obschon der Quibian von Veragua und die anderen Caziken der Nachbarschaft allen Anzeichen nach viel Gold besaßen, hielt ich es dennoch dem Dienste Eurer Hoheiten weder zuträglich noch angemessen, mich desselben durch Raub zu bemächtigen; durch gute Ordnung wird Skandal und schlechte Nachrede vermieden und dem Schatze wird alles zufließen, ohne daß auch nur ein Korn verloren geht.... Ich lege mehr Werth auf den Handel und die Minen in jenem Lande (Veragua), als auf alles, was wir in Indien entdeckt haben; allein man muß dies Kind nicht von einer Stiefmutter erziehen lassen.“ —

Nach der, bereits oben mitgetheilten Versicherung, daß er krank, hülflos und ausgeplündert zurückkehren werde, fügt er hinzu:

„Die Wiederherstellung meiner Ehre und meiner Verluste und die Bestrafung derjenigen, welche mir dies Unrecht angethan, werden die Gerechtigkeitsliebe Ew. Hoheiten erfahren. Dieselbe Bestrafung erwartet ohne Zweifel diejenigen, die mir meine Perlen gestohlen haben, und Ew. Hoheiten werden mich gegen jeden, wer es auch sei, der

Angriffe auf die Privilegien meiner Admiralschaft gemacht hat, schützen.

„Wenn Ew. Hoheiten also handeln, so werden sie hohe Tugend üben und Spanien ein großes Beispiel und ruhmvolles Gedächtniß als gerechte und dankbare Fürsten hinterlassen.

„Die guten Absichten, welche ich beständig für das Beste des Dienstes Eurer Hoheiten gehabt und die mir zugefügte Schmach haben meiner verwundeten Seele nicht gestattet still zu schweigen, wie ich es wollte; ich bitte Ew. Hoheiten mir dies zu verzeihen.

„Ich bin in der That so unglücklich, wie ich es sage; ich habe bisher über Andere geweint, möge der Himmel mir nun die Gnade gewähren, daß die Erde über mich weine. Irdischen Gutes besitze ich nicht einen Silberling (una blanca); mit dem geistlichen steht es so, wie ich gesagt habe. Einsam in meiner Noth, schwach, täglich den Tod erwartend, von einer Million blutdürstiger Wilden umringt, die unsere Feinde sind, bin ich von den heil. Sacramenten der Kirche so entfernt, daß meine Seele, wenn sie sich von dem Körper scheidet, jene entbehren wird. Möge ein Jeder, der Mitleiden hat und die Wahrheit und Gerechtigkeit liebt, mir eine Thräne weihen. Ich habe diese Reise nicht unternommen, um Schätze zu gewinnen, das ist gewiß, denn diese Hoffnung hatte ich schon bei meiner Abreise aufgegeben. Ich kam zu Euern Hoheiten in den besten Absichten, voll großem Eifer und ganz gewiß ohne betrügen zu wollen.

„Ich ersuche Ew. Hoheiten dringend, im Fall es Gott gelieben sollte, mich von hier zu erlösen, mir zu gestatten mich nach Rom zu begeben und andere Pilgerfahrten zu unternehmen.

„Möge die heil. Dreifaltigkeit Ew. Hoheiten langes Leben schenken und Dero Herrschaft mehren."

Nur den Nachrichten über das neuaufgefundene Goldland schenkte der König ein geneigtes Ohr; allein da Columbus ihm nicht erkleckliche Proben davon mitgebracht hatte, zog er die Nachrichten davon in Zweifel.

Nicht unerwähnt hatte Columbus das schändliche Benehmen der Brüder Porras gelassen und das Vertrauen zu der Gerechtigkeit des Königs ausgesprochen, daß dergleichen Verbrechen nicht unbestraft gelassen werden würden.

Der König behielt sich hierüber, wie über so manches andere, die Entscheidung vor. Es war ihm unbequem, daß Columbus ihn an die Rechte und Privilegien erinnerte, die er ihm als Vicekönige von Indien und Gobernador des von ihm entdeckten Festlandes und der Inseln des oceanischen Meeres ertheilt hatte. Außerdem mögen Verdächtigungen und falsche Anklagen mancherlei Art nicht ohne Einfluß auf den selbstsüchtigen und mißtrauischen Ferdinand geblieben sein. „Ich weiß nicht," sagt las Casas in seiner Geschichte Indiens, „was diese Ungunst und diesen Mangel fürstlicher Huld bei dem Könige gegen einen hervorrufen konnte, der ihm so ausgezeichnete Dienste erwiesen hatte. Ferdinand's Seele mochte wohl von den falschen Zeugnissen eingenommen

sein, welche gegen den Admiral vorgebracht worden waren; davon habe ich einiges von Personen, die bei den Hoheiten sehr in Gunst standen, zu erfahren Gelegenheit gehabt."

Nach Verlauf einiger Tage reichte Columbus ein Gesuch um eine förmliche Untersuchung seiner Angelegenheit ein, wobei er den König an alles, was er gethan und was ihm unter königlichem Wort und Siegel versprochen worden war, erinnerte. Er bat um Gewährung der, von ihm so oft in Anspruch genommenen, Wiedereinsetzung in seine Aemter und Würden und um die ihm zustehenden Entschädigungen, wogegen er sich erbot, Seiner Hoheit während der kurzen Zeit, die er noch zu leben habe, mit aller Hingebung zu dienen. Er fügte die Versicherung hinzu, daß er seiner innersten Ueberzeugung nach hoffen dürfe, dem Könige noch Dienste zu leisten, die alle vorhergehenden hundertfach übertreffen würden.

Der König ertheilte ihm den Bescheid, daß er die Größe seiner Verdienste vollkommen anerkenne und daß die fraglichen Gegenstände der Entscheidung einer gewissenhaften und befähigten Person übertragen werden sollten.

Der Admiral erklärte sich hiermit einverstanden und schlug als Schiedsrichter den Erzbischof von Sevilla, Don Diego de Deza vor, welcher immer großen Antheil an den Angelegenheiten der neuen Welt genommen hatte. Der König gab seine Zustimmung zu dieser schiedsrichterlichen Entscheidung; Columbus aber erklärte zum voraus, daß er nur die Frage wegen der Einkünfte und Renten der Entscheidung

gelehrter Männer zu überlassen geneigt sei, keineswegs aber die Frage wegen der Statthalterschaft in Indien, „was ich," fügt las Casas hinzu, „so verstehe, daß er es nicht für nöthig erachtete, den letzteren Punkt einer Entscheidung zu unterwerfen, da sein Recht darauf klar und deutlich war.

In der That war auch Columbus in Beziehung auf seine Würden besonders schwierig; alles Andere schien ihm von minderem Belang.

In einer nochmaligen Unterredung mit dem Könige sprach er den Wunsch aus, daß man ihn nicht in irgend einen Prozeß oder in Rechtshändel verwickeln möchte. Er erklärte sich bereit, alle seine Privilegien und Schriften in die Hände des Königs niederzulegen und von dem, was ihm gebühre, in Empfang zu nehmen, was Seiner Hoheit genehm sein würde; nur bat er um eine möglichst baldige Entscheidung, damit er sich in irgend einen stillen Winkel zurückziehen und die Ruhe finden könne, welche sein Alter und seine Krankheit ihm wünschenswerth machten.

Der König antwortete ihm hierauf nur mit leeren Artigkeiten und ausweichenden Versprechungen. „So lang sich irgend Gelegenheit fand," bemerkt las Casas, „bewies ihm der König nicht allein keine Huld, sondern im Gegentheil so viel Ungunst als nur immer möglich, wobei er es jedoch nie an schönen Redensarten fehlen ließ.

So wurde Columbus am Hofe so manchen Monat mit leeren Vertröstungen hingehalten. Fortwährend erhielt er von dem Könige äußerliche Achtungsbezeugungen, und

ihm wurde von dem Cardinal Ximenes, Erzbischof von Toledo und anderen Personen von Rang mit gebührender Achtung begegnet, allein er hatte bereits die nichtssagenden Höflichkeiten jenes Hofes kennen und nach ihrem Werthe schätzen gelernt. Seine Forderungen wurden einer Junta übergeben, welche den sonderbaren Namen führte: **Junta de descargos**, oder „Rath zur Entlastung des Gewissens der verstorbenen Königin und des Königs." Es war dies eine von dem Könige niedergesetzte Versammlung von Räthen, welche mit der Vollziehung des letzten Willens der Königin und Befriedigung der noch an sie gemachten rückständigen Forderungen beauftragt war.

Diese Junta hielt in Angelegenheiten des Admirals zwei Sitzungen, allein es kam zu keiner Entscheidung. Die Ansichten und Wünsche des Königs waren zu wohl bekannt, als daß seine Räthe sich nicht danach gerichtet hätten. Ferdinand hatte nämlich sich dahin geäußert, daß Columbus jene Vorrechte und Privilegien nicht sowohl von ihm, als vielmehr von der Königin erhalten habe, welche die Ehre, die eigentliche Unternehmerin jener indischen Entdeckungsreisen zu sein, immer für sich in Anspruch genommen. „Man glaubte allgemein," sagt las Casas, „daß, wenn es der König mit gutem Gewissen und ohne Beeinträchtigung seines Ruhmes hätte thun können, er keine, oder nur wenige der, dem Admiral von der Königin ertheilten, so wohl verdienten Privilegien zugestanden haben würde." Und doch hatte Ferdinand alle diese Privilegien und Briefe zu-

gleich mit der Königin unterzeichnet, oder doch zugegeben, daß sie in seinem Namen mit ausgefertigt wurden. Daß hierbei die Königin zuweilen eigenmächtig verfahren sein mag, worauf wir mehrmals die Leser aufmerksam gemacht haben, läßt sich nicht in Abrede stellen; auf den Charakter des Königs wirft es aber ein trauriges Licht, daß er sich nach dem Tode seiner Gemahlin weigerte, die Unterschrift von seiner eignen Hand anzuerkennen, die er, als sie lebte, nicht den Muth hatte zu verweigern.

Columbus schmeichelte sich längere Zeit, daß, da seine Beschwerden von so hoher Wichtigkeit seien und eine Frage der Kronrechte beträfen, die Erledigung derselben von dem Könige verschoben würde, bis er hierüber mit seiner Tochter Juana Rücksprache genommen, welche ihrer Mutter als Königin von Castilien gefolgt war und täglich mit ihrem Gemahl, dem Könige Philipp, aus Flandern erwartet wurde.

Er ergab sich darein, diesen Verzug in Geduld zu ertragen; allein es fehlten ihm die physischen Kräfte, um gegen solche Schwierigkeiten zu kämpfen, und die glorreichen Erwartungen hatte er aufgegeben, die ihn über jene vielfachen Kränkungen erhoben, welche er einst während seiner langen, vergeblichen Bewerbungen an diesem Hofe erfahren hatte. Erneute Gichtanfälle quälten ihn, Sorgen und Kränkungen nagten an seinem Herzen. Von diesem Schmerzenslager wendete er sich noch einmal an die Gerechtigkeit des Königs. Er bat jetzt nicht mehr für sich selbst, sondern für seinen Sohn Diego. Auch nahm er nicht die ihm zu=

stehenden Geldsummen in Anspruch, es waren die ehrenvollen Trophäen seiner Dienste, welche er seinem Hause erhalten und für die Zukunft sicher stellen wollte. Er bat dringend, daß seinem Sohne an seiner Stelle die, ihm auf so rücksichtslose Weise entrissene, Statthalterschaft Indiens übertragen werden möge. „Dieses — so schrieb er dem Könige — ist eine Angelegenheit, welche meine Ehre betrifft; in allem Uebrigen mögen Ihre Hoheit nach Ihrem Belieben verfahren. Geben Sie, oder verweigern Sie, wie es Ihrem Vortheile am gemäßesten Ihnen zu sein dünkt und ich werde zufrieden sein. Ich glaube, die Sorgen über den Aufschub dieser Angelegenheit ist die vornehmste Ursache meiner Krankheit."

Eine Bittschrift desselben Inhaltes wurde zu derselben Zeit von seinem Sohne Diego überreicht, worin er sich erbot, nur diejenigen Personen als Räthe mitzunehmen, welche der König ernennen werde und nur von ihren Rathschlägen sich leiten zu lassen. Ferdinand behandelte alle diese Bittschriften in seiner gewöhnlichen anerkennenden, aber dennoch ausweichenden Weise. „Je mehr Verwendungen und Anträge bei ihm eingingen," bemerkt las Casas, „desto freundlicher beantwortete er sie; allein immer verschob er die Entscheidung, in der Hoffnung, die Geduld der Bittsteller zu ermüden, sie dahin zu bringen, ihren Privilegien zu entsagen und dafür Titel und Güter in Castilien anzunehmen. Columbus verwarf alle Vorschläge dieser Art mit Entrüstung, da sie nur darauf berechnet waren, jene Titel

in Frage zu stellen, welche die Triumphe seiner Thaten waren. Nun sah er wohl, daß jede fernere Hoffnung auf einen günstigen Bescheid vom Könige vergeblich sei. Von dem Lager, an welches Krankheit ihn fesselte, schrieb er an seinen getreuen Freund Diego de Deza, Bischof von Palencia, einen Brief, worin er seine Verzweiflung ausdrückt. „Es scheint nicht — schreibt er — daß Seine Hoheit der König geneigt ist, dasjenige zu erfüllen, was er und die Königin, welche nun in die ewige Glorie aufgenommen wurde, mir mit Wort und Siegel versprochen haben. Wollte ich dagegen ankämpfen, so würde ich gegen den Wind fechten. Ich habe alles gethan, was ich thun konnte; das Uebrige stelle ich Gott anheim, welcher sich in meinen Nöthen mir immer hülfreich erwiesen hat.“

So gab es Columbus auf, von dem Könige Ferdinand eine Gunst zu erbitten, oder bei ihm irgend ein Recht in Anspruch zu nehmen. Mit neuer Hoffnung belebte ihn die Ankunft der Erbin des Thrones seiner Beschützerin in Castilien. Die Königin Juana, Tochter Isabella's, kehrte mit ihrem Gemahl, dem König-Erzherzoge (Rey archiduque) Philipp I., siebenzehn Monate nach dem Tode der Mutter, nach Spanien zurück und schiffte sich d. 26. April 1506 zu Coruña aus.

Der König Ferdinand hatte sich bald über den Verlust seiner Gemahlin getröstet und sich bereits wieder mit der jungen Prinzessin Germaine de Foix vermählt. So übelgelaunt er darüber war, daß er das schöne Königreich

Castilien seiner Tochter, oder vielmehr, da diese blödsinnig war, dem Gemahl derselben, dem Erzherzoge Philipp I., überlassen mußte, so konnte er es doch nicht vermeiden, Anstands halber der Tochter und dem Schwiegersohne entgegen zu reisen. Die Zusammenkunft der beiden Könige von Arragonien und Castilien fand mitten in den Gebirgen Galiziens in dem Dorfe Remessal, in der Nähe des pueblo del Rio negro statt.

Columbus hatte schon alle Vorbereitungen getroffen, dem neuen Herrscherpaare entgegenzureisen, allein er wurde „von der Gicht und anderen Krankheiten am Lager festgehalten," wie uns Fernando berichtet.*)

Da er die Reise nicht unternehmen konnte, beauftragte er seinen Bruder, den Adelantado, dem neuen Herrscherpaare in seinem Namen die Hände zu küssen und demselben seine Angelegenheit dringend zu empfehlen. Er gab ihm einen Brief mit, den er bei schicklicher Gelegenheit dem Könige Philipp und seiner Gemahlin während der Reise von Coruña nach Laredo überreichen sollte. Columbus drückt darin seine Betrübniß darüber aus, daß er durch Krankheit abgehalten werde, in Person sich Ihren Hoheiten zu Füßen zu werfen und seine Ehrfurcht zu bezeugen. Er bittet den König und die Königin inständigst, ihn zu ihren getreuesten Unterthanen zu zählen und spricht die Hoffnung aus, daß er aus ihren Händen seine Ehren, Rechte und

*) agravado de gota y otras enfermedades.

Besitzthümer wiedererhalten werde. „Ew. Hoheiten," fügt er am Schlusse hinzu, „können versichert sein, daß, wie sehr auch diese Krankheit mich gegenwärtig ohn' Erbarmen peinigt, ich dennoch im Stande sein werde, Ihnen Dienste leisten zu können, dergleichen niemals gesehen worden sind." *)

„Diese Urkunde," sagt A. v. H., „ist vielleicht kaum zwanzig Tage vor dem Tode des Columbus geschrieben; es ist der letzte Brief, welchen wir von ihm besitzen. Er war (nach v. Humboldt's Annahme) siebenzig Jahr alt, als er diese Zeilen schrieb. So groß war die Willenskraft dieses außerordentlichen Mannes, daß er im Vertrauen auf sich selbst die Bahn seines thätigen, an Abenteuern reichen Lebens noch nicht vollendet glaubte, als seine körperlichen Leiden ihm schon den nahen Tod ankündigten."

Der Adelantado fand bei dem neuen Herrscherpaare eine sehr gnädige Aufnahme. Die Beschwerden des Admirals wurden von dem Könige und der Königin mit großer Aufmerksamkeit erwogen und eine schnelle und günstige Beendigung derselben verheißen. Allein auch in dieser Erwartung sah Columbus sich getäuscht; seine Krankheit schritt zu rasch vorwärts, als daß er seine Angelegenheit am castilianischen Hofe hätte weiter verfolgen können. **)

*) Tengan por cierto, que bien que esta enfermedad me trabaja así agora sin piedad, que yo las puedo aun servir de servicio, que no se haya visto su igual.

**) Aus einem Schreiben des Königs Ferdinand, vom Nov. 1506 aus Neapel an Diego Colon, scheint hervorzugehen, daß er

23.

Columbus' Testamente, Tod und Bestattung.

Columbus hatte bereits am 22. Februar 1498 eine letztwillige Verfügung getroffen, worin er ausführlich über seinen Nachlaß bestimmt und, mit Berufung auf die ihm von dem Könige unter d. 23. April 1497 ertheilte Befugniß, in aller Form ein Majorat errichtet*), welches er 1502 nochmals hatte bestätigen lassen. Ein zweites Testament errichtete er am 25. August 1505.

Als er seine letzte Stunde herannahen fühlte, ließ er Notar und Zeugen rufen, um vor ihnen dies letzte Testament mit einigen Zusätzen zu versehen und nochmals zu bestätigen. Aus der ganzen Fassung geht hervor, daß der Admiral bei vollkommnem Bewußtsein und gesundem Geiste sich befand, als er es niederschreiben ließ. Diese Bestätigung wurde „in der edlen Stadt Valladolid" am 19. Mai

sich über die Verzögerung der Entscheidung der Angelegenheiten der Familie des Admirals verwunderte, als habe er sich hierin keinen Vorwurf zu machen: „Es thut mir leid," schreibt der König mit erheuchelter Theilnahme, „daß man drüben (in Spanien) nicht gut mit Euch umgegangen ist." Neue Verzögerungen wurden durch die Krankheit und den, bereits im October 1506 erfolgten, Tod des jungen Königs-Erzherzogs Philipps I. veranlaßt.

*) Columbus selbst nennt sein Testament vom Jahre 1498 gewöhnlich: compromiso y testamento, auch compromiso de mayorazgo, oder privilegio y testamento. In den Acten wird es testamento y institucion genannt.

1506 aufgenommen von Pedro de Hinogeda, Kammergerichts-Schreiber und öffentlichem Notar; als Zeugen waren zugegen: Andreas Miruenna und Gaspar de la Misericordia, Bürger von Valladolid, Bartolomeo de Fresco*), Alvaro Perez, Hernando de Vargas und einige Diener des Admirals.

„Als ich — so beginnt das Testament vom Jahre 1505 — im Jahre 1502 von Spanien abreiste, machte ich eine Ordonnanz und Majorat über meine Güter und traf Anordnung über das, was das Heil meiner Seele, den Dienst des ewigen Gottes und meine und meiner Nachkommen Ehre betrifft. Diese Schrift übergab ich mit meinen anderen Schriften, Privilegien und Briefen, die ich von dem Könige und der Königin, unseren Herren, besitze, in dem Kloster de las Cuevas dem Bruder D. Gaspar. Jene Ordonnanz bestätige ich hiermit wie folgt (hier werden die Bestimmungen über die Errichtung des Majorats vom Jahre 1498 wiederholt).

„Und befehle ich — heißt es dann weiter — an den genannten D. Diego, meinen Sohn, oder wer sonst der Erbe ist, daß er nicht das genannte Majorat verringere, vielmehr es mehre, auch die Einnahme davon nebst seiner eigenen Person und Vermögen dem Dienste des Königes und der Königin und der Ausbreitung der christlichen Religion widme.

*) Wahrscheinlich jener B. de Fiesco, welcher mit Diego Mendez die Ueberfahrt in einem Canot von Jamaica nach Española unternahm; Columbus nennt ihn Flisco.

„Als ich dem Könige und der Königin mit Indien ein freiwilliges Geschenk machte (cuando yo les servi con las Indias), ich sage: ein Geschenk machte, denn da ich nach dem Willen unseres Herren es ihnen gab, wie eine Sache, die mir gehörte, kann ich so sagen, bestürmte ich Ihre Hoheiten mit Anliegen für jene Länder, welche unbekannt waren, und war der Weg dahin allen verborgen, mit denen man davon sprach.*) Und zur Entdeckung jener Länder gaben Ihre Hoheiten nicht mehr her, als eine Million Maravedis, und ich mußte den Rest hergeben. Deshalb gefiel es Ihren Hoheiten, daß auf meinen Theil von den genannten Indien diejenigen Inseln und das Festland komme, welche westlich von einer Linie gelegen, die sie von Pol zu Pol hundert Seemeilen im Westen der Azoren und der capverdeschen Inseln zu ziehen befahlen; auch sollte ich den dritten und den achten Theil von allem und außerdem noch den Zehnten von dem, was dort gewonnen wird, erhalten, wie dies in meinen Privilegien und Gnadenbriefen ausdrücklich gesagt ist.

„Da ich nun bisher keine Einkünfte aus dem genannten Indien erhalten habe und ich eine Vertheilung derselben nicht machen kann, meine Hoffnung aber auf unsern

*) Dieselbe stolze Sprache führt Columbus in einem Schreiben an Ferdinand vom 25. August 1505, dem er schreibt: „Die Königin Isabella und Dr. Villalon haben die Bittschreiben (cartas de ruego) gesehen, welche ich von drei Königen (Portugal, England und Frankreich) erhalten hatte.“

Herrn setze, dessen Erbarmen groß ist, so ist meine Absicht, daß mein Sohn Fernando jährlich eine und eine halbe Million Maravedis, D. Bartolomeo, mein Bruder, 150,000 Maravedis und D. Diego, mein Bruder, 100,000 Maravedis erhalte, denn er ist Geistlicher (porque es de la Iglesia)." *)

Da der Erblasser über die zukünftigen Einnahmen aus dem Majorat noch nichts feststellen konnte, bestimmt er, daß D. Diego den zehnten Theil der Einkünfte an hülfsbedürftige Verwandte vertheilen soll.

„Ich beauftrage meinen Sohn D. Diego und befehle ihm als Inhaber des genannten Majorats an, daß er in einer Capelle, die er erbauen lassen soll, drei Capellen unterhalte, in welchen täglich drei Messen gelesen werden sollen, eine zu Ehren der heil. Dreifaltigkeit, die zweite für die Empfängniß unserer lieben Frauen, die dritte für die Seelen aller im Glauben Verstorbenen, auch für mich, meinen Vater, meine Mutter und meine Gattin. Könnte es sein, so wünsche ich, daß diese dritte Capelle auf der Insel Española, welche Gott mir auf so wunderbare Weise schenkte, gebaut werde, und zwar in der Stadt Concepcion in der Vega.

„Ich beauftrage Don Diego, meinen Sohn, daß er meine, in einem Verzeichniß nahmhaft gemachten Schulden bezahle.

*) In dem früheren Testamente hatte Columbus weit höhere Summen als Legate ausgesetzt.

„Auch empfehle ich ihm Beatrix Enriquez, die Mutter Fernando's, meines Sohnes, an; er sorge für sie, damit sie anständig leben kann, wie eine Person, der ich so sehr verschuldet bin (como persona, a quien yo soy en tanto cargo). Er thue dies, um mein Gewissen zu entlasten, denn dies liegt schwer auf meiner Seele. Die Ursache davon ist mir nicht erlaubt hier niederzuschreiben." *)

D. 25. August 1505.

XPO FERENS.

Es folgen die Unterschriften der Zeugen und des Notars; dann ein Codicill, ebenfalls von des Admirals eigner Hand geschrieben.

„Verzeichniß gewisser Personen, denen ich die ihnen bestimmten Summen aus meinem Vermögen auszuzahlen empfehle.

„1. Den Erben von Geronimo del Puerto, des Vaters von Benito del Puerto, Kanzlers in Genua, zwanzig Dukaten, oder so viel an Werth.

„2. Dem Antonio Vego, Kaufmann aus Genua, welcher in Lissabon zu leben pflegte, 2500 portugiesische Realen, welches etwas mehr als 200 Dukaten beträgt, den Dukaten zu 365 Realen gerechnet.

*) D. Diego erwähnt in seinem Testamente, daß er unterlassen habe der Donna Beatrix Enriquez drei bis vier Jahre vor ihrem Tode die ihr nach dem Willen seines Vaters bestimmten 10,000 Maravedis jährliche Pension auszuzahlen und befiehlt das Fehlende ihren Erben einzuhändigen.

„3. Einem Juden, welcher am Thore des Judenviertels in Lissabon wohnte, oder wen ein Priester dazu vorschlagen würde*), den Werth einer halben Mark Silbers.

„4. Den Erben des Luis Centurion Escoto, Kaufmann aus Genua, dreißigtausend portugiesische Realen, was ungefähr 75 Dukaten beträgt.

„5. Dem Babtista Espindola, oder, wenn er todt ist, seinen Erben: zwanzig Dukaten. Dieser Babtista Espindola ist der Schwiegersohn von Nicolao Espindola de Locoli de Rando und daran zu erkennen, daß er 1482 in Lissabon wohnte."

Daß das Codicill von dem Admiral D. Cristobal Colon eigenhändig geschrieben ist, bescheinigt Pedro de Azoytia.

Durch dies Testament erhielt das, im Jahre 1498 errichtete Majorat aufs Neue Bestätigung, weshalb wir hier einige der hauptsächlichsten Bestimmungen desselben einschalten, wie es denn überhaupt zur Charakteristik und Geschichte des Admirals ein werthvoller Beitrag ist.

„Im Namen der allerheiligsten Dreieinigkeit, welche mir es eingab (me puso en memoria) und mir es hernach zur klaren Einsicht brachte, daß ich von Spanien nach Indien schiffen und gehen könne, wenn ich das Weltmeer gen Westen durchfahren würde. Hiervon setzte ich den König D. Fernando und die Königin Doña Isabel, unsere

*) „o a quien mandare un Sacerdote", diese Stelle ist unklar, weshalb sie auch von Irving, Humboldt u. A. nicht vollständig mitgetheilt wird.

Herrscher, in Kenntniß, welchen es gefiel, mir die nöthige Ausrüstung an Mannschaft und Schiffen zu verwilligen und mich zu ihrem Admiral in dem genannten Weltmeere jenseit einer angenommenen Linie von Pol zu Pol, hundert Seemeilen im Westen von den Azoren und capverdeschen Inseln, und zu ihrem Vice-Könige und Governador über die dortigen Länder zu ernennen und zu bestimmen, daß in den genannten Aemtern mein ältester Sohn und dessen Nachkommen auf ewige Zeiten succediren sollten. Es wurde mir ferner zugesichert: der Zehnte von allem, was in jener Admiralschaft gefunden werde, der achte Theil von allen Ländern und allem anderen, und das Gehalt eines Admirals, Vicekönigs und Gobernadors, sammt allen damit in Verbindung stehenden Einnahmen, wie dies alles ausführlich in den mir von Ihren Hoheiten ertheilten Privilegien und Capitulaciones enthalten ist.

„Und es gefiel unserem allmächtigen Herrn, daß ich in dem Jahre 1492 das Festland Indiens und viele Inseln entdeckte, unter ihnen Española, welches die dortigen Indianer Ayte (Hayti) und die Monicongos Cipango nennen. Darauf kehrte ich nach Castilien zurück zu Ihren Hoheiten, und sie machten mir Verwilligungen, um noch mehr Länder zu entdecken und zu colonisiren. Der Herr verlieh mir Sieg, so daß ich das Volk von Española besiegte und tributpflichtig machte, welche Insel sich sechshundert Seemeilen erstreckt. Ich entdeckte noch viele, von Canibalen bewohnte Inseln und noch andere siebenhundert Seemeilen im Westen von Española,

unter welchen Jamaica, die wir Santiago nennen und dreihundert und dreiunddreißig Stunden Festland von Süden nach Westen, außerdem einhundert und sieben gen Norden, welche ich auf meiner ersten Reise auffand, nebst vielen anderen Inseln, wie sich dies ausführlich in meinen Schriften, Tagebüchern und Seekarten aufgezeichnet befindet.

„Da wir nun zu dem hohen Gott hoffen, daß binnen kurzer Zeit aus den genannten Inseln und Festlande große Einkünfte erwachsen werden, von denen mir aus den mitgetheilten Gründen der zehnte und resp. achte Theil zukommt, außerdem aber wir alle sterblich sind und es gut ist, daß ein jeder sein Haus bestelle und seinen Erben und Nachkommen dasjenige namhaft mache, was ihm gehört und worauf er Ansprüche hat, so habe ich beschlossen von jenem achten Theil der Länder und Einkünfte ein Majorat zu gründen, wie folgt."

Es wird nun die Erbfolge in der Weise festgestellt, daß zuerst Don Diego und dessen Söhne, dann D. Fernando, dann die Brüder Don Bartolomeo und Diego Ansprüche auf das Majorat haben sollen. Dann soll es auf den nächsten Verwandten, der von seinem Vater den Namen Colon ererbt habe, übergehen. Nur in dem Falle, daß sich weder in diesem, noch in dem anderen Ende der Welt (en otro cabo del mundo) einer aus der Verwandtschaft findet, welcher den Namen Colon führt, soll ein Weib als Erbin eintreten können.

„In solchem Falle, — Gott möge es verhüten! — soll diejenige Frau, welche die nächste Verwandte und von legitimer Geburt ist, das genannte Majorat erben und zwar unter den Bedingungen, welche ich unten angeben werde und die eben sowohl meinen Sohn D. Diego, wie einen jeden Vorgenannten und deren Erben angehen; erfüllen sie dieselben nicht, so gehen sie des Majorats verlustig und der nächstfolgende Verwandte erhält es.... Diese Verwirkung des Majorats kann nicht wegen Lappalien (menudencias), die eines Prozesses halber erfunden werden können, eintreten, sondern nur wegen wichtiger Dinge, wenn es den Ruhm Gottes, oder meinen eigenen und den meiner Familie betrifft, insofern die vorgeschriebenen Bedingungen nicht erfüllt werden würden, welches alles ich der Justiz anheimgebe. Auch bitte ich den heiligen Vater, der es gegenwärtig ist und seinen Nachfolger in der heiligen Kirche, daß, wenn dieser mein Compromiß und Testament zu ihrer Vollziehung seines heiligen Gebotes und Befehles bedürfen sollten, er diese unter Androhung päpstlicher Excommunication erlasse. Eben so bitte ich den König und die Königin, unsere Herrscher, und den Prinzen D. Juan, ihren Erstgebornen, unsern Herrn, und dessen Nachfolger um der Dienste willen, die ich ihnen erwiesen und weil es gerecht ist, daß es ihnen gefallen möge, nie zu gestatten, diese meine Errichtung eines Majorats und Testaments zu entstellen, vielmehr zu sorgen, daß sie in der Art und Form für ewige Zeiten

verbleiben, wie ich es angeordnet habe, denn solches wird zum Dienste des allmächtigen Gottes gereichen, eine Wurzle und Fuß meines Stammes werden und ein Andenken an die Dienste, die ich Ihren Hoheiten geleistet habe, indem ich, der ich in Genua geboren bin (nacido en Genova), hierher nach Castilien kam, um ihnen zu dienen und für sie westlich vom europäischen Festlande Indien und die obengenannten Inseln entdeckte. Deshalb bitte ich Ihre Hoheiten zu befehlen, daß dieses mein Privilegium und Testament ohne Einspruch, Weigerung und Zögerung vollzogen werde, so wie alles darin enthalten ist. In gleicher Weise bitte ich die Granden des Reichs Seiner Hoheit, die Señores Seines Rathes, so wie alle Beamtete der Justiz und Regierung, es möge ihnen gefallen nicht zuzugeben, daß diese meine Anordnung und Testament ohne Vollzug und Kraft bleibe, sondern dafür zu sorgen, daß es nach meiner Bestimmung erfüllt werde, denn es ist gerecht, daß einem Manne von Rang (persona de titulo), welcher seinem Könige, seiner Königin und dem Königreiche gedient hat, alles erfüllt werde, was durch letztwillige Verfügung, Testament, Majorat und Erbschaft bestimmt wird, und daß man dieses weder im Enzelnen, noch im Ganzen verletze.

„Erstens soll D. Diego mein Sohn und alle die mir nachfolgen und von mir abstammen, eben so meine Brüder D. Bartolomeo und D. Diego, mein Wappen führen, wie ich es nach meinem Tode hinterlassen werde, ohne auch nur

das Geringste hinzuzufügen, und sie werden sich dessen als Siegel bedienen.*)

„D. Diego mein Sohn, oder wer sonst dieses Majorat erben wird, soll sich meiner Unterschrift bedienen, wie ich gewöhnlich unterzeichne, nämlich: ein griechisches X (χ) mit einem S darüber, ein M mit einem römischen A darüber, und über diesem noch ein S und ein griechisches Y mit einem S darüber mit ihren Strichen und Punkten, wie ich sie zu machen pflege, wie es aus meinen Unterschriften, deren viele vorhanden sind und auch aus gegenwärtiger zu ersehen ist. Er soll nur: „el Almirante“ (der Admiral) unterschreiben, welche anderen Titel ihm auch der König verleihen mag. Dies bezieht sich jedoch nur auf die Unterschrift, nicht auf Ausfertigungen, bei denen er alle seine Titel ausschreiben kann nach seinem Gefallen; nur die Unterschrift soll immer „el Almirante“ sein.

(Es folgen die Bestimmungen über die Vertheilung des Vermögens.)

„Da es einer Person von Stand und Vermögen ge-

*) Eine verkleinerte Abbildung desselben befindet sich auf dem Umschlage unseres Werkes. Wir erinnern daran, daß Columbus nach der Rückkehr von der ersten Reise 1493 von den Königen ein Wappen verliehen wurde, welches wir bereits oben beschrieben haben. Zu den drei Hauptschildern: Thurm, Löwe und Inselgruppe mit Festland kam später ein viertes Hauptschild mit fünf Ankern. Das Fußschildchen mit dem Schrägbalken war das ursprüngliche Familienwappen des Colons.

ziemt, Gott zu dienen, und zu seiner Ehre etwas zu thun entweder persönlich oder mit seinem Vermögen, und die in der St. Georgs Bank in Genua niedergelegten Gelder sehr sicher sind, und Genua eine edle, zur See mächtige Stadt ist*), und da zu der Zeit, als ich mich aufmachte Indien zu entdecken, es in der Absicht geschah, den König und die Königin, unsere Gebieter, zu ersuchen, daß die Einkünfte aus Indien auf die Eroberung von Jerusalem verwendet würden, so ist es gut, wenn sie es thun, wo nicht, so soll jedenfalls der genannte D. Diego, oder diejenige Person, welche die Erbschaft antritt, so viel Gold, als immer möglich, sammeln, und den König unseren Herrn, wenn er zur Eroberung von Jerusalem auszieht, begleiten, oder allein mit so viel Mannschaft, als er aufbringen kann, dahin aufbrechen. Möge es unserm Herrn gefallen, bei Ausführung dieses Vorhabens seinen Beistand zu schenken. Sollte es aber nicht gelingen, das ganze gelobte Land zu erobern, so wird es ihm doch zum Theil gelingen. Er soll deshalb sparen und von seinem Schatze ein Capital in der St. Georgs Bank anlegen und dasselbe so lange vermehren, bis er überzeugt ist, daß er irgend ein gutes Werk in jenem Jerusalem auszuführen im Stande sei, denn ich glaube, daß, sobald der König und die Königin, unsere Gebieter

*) „Auch ich stamme von daher und bin dort geboren", sagt er an einer andern Stelle dieses Testaments, die wir bereits oben bei Gelegenheit der Frage: welches der Geburtsort Columbus' sei? angeführt haben.

und deren Nachfolger sehen werden, daß etwas in dieser Sache geschieht, dann werden sie selbst sich rühren, um es auszuführen, oder ihm Hülfe und Unterstützung geben, wie einem Diener und Vasallen, der das Unternehmen in ihrem Namen ausführt.

Ich befehle D. Diego, meinem Sohne und allen meinen Nachkommen, insbesondere demjenigen, welcher dieses Majorat erbt, an, daß sie alle Einkünfte davon, so wie auch ihre Personen und all ihr Vermögen daran setzen, Ihren Hoheiten und deren Nachfolger gut und getreu zu dienen, und sollte es ihr Leben und ihre Güter kosten, da nächst Gott Ihre Hoheiten mir zuerst die Mittel gaben, dieses Majorat zu erwerben und zu gründen, obschon ich in Ihre Königreiche kam, um sie zu diesem Unternehmen einzuladen und eine lange Zeit verging, bevor mir die Mittel gegeben wurden es auszuführen, worüber man sich jedoch nicht verwundern darf, da ein solches Unternehmen der ganzen Welt unbekannt war, welchem Niemand Glauben schenkte, weshalb ich Ihren Hoheiten um so mehr Dank schuldig bin, auch dafür, daß sie seitdem mir viele und immer größere Gnaden erwiesen haben.

Dem genannten D. Diego, oder wer sonst in das Majorat eintritt, befehle ich an, daß, wenn in der Kirche Gottes um unserer Sünden willen eine Spaltung (un cisma) entstehen, oder irgend jemand, welchem Rang und Stand er auch angehören möchte, durch Tyrannei versuchen sollte, sie (die Kirche) ihrer Ehren und Güter zu berauben,

er (der Majoratsherr) sich zu dem heiligen Vater begebe — im Fall er, was Gott verhüten wolle, kein Ketzer ist*), — und sich bereit erkläre, mit seiner ganzen Macht, Einkommen und Vermögen dahin zu arbeiten, jener Spaltung ein Ende zu machen und die Kirche zu vertheidigen, daß sie nicht ihrer Ehre und ihrer Güter beraubt werde. — Ich befehle ferner dem genannten D. Diego, oder wer sonst sich in dem Besitz des Majorats befindet, immerwährend für die Ehre, den Wohlstand und die Aufnahme der Stadt Genua zu sorgen und zu arbeiten und alle seine Macht und Güter anzuwenden, um das Eigenthum und die Ehre jener Republik zu vertheidigen und zu mehren, in sofern es nicht gegen den Dienst der heil. Kirche Gottes und gegen die hohe Würde des Königs und der Königin, unserer Gebieter, und deren Nachfolger sein würde.

— Der genannte D. Diego, oder der sonstige Erbe des Majorats, sollen, wenn der Fall eintritt, daß eine Vertheilung des Zehnten unter unsere Verwandte stattfindet, durch zwei, aus der Familie hierzu erwählte, Personen jenen Zehnten dazu verwenden lassen, Töchter aus unserer Verwandtschaft, die es bedürfen, auszustatten und ihnen so viel Gunst als möglich zu erweisen.

— Sobald Zeit und Verhältnisse es gestatten, soll er auf der Insel Española an dem schicklichsten Orte eine Kirche erbauen lassen, welche er Santa Maria de la Concepcion

*) Ob der Majoratserbe, oder der Papst? ist nicht klar.

nennen soll, auch ein Hospital, auf das bestmöglichste eingerichtet, wie es dergleichen in Castilien und Italien giebt. Und soll er eine Capelle erbauen und in derselben Messen für meine Seele und für die Seelen meiner Vorfahren und Nachkommen mit vieler Devotion lesen lassen. Möge es dem Herrn gefallen, uns so große Einkünfte zu geben, daß alles dieses ausgeführt werden kann.

— Dem genannten D. Diego, oder dem sonstigen Erben des Majorats befehle ich, alles aufzubieten, um auf der Insel Española vier gute Lehrer in der heiligen Theologie anzustellen und zu unterhalten, in der Absicht, daran zu arbeiten, alle jene Völker Indiens zu unserm heiligen Glauben zu bekehren. In demselben Maße aber, als es unserm Herrn gefallen wird, die Einkünfte des genannten Majorats zu mehren, in demselben Maße soll auch die Anzahl der Lehrer und der Geistlichen vermehrt und daran gearbeitet werden, jene Völker zu Christen zu machen; denn für diesen Zweck alles, was nöthig ist, auszugeben, darf nie leid thun.

Zum Gedächtniß alles dessen, was ich hier angeordnet habe, soll ein Denkstein (un bulto) von Marmor in der genannten Kirche de la Concepcion an der sichtbarsten Stelle errichtet werden, zur beständigen Erinnerung an das, was ich dem genannten D. Diego anbefehle und für alle anderen Personen, welche es sehen. Auf diesem Denksteine soll eine Inschrift stehen, welche dies hier Gesagte enthält.

— Ich befehle meinem Sohn D. Diego oder dem son=

stigen Erben des Majorats, daß sie jedes Mal, wenn sie zur Beichte gehn, zuvor ihrem Beichtvater dieses Document, oder eine Abschrift davon vorzeigen sollen mit der Bitte, es ganz durchzulesen, damit er Grund habe, nach der Erfüllung desselben zu fragen, woraus seiner (D. Diego's) Seele viel Heil erwachsen wird.

Donnerstag, d. 22. Febr. 1498.

. S.
S. A. S
X M Y
El Almirante."

Wir haben noch eines, offenbar untergeschobenen, Testaments zu gedenken, welches erst in neuerer Zeit in der Bibliothek der Familie Corsini in Rom aufgefunden wurde. Man hat es ein „militairisches Codizill" genannt, weil es ohne Zeugen niedergeschrieben worden ist. Auf einer leeren Seite eines Meßbüchleins fand man in lateinischer Sprache Folgendes eingeschrieben:

„Da der Allerheiligste Vater Papst Alexander VI. mir mit diesem frommen Büchlein ein Geschenk gemacht hat, welches mir in der Gefangenschaft, in Schlachten und in meinen Widerwärtigkeiten zum größten Trost gereichte, so will ich, daß dasselbe nach meinem Tode meinem geliebtesten Vaterlande, der Republik Genua, zum Andenken übergeben werde. Und wegen der in dieser Stadt empfangenen Wohlthaten bestimme ich, daß aus den Einkünften meiner Besitzungen in Italien daselbst ein neues Hospital

errichtet werde zur besseren Versorgung der Armen in meinem Vaterlande. Bei Erlöschung eines Mannsstammes erkläre und setze ich die genannte Republik Genua zu meiner Nachfolgerin in meiner indischen Admiralschaft und den damit verbundenen Privilegien ein. Gegeben zu Valladolid, d. 4. Mai 1506."

Da Navarrete in einer besondern Abhandlung (Viages de Colon II. p. 304) die Unächtheit dieses Codizills unwiderleglich nachgewiesen hat, so würden wir es ganz unerwähnt gelassen haben, wenn nicht W. Irving noch immer einigen Werth darauf legt und es mit der Bemerkung begleitet: „Diese Schrift ist von der Art, daß sie wohl von einem Manne wie Columbus in einem Fieberanfall (in the paroxism of disease) niedergeschrieben worden sein kann, als er sein Ende plötzlich nahe glaubte und zeigt die Liebe, mit welcher seine Gedanken bei seiner Vaterstadt verweilten." —

Die Sorge für die Erhaltung seines Namens und seines Ruhmes mußte Columbus um so mehr beschäftigen, je mehr er die Ueberzeugung gewann, daß der König nicht geneigt war, ihn in seinem wohlerworbenen Eigenthum zu schützen und sich an die Capitulacionen und Verträge gebunden zu achten, durch welche sein Sohn D. Diego Ansprüche auf das Majorat und die Aemter, Würden und Titel des Vaters hatte.

Auch die zärtliche Liebe für seine beiden Söhne trug

nicht wenig dazu bei, daß er in seinen letzten Lebensstunden fast ausschließlich mit der Sorge für ihre Zukunft beschäftigt war. Er hatte zum wenigsten den Trost, daß beide Söhne in seinen letzten schweren Stunden bei ihm waren und von seiner Hand den Segen empfingen.*) Wenn auch vielfach mit irdischen Angelegenheiten beschäftigt, hatte er darüber das himmlische Theil nicht versäumt, vielmehr auch in seinen letzten Tagen sich vielfach mit den Tröstungen der Religion beschäftigt. Wir lernten ihn bereits als religiösen Schwärmer in Zeiten kennen, wo die Noth der Gegenwart, die Gefahr des Augenblicks seine ganze Thatkraft in Anspruch nahm; jetzt, wo keine Stürme und Brandungen, kein Aufruhr und feindlicher Ueberfall ihn bedrohten, keine Goldminen und Perlenküsten ihn mit verführerischem Schimmer anlockten, konnte er um so ungestörter seinen Lieblingsträumen nachhängen. Die neue Welt, die er auf Erden entdeckt hatte, genügte ihm nicht und er wähnte erst jenseit der Sterne, deren Anblick ihn oft berauscht hatte, die wahre neue Welt und Herrlichkeit zu finden.

Mit besonderer Vorliebe beschäftigte er sich auch jetzt noch mit dem Buche der Prophezeiungen, welches er seit mehreren Jahren zusammengeschrieben und worin er noch mehrere einzelne Trostsprüche und fromme Lieder einge-

*) D. Diego war dreißig, Fernando zwanzig Jahr alt; es wird jedoch nirgend gesagt, welche Stellen sie, nachdem ihre Dienstzeit als Pagen vorüber war, erhalten hatten.

A. H. Payne sc.

Christoph Columbus stirbt.

tragen hatte, an denen die alte spanische Literatur so reich ist.*)

Nachdem er am 19. Mai die letzten Anordnungen wegen seines Testamentes getroffen und vollzogen, empfing er am folgenden Tage die Sacramente seiner Kirche und mit den Worten: „In deine Hände befehle ich meinen Geist!“ entfloh der letzte Lebenshauch aus der einst von Muth und Hoffnung geschwellten Brust des kühnen Eroberers, der die Pforten des Oceans aufgeschlossen, hinter denen die

*) Eines dieser, von ihm eigenhändig aufgeschriebenen Lieder scheint ganz geeignet für die Stunden seiner letzten Bedrängniß:

Memorare con grand tiento
O hombre, cualquier que seas,
Tener siempre en pensamiento
A Dios y su mandamiento,
Si con él reinar deseas.
Para mientes que provea,
Pues necessario es morir,
Quen el tiempo del partir
El camino llano veas.

In freier Uebersetzung:

Gedenke treulich dich zu halten,
O Mensch, wer du auch immer mögest sein,
An Gottes Willen und sein ew'ges Walten,
Willst du zur Herrlichkeit einst gehen ein.
Gedenke, daß dich bald in strenger Weise
Der bleiche Tod tritt unerbittlich an,
Bereite dich, daß du zur Zeit der Reise
Geebnet findest deine Bahn.

neue Welt verborgen lag. Es war am 20. Mai 1506, am Tage der Himmelfahrt Christi; ein schöner Tag der Abreise für ihn, der zuerst mit kühnem Vertrauen zur Fahrt in ein unbekanntes und ungewisses Jenseits die Anker gelichtet hatte.

Ein feierliches Todtenamt wurde ihm zu Ehren in der Kirche Santa Maria de la Antigua zu Valladolid gehalten und darauf die irdische Hülle des großen Admirals in der Kirchengruft des Klosters San Francisco beigesetzt, wo der König ihm einen Denkstein errichten ließ mit der einfachen aber gehaltlosen Inschrift:

Por Castilia y por Leon
Nuevo mundo hallo Colon.

(Für Castilien und für Leon
Eine neue Welt fand Colon.)

Allein selbst im Grabe sollte der, welcher im Leben so vielfach umhergeschlagen worden war, keine sichre Ruhestätte finden. Im Jahre 1513 wurde auf Veranlassung seines Sohnes Diego der Sarg nach Sevilla gebracht und daselbst in der Gruft der Herren des Hauses von Alcala in dem Carthäuser Kloster Santa Maria de Cuevas beigesetzt.

Von hier mußte der Leichnam im Jahre 1536 noch einmal die Fahrt über das Meer antreten; er wurde gemeinschaftlich mit dem seines Sohnes Diego, welcher 1526 gestorben war, nach San Domingo auf Española gebracht

und in der Cathedrale in eine Gruft, die sich in der Mauer zur Seite des Hochaltars befand, beigesetzt.

Beinahe dreihundert Jahre hatte Columbus' Leichnam hier geruht, als Spanien sich gezwungen sah, in den mit Frankreich i. J. 1795 zu Basel abgeschlossenen Frieden an diese Macht seine Besitzungen auf Española abzutreten. Der Generallieutenant der königlichen Armada, Don Gabriel de Aristizabal, welcher mit einer Flotte nach dem Hafen von San Domingo geschickt worden war, um das spanische Eigenthum an Bord zu nehmen, schrieb am 11. Dec. 1795 an den Gobernador der Insel, Feldmarschall D. Joaquin Garcia: da in der Cathedrale dieser Stadt die Ueberreste des berühmten Admirals D. Cristobal Colon's beerdigt lägen, des ersten Entdeckers dieser neuen Welt und ersten Werkzeuges, dessen sich Gott zur Ausbreitung der wahrhaften Religion und des geheiligten Evangeliums bediente, so halte er sich als Ober-General der Operations-Flotte Seiner katholischen Majestät für verpflichtet, die Versetzung der Asche dieses Heros nach der Insel Cuba in Antrag zu bringen, welche er ebenfalls entdeckt und wo er der Erste gewesen, der das Panier des Kreuzes daselbst aufgepflanzt habe. Es müsse vermieden werden, daß bei der Aufgabe der Insel ein so authentisches Document in fremden Händen verloren gehe, wodurch in den Büchern der Geschichte die ruhmvollste Zeit der spanischen Waffen verdunkelt werden würde. Es sei Pflicht, gerade jetzt den Nationen zu zeigen, daß die Spanier, trotz des Verlaufs

von Jahrhunderten, nicht aufhörten, dem Leichnam eines so würdigen und alles daransetzenden Generals des Meeres alle Ehren zu bezeigen und daß sie ihn nicht in der Zeit, wo die spanischen Autoritäten die Insel verließen, preisgäben. Da sich unbesiegbare Schwierigkeiten dem entgegenstellten, Se. Majestät darüber zu befragen, wende er sich an den Gobernador als königlichen Vice-Patron der Insel, damit sein Gesuch Vollziehung erhalte und Anordnungen zur Ausgrabung und Ueberführung der Asche Colon's in dem Schiffe San Lorenzo nach Cuba getroffen würden.

Der Gobernador erwiederte, daß er dem Vorschlage des Generals seinen Beifall gebe und, so viel in seinen Kräften stehe, alles aufbieten werde, ihn zur Ausführung zu bringen. Er fügte hinzu, daß der Herzog von Veragua als Nachfolger und Erbe des Admirals dasselbe Verlangen ausgesprochen, Bevollmächtigte nach der Insel geschickt und die erforderlichen Geldanweisungen gegeben habe, um in Gemeinschaft mit dem Regenten des königl. Gerichtshofes Sorge zu tragen, daß ein so ruhmwürdiges Monument nicht außerhalb des spanischen Gebietes verbleibe. Hierbei habe er zugleich mit beantragt, daß auch die Asche des Adelantado Don Bartolomeo Colon's ausgegraben, mit nach Cuba übergeschifft und dann beide Grabstätten mit Inschriften versehen würden. Er, der Gobernador, fügte die Versicherung hinzu, daß er sogleich die nöthigen Befehle ertheilen und die erforderlichen Kosten auf den königlichen

Schatz anweisen werde. Habe auch der König noch keine besonderen Befehle darüber ertheilt, so sei der Antrag doch so gerecht und der Dankbarkeit und Großmuth der spanischen Nation so angemessen, daß er für seinen Theil eine schnelle Ausführung desselben sich angelegen sein lassen werde.

Der General Aristizabal machte hierauf am 11. Dec. dem Erzbischof von Cuba, Don Fernando Portillo y Torres, welcher in San Domingo residirte, durch die Brigantine „Descubridor“ (der Entdecker) dieselbe Mittheilung und erhielt von ihm die befriedigende Antwort, daß er willig und bereit sei, der Asche eines um das Vaterland so verdienten Mannes, wie der ritterliche Admiral Colon es gewesen, jede Ehre zu bezeigen.

Nachdem nun auch den Bevollmächtigten des Herzogs von Veragua von allem Anzeige gemacht worden, und die nöthigen Einladungen an die verschiedenen Behörden ergangen waren, versammelten sich am 20. Dec. 1795 in der Cathedrale von San Domingo der Erzbischof, der Regidor des Justizhofes, der Generallieutenant der Armada und noch viele andere hohe Militair- und Civil-Beamte, als Zeugen bei der Ausgrabung. Die Gruft, welche durch eine Inschrift bezeichnet war und sich in der Mauer zur rechten Seite des Hochaltars befand, wurde nun geöffnet; man fand darin die Seitenwände eines bleiernen Sarges, Ueberreste menschlicher Gebeine, welche man nebst der dabei befindlichen Erde auf einem goldenen Credenzteller sammelte und in ein Kästchen von vergoldetem Blei legte, welches

mit einem eisernen Schloß verschlossen wurde, dessen Schlüssel dem Erzbischof übergeben wurde. Dies Kästchen wurde in einen, mit schwarzem Sammet überzogenen, mit Goldborten und Franzen verzierten Sarg gesetzt, dieser auf ein Trauergerüst vor dem Altare gestellt und mit brennenden Kerzen umgeben. Am folgenden Tage wurde unter Herbeiströmung einer großen Volksmenge ein feierliches Todtenamt gehalten, worauf der Erzbischof zum Andenken des Admirals predigte. An demselben Tage des Nachmittags um vier Uhr begaben sich der Gobernador mit den vornehmsten Civil- und Militairbeamten, der Erzbischof mit der Geistlichkeit und sämmtlichen Brüderschaften der Mönchsklöster wiederum nach der Cathedrale, vor welcher ein Militair-Commando mit florumwundenen Fahnen aufgestellt war. An dem Hauptportale wurde der Sarg mit Gewehrsalven begrüßt und mit Trauerchören und gedämpften Trommeln nach dem Hafen begleitet, wo der Erzbischof den Sargschlüssel dem Gobernador, und dieser ihn dem Generallieutenant der Armada übergab, um ihn dem Gobernador von Havana einzuhändigen. Die Brigantine „der Entdecker", an deren Bord der Sarg gebracht wurde, hatte, wie alle anderen Schiffe, Trauerflagge aufgezogen. Von den Wällen des Hafens wurden zum Abschiedsgruß die, einem Admiral gebührenden, funfzehn Kanonenschüsse gethan, welche von der Flotte erwiedert wurden.

Aus dem Hafen von San Domingo wurde der Sarg nach dem Golf von Ocoa gebracht, wo das Schiff S. Lorenzo

ihn am Bord nahm, welches am 15. Januar 1796 mit diesen kostbaren Ueberresten glücklich in den Hafen von Havana auf Cuba einlief.

Eine ungeheure Volksmenge war versammelt, um dem feierlichen Empfange beizuwohnen. Eine Deputation vornehmer Militair- und Civilbeamten hatte sich an den Bord des S. Lorenzo begeben, von wo der Sarg in eine Felukke herabgelassen wurde, welcher zwei andere Felukken mit der Ehrenwache und Trauerfahnen folgten. Sämmtliche Kriegsschiffe in dem Hafen hatten Trauerflaggen aufgezogen und salutirten mit Kanonendonner.

Am Hafendamm empfing der Gobernador Capitain von Cuba, begleitet von der Generalität und dem Generalstabe, den Sarg, der vier Capitularen übergeben und mit Prozession zwischen zwei Reihen Infanterie, von dem Waffenplatze bis zu dem Obelisk, bei welchem die erste Messe in dieser Stadt gefeiert worden war, getragen wurde. Hier wurde er in ein anständiges Panteon gestellt*), vor dem Gobernador geöffnet und der richtige Befund des Inhaltes von ihm bestätigt, dann wieder geschlossen und ihm die Schlüssel übergeben. Nachdem diese Förmlichkeiten beobachtet worden waren, begab sich der Zug mit großartigem Pomp (con toda mayestuosidad y pompa) nach der Cathe-

*) „en un decente panteon", welches Irving durch „hearse", sein deutscher Uebersetzer durch „Leichenwagen" übersetzt. Wahrscheinlich war es ein Trauergerüst für den Sarg, welcher nicht gefahren, sondern getragen wurde.

drale, wo von dem Bischof feierliches Todtenamt und Messe gehalten und hierauf der Sarg in eine, mit den gehörigen Inschriften versehene, Gruft neben dem Altar zur Seite des Evangelienpultes beigesetzt wurde. Die sämmtlichen geistlichen und weltlichen Behörden und Genossenschaften, der Adel und die gesammte Einwohnerschaft nahm an dieser Beisetzung Antheil, um zu zeigen, in welcher hohen Achtung das Andenken des Helden bei ihnen gehalten werde, welcher einst diese Insel entdeckte und zuerst das Banner des Kreuzes hier aufpflanzte, weshalb die Stadt Havana es als ein ehrenvolles Vorrecht in Anspruch nahm, die Ueberreste des großen Entdeckers bei sich aufnehmen zu dürfen.

Einst war er in Ketten von Española fortgeführt worden und ein anderes Mal wurde er von dort bei Sturm und Unwetter in die hohe See hinausgewiesen; nun war auch selbst seiner Asche die Ruhe auf jener von ihm zuerst entdeckten Insel der neuen Welt nicht gegönnt. Die Spanier aber mögen Columbus als den Schutzpatron Cuba's in Ehren halten, denn von allen Eroberungen, Entdeckungen und Besitzungen in Westindien ist dies die einzige, die ihnen bis auf den heutigen Tag geblieben ist.

Der Wunsch, den Columbus einst gegen seinen Sohn Fernando aussprach, daß jene Ketten, mit denen ihn Bobadilla belastet hatte, mit ihm beerdigt werden möchten, scheint nicht erfüllt worden zu sein.*) „Ich habe — so

*) „Ich sah sie immer in seinem Cabinet", erzählt Fernando, „und er verlangte, daß sie ihm mit in das Grab gegeben werden sollten."

berichtet A. v. Humboldt — zu wiederholten Malen während meines Aufenthalts zu Havana den Admiral Aristizabal gefragt, ob sich bei Eröffnung des Gewölbes in der Cathedrale von San Domingo, welches Columbus' Ueberreste umschloß, nicht die Ketten vorgefunden hätten, welche er, nach dem Zeugniß seines Sohnes, in sein Grab zu legen befohlen hatte. Der Admiral Aristizabal und andere Männer, welche mit dem größten Antheil der Ausgrabung beigewohnt hatten, haben mich versichert, daß nichts aufgefunden worden sei, was eine Spur von oxydirtem Eisen verrathen hätte. Hat man sie bei der Versetzung von Valladolid nach Sevilla, oder bei der von Sevilla nach San Domingo bei Seite gebracht? Vielleicht ist man einer mündlichen Anordnung, welche sich in keinem der Testamente aufgezeichnet befindet, nicht nachgekommen, da die Vollziehung derselben die Empfindlichkeit eines Hofes hätte reizen können, welcher den, von Bobadilla ausgeübten, Gewaltthätigkeiten fremd zu sein behauptete und Beweise der Zuneigung und Hingebung sogar von denjenigen verlangte, welche er im Geheimen unterdrückte."

Bei dem Tode des Admirals gab sich weder in der alten, noch in der neuen Welt eine besondere Theilnahme für ihn kund. „Der volksthümliche Ruhm des großen Entdeckers — bemerkt A. v. H.*) — erhielt sich in seinem vollen Glanze bis zur Beendigung seiner dritten Fahrt,

* Kritische Untersuchung II. 302.

deren Ziel das Festland von Paria war. Die vierte Unternehmung, während welcher der Admiral am meisten die Thatkraft seines ausdauernden Geistes und seine Geschicklichkeit als Seefahrer bekundete, konnte keine großen Wirkungen hervorbringen. Obgleich durch sie die ersten sichern Nachrichten über das Bestehen eines Meeres im Westen von Veragua verbreitet wurden, so verfehlte sie doch ihren Hauptzweck: die Entdeckung einer unmittelbaren Durchfahrt, das Geheimniß der Meerenge. Zwei Jahre früher war schon Rodrigo de Bastidas, nachdem er über das Cabo de la Vela hinausgesegelt war, die Küsten von Santa Martha, den Rio Sinu und den Golf von Darien entdeckt hatte, an dem Isthmus von Panama bis Puerto de Escribanos und Nombre de Dios vorgedrungen."

Die Wichtigkeit der Entdeckungen, welche seit dem Jahre 1497 mit reißender Schnelligkeit auf einander folgten, die Reise des Gama nach Calicut, deren Folgen sich in dem Welthandel früher bemerkbar machten, als die langsame Anhäufung edler Metalle aus Amerika, die Arbeiten des Cabral und Solis, die Entdeckung des Südmeeres durch Balboa sieben Jahre nach dem Tode des Columbus lenkten die öffentliche Theilnahme ab und übergaben auf geraume Zeit denjenigen der Vergessenheit, welcher den ersten Anstoß zu diesen merkwürdigen Unternehmungen gegeben hatte.

Peter Martyr von Anghiera befand sich, wie aus den Daten mehrerer seiner Briefe erhellt, vom 10. Febr. bis zum 26. April 1506 zu Valladolid, demselben Orte, wo

damals Columbus, sein Freund, wohnte und tödtlich krank darnieder lag, und doch erwähnt er weder diese Krankheit, noch den Tod des großen Mannes, obwohl ihn die Nachricht zu Astorga, oder Corunna, wo er sich aufhielt, hätte erreichen müssen.

Eben so wenig weiß Fracanzio de Montalbodo bis zum Jahre 1507 irgend etwas von der vierten, schon i. J. 1502 unternommenen Reise des Admirals und noch weniger irgend etwas von seinem Tode. Und doch lebte Fracanzio zu Vicenza und die Verbindungen zwischen Spanien und Italien waren leider! damals nur zu häufig, indem die Lombardei unter französische Herrschaft, so wie das Königreich beider Sicilien unter spanische gekommen war. In der lateinischen Uebersetzung, deren Vorrede Madrignano am 1. Juni 1508 unterzeichnet hat (Itiner. Portugal. c. CVIII.), findet man die Bemerkung, daß Christoph Columbus und sein Bruder, nachdem sie von ihren Fesseln befreit worden, am glänzenden Hofe der Könige von Spanien bis auf den heutigen Tag nicht ungeehrt (non inhonorifice) leben.

Die Nürnberger, die wegen ihres Landsmannes Behaim Ursache gehabt hätten sich um Columbus' Schicksale mehr als andere deutsche Spießbürger zu bekümmern, scheinen ebenfalls seinen späteren Lebenstagen keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt zu haben. In dem Werke von Ruchhamer (Unbekannthe Landte c. 108), dessen Druck am 20. Septbr. 1508 zu Nürnberg vollendet wurde, heißt es:

„und als Christoffel Dawber mit sampte seynem bruder kumen waren gen Cades und die großmächtigste künge ditz vernamen, schafften sie sie ledig zu lassen und heissen sie williglich und freye zu hoff gan, daselbst sein sie noch auf dem gegenwärtigen tage."

So waren zwei Jahre vergangen, ohne daß man in italienischen und deutschen großen Handels= und Hauptstädten den Tod des Columbus erfahren hatte. (Freilich gab es auch dazumal noch keine Augsburger und Leipziger Allgemeine Zeitung.)

Dieses wegwerfende Vergessen eines so großen Mannes nahm während der ganzen ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts fortwährend zu, als der auf künstlichen Mitteln gegründete Ruhm des Vespucci, die Heldenthaten eines Cortez und die blutigen Eroberungen Pizarro's das gesammte Interesse des handeltreibenden Europa verschlangen, zumal als die Anhäufung von Silber, die auf die Entdeckung der Bergwerke von Potosi (1545) und Zacatecas (1548) folgte, den Preis des Getreides um das Dreifache erhöhte und eine plötzliche Veränderung in den Nominalwerthen sämmtlicher Gegenstände hervorrief. Die Eroberer eines an edlen Metallen so reichen Festlandes verwischten allmälig das Andenken an denjenigen, welcher ihnen den Weg vorgezeichnet hatte. Der Held, welchen bei seiner Rückkehr von der ersten Reise im Jahre 1493 Anghiera „einen gewissen Colon aus Ligurien" nannte, wurde vierzig Jahre nach seinem Tode in dem berühmten Werke:

Da Asia; da João Barros e de Diógo de Conto, Lisboa 1778, dessen erste Abfassung in das Jahr 1552 fällt, geschmäht als „ein Großsprecher, ruhmredig in Aufzählung seiner Geschicklichkeiten, ein Phantast, der fortwährend von seiner Insel Cipango träumt.“

Italien allein schien über den Ruhm Columbus' zu wachen; die herrliche lateinische Prosa des Cardinals Bembo und die erhabnen Verse in Tasso's befreitem Jerusalem sind Zeugen dafür. Bembo hat fast ein ganzes Buch seiner Geschichte Venedigs Columbus und seiner Entdeckung gewidmet, von der er sagt, „daß sie das staunenswürdigste aller Ereignisse sei, welche der menschliche Geist in irgend einem Zeitalter hervorgerufen habe.“ Tasso feiert Columbus durch den Mund der Weissagerin, der Führerin Ubaldo's (Gesang XV. 24—32.):

24.

Schon sehn sie nicht, umringt von hohen Wogen,
Das reiche Cadix, noch die Felsen mehr,
Das Land, die Ufer sind dem Blick entzogen,
Das Meer begrenzt die Luft, die Luft das Meer;
Ubaldo sprach: O Jungfrau, die gewogen
Uns führt in diese See, der Schranken leer,
Sprich, drang kein andrer je in diese Weite?
Giebt's Menschen auch auf dieser Erdenseite?

25.

Sie spricht: Nachdem Alcid*) in Lybiens Sande,
In Spaniens Au'n die Ungeheu'r gefällt,

*) Herkules.

Durchwandert und besiegt all eure Lande,
Vertraute nicht dem Weltmeer sich der Held.
Er setzt ein Ziel dem menschlichen Verstande
Und schloß den Muth in ein zu enges Feld,
Doch diese Schranken gnügen nicht Ulyssen,
Der lüstern war zu sehen und zu wissen.

26.

Er überschritt der Säulen*) Ziel und strebte
In's offne Meer mit kühnem Ruderschwang;
Doch half ihm nicht, was er zur See erlebte,
Weil ihn die Gier des Oceans verschlang.
Euch blieb's verhehlt; denn Dunkelheit umwebte,
Wie seinen Leib, des Helden Untergang.
Wer sonst, vom Sturm gejagt hierher geschwommen,
Ist nicht zurück, wenn auch nicht umgekommen.

27.

Verborgen blieb das Meer, das wir durchstreifen,
Mit seiner Länder, seiner Inseln Zahl,
Doch fehlt es nicht an Menschen diesen Reichen,
Vielmehr höchst fruchtbar sind sie allzumal,
An Zeugungskraft den euren zu vergleichen,
Denn allbefruchtend wirkt der Sonne Strahl.
Und welcher Art, verlangt Ubald Belehrung,
Sind dieser Welt Gesetz und Gottverehrung?

28.

Man ist, versetzt sie, in verschiednen Kreisen
Verschiedner Sitte, Sprach' und Tracht gewohnt.

*) Die Säulen des Herkules werden die vorspringenden Felsen-Ufer Afrika's und Europa's bei der Ausfahrt aus dem mittelländischen Meere durch die Straße von Gibraltar genannt.

Denn die verehren Thiere, jene preisen
Die Erd' als Gottheit, Andre Sonn' und Mond;
Von andern wird mit schauderhaften Speisen
Beim wilden Mahl der Krieger Muth belohnt.
Kurz diesseit Calpe sind der Völker Schaaren
Von Glauben ruchlos, von Gemüth Barbaren.

29.

Ubaldo drauf: Und Gott, der einst dem Staube,
Die Erde zu erleuchten, sich gesellt,
Giebt er der Finsterniß zum ew'gen Raube
Dies große Land, die Hälfte dieser Welt?
Nein! sagte sie, einst naht ihm Peters Glaube,
Dann wird durch jede Kunst dies Land erhellt;
Auch bleibt nicht immer durch des Weges Länge
Euer Volk getrennt von dieser Völker Menge.

30.

Es kommt der Tag, da werden Herkuls Zeichen
Kunstfert'gen Schiffern ein verhöhnter Tand;
Von unbenannten Meeren, dunklen Reichen,
Dringt dann der Ruhm auch bis in Euer Land.
Der Schiffe kühnstes wird das Meer durchstreichen,
Umspannen, deuten, was die Wog' umspannt,
Der Erde Machtbau messen und umfliegen,
Wetteifern mit der Sonn' und sie besiegen.

31.

Ein Mann von Genua wird sich ohne Grausen
Zuerst vertrau'n der unbekannten Fluth;
Und nicht der Winde fürchterliches Brausen,
Der fremde Himmel, der Gewässer Wuth,
Noch was für Schrecken auf dem Meere hausen,
Ein Graunbild für des kühnsten Schiffers Muth:

Nichts hält zurück in Calpe's engen Schranken
Den kühnen Geist, den Helden sonder Wanken.

32.

Du wirst, Colon, zu neuen Polen dringen
Mit günst'gem Segel auf so fernem Zug,
Daß kaum mit tausend Augen, tausend Schwingen,
Der Ruf vermag zu folgen deinem Flug.
Er mag den Bacchus, den Alcid besingen,
Von dir ist schon ein flücht'ges Wort genug.
Dies Wen'ge giebt dem Enkel zu Geschichten
Den würd'gen Stoff, zu göttlichen Gedichten.

Sechstes Buch.

1.

D. Diego Colon.

Wir würden bei unseren Lesern ein unbefriedigtes Gefühl zurücklassen, wenn wir ihnen nicht über den ferneren Verlauf und Ausgang der Angelegenheiten, welche Columbus auf seinem Todbette so lebhaft beschäftigten, jedoch unerledigt blieben, möglichst vollständige Auskunft zu geben suchten.

Nach dem Tode des Vaters nahm D. Diego Colon den Titel eines Admirals und Vice-Königs von Indien an und der König erkannte ihn als Nachfolger in der erblichen Admiralswürde seines Vaters an. Bereits unter dem 2. Juni 1506 erließ der König aus der Stadt Villafranca einen Befehl an den Gobernador Ovando, in welchem es heißt: „Da nach dem Hintritt D. Cristobal Colon's, Admirals von Indien, D. Diego Colon, sein Sohn und Nachfolger in der genannten Admiralswürde, mich gebeten hat,

daß ihm, als Erben und Nachfolger des genannten Admirals, seines Vaters, das Gold und andere demselben angehörende Sachen ausgeliefert werden möchten, und Ich dies für gut finde; so befehle Ich euch, daß ihr dem genannten D. Diego Colon, Admiral der genannten Inseln, oder wen er damit beauftragen wird, das Gold und alle andere Sachen, welche dem Admiral, seinem Vater, bis jetzt gehörten, oder in Zukunft noch gehören würden, ausliefern sollt, so daß er nach seinem Gefallen darüber verfügen kann. Wonach ihr euch zu achten."

Dies war es aber nicht allein, worauf D. Diego gegründete Ansprüche machte; er verlangte, seinem Vater auch in der Stelle eines Vice-Königs und Gobernadors der Inseln und des Festlandes des von ihm entdeckten Indiens zu folgen und in den Genuß der damit verbundenen Einkünfte und Besitzthümer gesetzt zu werden. Nach vielen vergeblichen Bemühungen erhielt er eine, unter d. 28. Aug. 1507 ausgefertigte königliche Ordonnanz, wodurch für's Erste ihm der, in den Privilegien seines Vaters festgesetzte, Zehnte zugestanden wurde.

Hiermit nicht zufrieden, richtete D. Diego an den König, der ihn mit leeren Versprechungen hinzuhalten suchte, die Bitte, ihm zu gestatten, seine Ansprüche vor dem Gerichtshofe der indischen Angelegenheiten im Wege Rechtens verfolgen zu dürfen. Der König, der ihm bereits unmittelbar nach dem Tode des Vaters den erblichen Titel ei-

nes Admirals zugestanden und ertheilt hatte, konnte ihm diese Bitte nicht abschlagen.

D. Diego reichte hierauf eine ausführliche Auseinandersetzung der Ansprüche ein, welche er, als ältester Sohn des Admirals, Gobernadors und Vice-Königs von Indien, vermöge der Capitulacionen, welche die Krone mit seinem Vater abgeschlossen hatte, zu machen sich für berechtigt hielt. Hierauf wurde ihm erwiedert: „ein hinreichender Grund der Nichterfüllung seiner Ansprüche sei der, daß ein ausdrückliches Gesetz vom Jahre 1480 festsetze, daß kein Amt, welches eine Rechtsverwaltung in sich schließe, erblich vergeben werden dürfe, daß demnach die, dem Admiral D. Cristobal Colon in den Capitulacionen vom Jahre 1492 zugestandenen, Würden und Aemter als Gobernador und Vice-König von Indien ihm nur auf die Dauer seines Lebens hätten verliehen werden können, und daß sie außerdem noch ihm bereits während seines Lebens wegen Mißbrauchs seiner Gewalt und Ueberschreitung seiner Befugnisse entzogen worden seien. Dergleichen Zugeständnisse würden die erblichen Rechte der Krone beeinträchtigen und sie dürfe sich derselben niemals begeben."

In seiner Entgegnung gab D. Diego zu bedenken: jene Capitulacionen seien ein bindender Vertrag, in aller Form Rechtens abgeschlossen, und es würde der Ehre der Krone derjenige zu nah treten, welcher an der Erfüllung des, von zweien Königen mündlich und schriftlich gegebenen, Wortes zu zweifeln wage. Außerdem sei ihm aber bereits sogleich

nach dem Tode seines Vaters der Titel eines Admirals von Indien von dem Könige in allen an ihn gerichteten Schreiben ertheilt und durch königliche Cabinetsbefehle (cedulas) aus Villafranca v. 2. Juni 1506 und von Almazan vom 28. August 1507 der Zehnte aus den Einkünften der indischen Besitzungen zugestanden worden; somit habe er gegründete Ansprüche, daß die anderen Privilegien ihm ebenfalls zugestanden würden. Was die Berufung darauf betreffe, daß seinem Vater die Statthalterschaft wegen Mißbrauchs seiner Gewalt entzogen worden sei, so wäre dies gegen alle Wahrheit. Es sei Frechheit und Anmaßung von Seiten Bobadilla's gewesen, daß er den Admiral, Vice-König und Gobernador im Jahre 1500 als Gefangenen mit Ketten belastet nach Spanien geschickt habe. Diese grausame und ungerechte Maßregel sei gegen den Befehl der Könige ausgeführt worden, wie aus ihrem Schreiben an den Admiral von Valencia de la Torre vom Jahre 1502 erhelle, worin sie ihr schmerzlichstes Bedauern über seine Verhaftung ausgedrückt und ihm die Versicherung ertheilt hätten, es solle ihm Genugthuung gegeben und sowohl ihm, als seinen Kindern jedes ihm ertheilte Privilegium ungeschmälert erhalten werden.

Der Prozeß wurde nun (1508) förmlich eingeleitet, und zwar in einer Weise, daß es von Seiten des Fiscals der Krone nur darauf angelegt zu sein schien, ihn zu einem e n d l o s e n zu machen.

Als die Sachen sich so schwierig und weitaussehend

für D. Diego anließen, griff er zu einem Mittel, welches von entscheidenderer Wirkung war, als die hervorgesuchten königlichen Urkunden und Privilegien; er suchte durch eine vornehme Heirath in den allvermögenden Zauberkreis des Hofadels einzudringen. Sein Vater hatte ihm einen ruhmvollen Namen, Ansprüche auf große Titel und Reichthümer hinterlassen, und ihm, der als Page an dem Hofe erzogen worden war, fehlte es weder an gefälliger Bildung, noch an Bekanntschaft, da er für einen feinen und liebenswürdigen Caballero galt. Er warb um die Hand Donna Maria's de Toledo, Tochter des Commendador mayor von Leon und Ober-Jägermeisters (cazador mayor) des Hofes, D. Hernando de Toledo, und Nichte D. Fedrique Toledo's, Herzogs von Alba, gefürchteten Andenkens. „Letzterer — bemerkt A. v. H. — war einer der mächtigsten Männer des Königreichs, Günstling und naher Verwandter Ferdinands des Katholischen, welchem er mit edelmüthiger Treue ergeben geblieben war, als während der Zwistigkeiten Ferdinands mit Philipp von Oestreich fast sämmtliche Granden sich von ihm getrennt hatten, den das Glück verlassen zu haben schien. Diese Verbindung mit dem Hause Alba und der thätige Schutz, welcher eine Folge davon war, gereichte dem D. Diego zu größerem Nutzen, als die Erinnerung an die von Christoph Columbus geleisteten Dienste.“

Die Anträge des jungen Admirals fanden Gehör, er vermählte sich mit Donna Maria. So hatte er nun „jenes magische Band: Verwandtschaft bei Hofe,“

gefunden und die Gunst Ferdinands, welche sich so lange dem Sohne Columbus' verschlossen hatte, bestrahlte ihn nun, wenn auch kalt, als den Neffen des Herzogs von Alba.

Die nächste Folge hiervon war ein Cabinetsschreiben des Königs an D. Diego vom 9. August 1508, worin ihm die Erlaubniß ertheilt wurde, nach Indien zu gehen, dort zu wohnen und zu bleiben, um die Stelle eines Gobernadors zu übernehmen, jedoch mit dem beschränkenden Zusatze: „insofern die Uebernahme dieser Stelle den Rechten keiner der Parteien zu nahe trete" (sin prejudicio de ninguna de las partes).

Dies konnte freilich nicht genügen, denn schwerlich würde auf Vorzeigung dieses Briefes der Gobernador Ovando seine Stelle in die Hände D. Diego's niedergelegt haben. Es kam jetzt darauf an, eine förmliche Bestallung als Gobernador und die Abberufung Ovando's auszuwirken; auch dies erreichte D. Diego. Er erhielt ein, unter dem 29. Oct. 1508 ausgefertigtes königliches Decret (real provision), in welchem es heißt: „Es ist mein gnädigster Wille, daß Don Diego Colon, Admiral von Indien, der Inseln und des Festlandes, für mich die Statthalterschaft und das Richter-Amt, so weit es mir zusteht und auf die Zeit, als es mir gefällt, übernehmen soll. Demnach befehle ich Euch allen und jedem einzeln, daß Ihr nach Einsicht dieses Meines Briefes ohne irgend einen Aufschub und Verzögerung und ohne weiter bei Mir nachzusuchen, oder anzufragen, ohne

einen anderen Brief und Bescheid von mir, oder einen zweiten und dritten Befehl erst abzuwarten, von dem genannten D. Diego Colon den bei solchen Veranlassungen feierlichen Eid empfangen sollt, worauf Ihr ihn als Meinen Richter und Gobernador der genannten Inseln und des Festlandes anzuerkennen habt." Nachdem die dem Gobernador unbeschränkt ertheilten Befugnisse ausführlich aufgezählt worden sind, heißt es dann weiter: „Und durch diesen Meinen gegenwärtigen Brief befehle ich Don Frey Nicolas de Ovando, Comendador mayor de Alcantara, meinem Gobernador der genannten Inseln, sobald er vermöge dieses Schreibens aufgefordert wird, ohne weiter bei Mir anzufragen, dem genannten Admiral die Gerichtsstäbe der Alcaden und Alguacils sämmtlicher Inseln und des Festlandes zu übergeben und sich derselben nicht ferner ohne Meine besondere Erlaubniß zu bedienen, bei der Strafe, welche diejenigen trifft, die als Privatpersonen öffentliche Aemter ausüben, zu denen sie weder Bestallung noch Vollmacht haben. Außerdem ist es mein Wille und Befehl, daß wenn der genannte Admiral es Meinem Dienste zuträglich, oder zur Vollziehung der Justiz nothwendig finden sollte, daß irgend wer, sei er ein Caballero, oder eine andere Person, der gegenwärtig auf den genannten Inseln oder Festlande wohnt, oder wohnen wird, sofort abziehe und nicht wieder komme, sondern vor Mir sich stelle, so kann er dies einem jeden befehlen und ihn fortweisen. Dem, oder denen er solches befiehlt, befehle ich hierdurch,

sofort Folge zu leisten, ohne zuvor sich an Mich zu wenden, oder einen anderen Brief und Befehl zu hoffen, Appellation, oder Bittschrift einzureichen, bei den Strafen, welche ich hiermit festsetze u. s. w. Ich der König."

Durch einen königlichen Befehl vom 13. Dec. 1508 wurden die Beamten der Seehandlungskammer in Sevilla beauftragt, dem Bevollmächtigten des Admirals und Gobernadors von Indien D. Diego Colon alle Rechnungen über Ein- und Ausfuhr und was sonst den Handel nach Indien und von dort hierher betreffe, jedwede geforderte Auskunft zu geben. Ein zweiter Befehl von demselben Tage ertheilte jener Handlungskammer die Weisung, daß bei der Ueberfahrt des neuernannten Gobernadors D. Diego Colon es wegen der Befreiung von allen Abgaben eben so gehalten werden sollte, wie es bisher geschehen sei.

Die Abreise D. Diego's nach San Domingo erfuhr noch einigen Aufschub dadurch, daß er selbst darauf drang, den von ihm anhängig gemachten Prozeß wider den Fiscus noch während seiner Anwesenheit in Gang gebracht zu sehen und mehr vielleicht noch dadurch, daß der König die Ausfertigung der Instruction von einem Monat zum anderen verzögerte. Sie erfolgte endlich, ausgefertigt unter d. 3. Mai 1509, und zwar in einer, noch weit mehr in das Einzelne gehenden Ausführlichkeit abgefaßt, als je eine vorher. Man erkennt in der Abfassung sogleich, daß eine geistliche Hand — wahrscheinlich die des Bischofs Fonseca — die Feder führte.

„Vor allen Dingen — so beginnt die Instruction — werdet Ihr mit größtem Fleiße die Angelegenheiten, welche den Dienst Gottes unseres Herrn betreffen, mit großem Fleiße besorgen. Und da ich an unsern sehr heiligen Vater in Rom wegen Prälaten für die Insel Española geschrieben habe, und unterrichtet worden bin, daß meine Bitte Erfolg gehabt, so wünsche ich, daß die Kirchen auf der genannten Insel so gut, als es sich gehört, versorgt werden mögen. —

„Ferner werdet Ihr dafür Sorge tragen, daß alle, die auf der Insel wohnen, ein, so viel als möglich anständiges, unsern Herrn nicht beleidigendes Leben führen, weshalb Ihr auf die Beobachtung der Gesetze zu sehen habt, welche Ich und die Königin Doña Isabel, meine Gemahlin, — ihr ward die ewige Gloria zu Theil — gegeben haben, insonderheit die wegen des Schwörens und Spielens." —

Daß diese Instruction offenbar von einer anderen Hand herrührt, als die Ernennung, dürfte auch daraus hervorgehen, daß, während jene die Abberufung Ovando's in strengen und kurzen Worten enthält, in der Instruction seiner mit größtem Lobe gedacht wird.

Jenem Ovando, dessen Mordlust und Menschenschlächtereien am Hofe sehr wohl bekannt waren, wird hier das rühmlichste Zeugniß ausgestellt. „Und da Ich — lautet die Instruction — unterrichtet bin, daß D. Frey Nicolas de Ovando, bisheriger Gobernador, eine sehr gute Weise

in allem, was eine gute Verwaltung betrifft, beobachtet hat, so werdet Ihr, sobald Ihr auf der Insel angekommen sein werdet, ihm einen Brief, den ich Euch an ihn mitgebe, einhändigen, worin ich ihn beauftrage, Euch ein ausführliches Memorial, mit seines Namens Unterschrift versehen, einzuhändigen, über die Art und Weise seiner sehr guten Verwaltung dieser Insel. In allen Fällen und Angelegenheiten, über welche Ihr keine Befehle von mir erhalten habt, werdet Ihr Euch nach dem Memorial des Comendadors D. Frey Nicolas de Ovando richten, bis Ich Euch mit ferneren Instructionen versehen werde.

„Da es ferner mein vorzüglichster Wunsch immer war und noch ist, daß die Indianer sich zu unserem heiligen katholischen Glauben bekehren, damit ihre Seelen nicht verloren gehen und es daher nöthig ist, daß sie in unserem heiligen Glauben unterrichtet werden, so habt Ihr Euch alle Mühe zu geben, daß diese Leute ohne allen Zwang durch die von Uns dahin geschickten Geistlichen in unserm heiligen Glauben mit vieler Liebe unterwiesen werden.

„Ein jedes Dorf soll einen Geistlichen erhalten; dieser soll in der Nähe der Kirche ein Haus haben, wohin Ihr die gesammte Dorfjugend (todos los niños de la poblacion) zu bescheiden habt, damit diese daselbst Unterricht in den Lehren unseres heiligen Glaubens erhalte.

„Von Meinetwegen werdet Ihr den Caziken und den anderen Vorstehern sagen, wie es Mein Wille sei, daß sie und ihre Indianer so gut wie Unsere Unterthanen und

Landskinder behandelt werden sollen, und daß, wenn ihnen in Zukunft einer schlecht begegnet, sie es Euch wissen lassen sollen, da Ihr von Uns Befehl habt, in dergleichen Fällen mit Strenge einzuschreiten.

„Desgleichen werdet Ihr auch von Meinetwegen den genannten Caziken sagen, daß es Unser Wille ist, daß sie ihre Indianer gut behandeln.

„Auch habt Ihr Befehl zu geben, daß die Indianer ihre Feste und Ceremonien, die sie zu halten pflegen, einstellen sollen. Halten sie dergleichen, so sollen sie in ihrer Lebensweise die Formen wie die anderen Völker Unserer Königreiche beobachten (etwa Stiergefechte?), jedoch muß man sie nach und nach daran gewöhnen, ohne ihnen Aergerniß zu geben, oder sie schlecht zu behandeln.

„Da gegenwärtig zwischen den Christen und Indianern Friede, Freundschaft und Einigkeit besteht und keine Rauferei und Skandal stattfindet, so werdet Ihr befehlen, daß keiner sich untersteht, den Indianern Waffen zu geben, oder zu verkaufen, weder zum Angriff, noch zur Vertheidigung, bei namhafter Strafe. Sollten sich aber bei den Indianern Waffen vorfinden, so habt Ihr sie ihnen wegzunehmen.

„— Da bei dem Einsammeln und Graben des Goldes viele Betrügereien vorkommen können, so habt Ihr dafür zu sorgen, daß die Leute, wie bisher, in Rotten von zehn Mann, oder welche Anzahl Ihr sonst für gut findet, dahingehn, nur daß immer eine zuverlässige Person dabei ist,

worüber Ihr Euch bei dem jetzigen Gobernador genau unterrichten werdet.

„Ferner habt Ihr zu sorgen, daß alle, die auf dieser Insel leben, arbeiten und niemand faulenze, denn die Faulheit ist Ursach böser Streiche, als da sind: Spielen, Fluchen und Gott unsern Herrn in vielerlei Weise zu beleidigen.

„Ihr werdet von dem genannten Comendador mayor und von seinen Beamten für die ganze Zeit ihrer Verwaltung der Insel Española Euch Rechnung ablegen lassen binnen dreißig Tagen, und was die Person des Gobernadors betrifft, so werdet Ihr von ihm die Rechnung als Procurator abnehmen. Sollten sich Personen finden, die Beschwerde über die bisherige Verwaltung zu führen hätten, so habt Ihr dergleichen nach den Euch ertheilten Instructionen abzumachen.

„Da Uns die Bekehrung der Indianer sehr am Herzen liegt, diese aber durch die Anwesenheit von Personen, deren Glaube verdächtig ist, gehindert werden könnte, so habt Ihr niemals zu gestatten, daß sich daselbst Mauren, Ketzer, Juden oder Personen, welche sich erst seit kurzem zu Unserm heiligen Glauben bekennen, mit Ausnahme der Neger- und anderer Sclaven, daselbst aufhalten.

„— Da Wir in Erfahrung gebracht, daß einige Geistliche, denen man Indianer zugetheilt hat, anstatt die Sacramente zu verwalten und den Gottesdienst zu besorgen, mit diesen Leuten Feldbau und andere Geschäfte treiben,

womit unserm Herr Gott schlecht gedient ist, so habt Ihr darauf zu sehen, daß dergleichen Geistlichen keine Indianer mehr zugetheilt werden" u. s. w.

Mit dieser Instruction und einer wohlausgerüsteten Armada versehen, schiffte D. Diego Colon sich am 9. Juni 1509 mit seiner Gemahlin, seinem Bruder Fernando und seinen beiden Oheimen, dem Adelantado und D. Diego, der in den geistlichen Stand getreten war, nach San Domingo ein. Obschon der König dem neuernannten Gobernador den Titel eines Vice-Königes vorenthielt, so nahm dennoch D. Diego denselben an, wie es scheint, vornehmlich deshalb, um seiner Gemahlin gefällig zu sein, welche auf dergleichen Auszeichnungen einen ganz besondern Werth legte. Ein förmlicher Hofstaat von Rittern, Pagen und Edelfräuleins gingen mit an Bord, um an dem glänzenden Hofe des Vice-Königs von Indien sich mit Gold und Perlen köstlich zu schmücken; allein nur die Gemahlin des Gobernadors erhielt die Begünstigung, „seidene Stoffe" tragen zu dürfen, wozu eine besondere königl. Erlaubniß nöthig war.

Nach einer raschen und glücklichen Ueberfahrt kam D. Diego am 10. Julius 1509 im Hafen von San Domingo an. Der Comendador Ovando fügte sich ohne Widerrede in den königlichen Befehl, legte seine Würde und Gewalt in die Hände D. Diego Colon's nieder und proclamirte ihn selbst als den neuernannten Gobernador, worauf er die Zurückreise nach Spanien antrat.

Don Diego begann seine Herrschaft als Vice-König mit einem Glanze, wie man ihn bisher in der Colonie noch nicht gekannt hatte. Die Vice-Königin, eine Dame, die in den glänzenden Cirkeln des spanischen Hofes gelebt hatte, sorgte für einen besseren, geselligen Ton, so daß jetzt ein neues Leben in San Domingo begann. Die auf der Insel zerstreuten Colonisten fanden sich in der Hauptstadt gern bei den Festen ein, welche die Vice-Königin mit Geschmack und Aufwand veranstaltete, und da so manches arme Fräulein durch Vermählung mit einem reichen Eigenthümer ihr Glück machte, folgten bald mehrere Familien aus dem Mutterlande nach. Der Einfluß europäischer Frauen auf die Sitte und Bildung in der Colonie machte sich bald bemerkbar, und man muß ihnen den Ruhm zugestehen, daß ihre Bemühungen einen günstigeren Erfolg, selbst auf die indianische Bevölkerung ausübten, als die der schmutzigen Franciscaner und fanatischen Dominikaner mit ihren Meßbüchern und Rosenkränzen.

So glänzend und befriedigend aber auch der Beginn der neuen Regierung gewesen war, so sollte diese Freude nicht von Dauer sein. Don Diego erfuhr, was sein Vater sein ganzes Leben hindurch erfahren hatte, daß ein Admiral und Gobernador von Indien gegen die losgelassenen Elemente des Himmels und die widerwärtigen Leidenschaften der Menschen einen schweren Kampf zu bestehen habe.

Eben war ein neues Landhaus vollendet worden, leicht aufgebaut, wie es für den Sommeraufenthalt in jenem

milden Clima hinreichte. Die Vice-Königin hatte in dem, mit bunten Lampen erleuchteten, Garten unter breitblättrigen Bananen und hochstämmigen Palmen eine zahlreiche Gesellschaft versammelt, die sich mit Tanz bei dem Klang der Guitarre und Castagnetten, mit castilianischem Gesang und spanischem Weine vergnügte, als man in der Ferne ein dumpfes Brausen vernahm, in welchem die mit den dortigen Witterungsveränderungen Vertrauten das Herannahen eines jener fürchterlichen Orkane erkannten, welcher, nicht zufrieden mit der Beute, die er auf dem Meere ergreift, auch in die Pflanzungen und Wohnungen auf dem festen Lande einbricht und so schreckliche Verwüstungen anrichtet, als Feuer und Wasser es nur immer vermögen.

Ein solcher Uragon überraschte an jenem Festtage mit fürchterlichem Ueberfall die Stadt Domingo und zerstörte Gärten und Wohnungen auf eine entsetzliche Weise. Viele der, in dem Garten der Vice-Königin anwesenden Gäste wurden von entwurzelten Bäumen, fliegenden Dächern und Balken beschädigt, andere fanden ihr Haus gar nicht wieder, da es von dem Sturm in den Lüften davon geführt worden war.

Am folgenden Tage hellte sich der Himmel wieder auf, der Orkan hatte ausgetobt, die Pflanzer sorgten für thätige Hände, um die Felder und Gärten wieder in Ordnung zu bringen, und es fehlte nicht an Palmenblättern und Zimmerholz, um sich bald wieder unter Dach und Fach zu befinden.

Nicht so leicht gelang es Don Diego die feindlichen Mächte zu beschwören, die, von Neid und Mißtrauen aufgeregt, ihm das Leben verkümmerten. Der König hatte, wahrscheinlich durch den zurückgekehrten Ovando, die übertriebensten und gehässigsten Gerüchte über die unumschränkte Gewalt, die sich D. Diego anmaße, und über die königliche Hofhaltung, die er führe, vernommen. Es wurden daher von Seiten des Hofes schon im nächstfolgenden Jahre Maßregeln angeordnet, denen keine andere Absicht zum Grunde lag, als den Gobernador von Española wo möglich ganz allein auf diese Insel zu beschränken.

Ohne auf die, D. Diego bereits zugestandenen, Rechte und Privilegien Rücksicht zu nehmen, erließ der König eine öffentliche Erklärung, wodurch er den Isthmus von Darien in zwei große Provinzen theilte. Zum Gobernador der, von dem Meerbusen von Uraba östlich gelegenen Provinz, welche den Namen Neuandalusien erhielt, wurde Alonzo de Ojeda*), und zu dem der westlichen Provinz, zu welcher das goldreiche Veragua gehörte und Castilla del Oro heißen sollte, Diego de Nicuessa ernannt.

Der Vice-König fühlte sich durch diese Maßregel, die man ohne die mindeste Berücksichtigung seiner Rechte genommen hatte, um so mehr verletzt, als dadurch seinem Ansehen auf Española Eintrag geschah; denn die Uebelwollenden

*) Derselbe, welcher Columbus auf seiner zweiten Reise begleitete und später mit Vespucci und Anderen mehrere Reisen unternommen hatte.

erkannten sehr bald, daß er sich nicht allzugroßer Gunst bei dem Könige erfreue. Durch den Bischof von Burgos, den unversöhnlichen Fonseca, der den Haß, den er gegen den Vater gehegt, auf den Sohn übertrug, war ein Schatzmeister des Königs, Miguel Passamonte, nach Española geschickt worden, welcher sich bald an die Spitze einer Partei stellte, die sich „die königliche" nannte. Passamonte schrieb die lächerlichsten Anschuldigungen gegen D. Diego an den Bischof Fonseca, welcher nicht unterließ, den König fortwährend anzugehen, er möge D. Diego wieder abrufen und ihn auffordern, zuvörderst den bereits auf seinen eigenen Wunsch eingeleiteten Prozeß vor dem Amte der indischen Angelegenheiten zu Ende zu führen.

Zu den, dem Könige berichteten Verleumdungen gehörte unter anderen auch dies, daß man Anzeige machte, der Gobernador baue ein großes, steinernes Haus mit vielen Fenstern, welches er zu einer Festung bestimmt habe, um sich zum unumschränkten Herrn von Indien zu machen.

Obschon der König selbst dem Gobernador in der ihm ertheilten Instruction ausdrücklich anbefohlen hatte, noch mehrere Festungen zur Sicherstellung des Landes zu bauen, obschon ein erfahrner Officier, Amador de Lares, welcher die Kriege in Italien mitgemacht, sein Gutachten dahin abgab, daß jenes Haus keine casa fuerta (Festung), sondern nur der Hitze wegen mit starken Mauern versehen sei, so gab doch der ohnehin schon mißtrauische Ferdinand den boshaften Zuflüsterungen Gehör. Selbst solche Unternehmun-

gen, deren Gelingen zum Vortheil der Krone nicht in Abrede gestellt werden konnten, wie die Colonisations-Versuche auf Jamaica, zu welchen Juan de Esquibel beauftragt worden war, und die Errichtung einer Niederlassung auf Cuba 1510 nach einem hartnäckigen Kampfe, waren nicht im Stande die Feinde Don Diego's zu entwaffnen und ihm die Gunst und das Vertrauen des Königs zu gewinnen. Dieser entzog ihm jetzt auch noch die Verwaltung der Insel Portorico (Borriquen, Isla de Carib, auch San Juan genannt) und stellte sie unter den Befehl Ponce de Leon's. Auf Española aber wurde die, von dem Gobernador bisher ausgeübte Gewalt dadurch sehr beschränkt, daß der König 1510 in San Domingo einen höchsten Gerichtshof einsetzte, an welchen man von den Entscheidungen des Vice-Königs selbst in solchen Fällen, welche früher ausschließlich ihm vorbehalten waren, appelliren konnte. Wenn W. Irving aber von ihm rühmt, „daß er sich den repartimientos, dieser Quelle aller Arten von Unmenschlichkeiten, widersetzt habe", so stimmt dies nicht mit anderen, mehr beglaubigten Nachrichten überein. „Der Admiral D. Diego", erzählt A. v. Humboldt*) mit Berufung auf Gomara und Herrera, „war ein Mann von äußerst sanfter Gemüthsart, der ziemlich allgemein in dem Rufe stand, die Eingebornen zu begünstigen; doch verwickelten ihn unkluge Freunde in einen Zank mit Mönchen, welcher einen vielfältigen Wiederhall bei Hofe

*) Kritische Untersuchungen. T. II. 265.

fand. Er verlangte einen öffentlichen Widerruf von dem Pater Antonio Montesino, einem Dominikaner-Mönche, welcher in einer etwas hitzigen Predigt die Rechte der Eingebornen auf eine ihm zur Ehre gereichenden Weise vertheidigt und vielleicht mit übergroßer Heftigkeit die Colonisten von der Kanzel herab anklagte: diejenigen zu Sclaven machen zu wollen, welche Religion und Gesetz für freie Menschen erklärten. Es ereignete sich damals, was auch heutigen Tages noch zu geschehen pflegt, wenn die weltliche Macht etwas verlangt, was der Hierarchie der Geistlichkeit beleidigend für ihre Ehre und Unabhängigkeit zu sein scheint. Der Pater Montesino, von dem Superior seines Ordens aufgeregt, hielt eine zweite, noch viel freimüthigere Predigt. Er handelte in dem System seiner Ordensbrüder, welche, wie Gomara sagt, „die Eingebornen den Hofleuten und den, von der Insel abwesenden, Eigenthümern abwendig machen wollten (quitar los Indios a los cortesanos y ausentos), weil diejenigen, welche die Verwaltung in ihrem Namen führten, sie mißhandelten."

Um diese Zeit, im Jahre 1511, zählte man auf Española schon nicht mehr als 14,000 Indianer, deren Anzahl noch viel reißender durch die tollen Maßregeln abnahm, welche Rodrigo Albuquerque ergriff, der den gefährlichen Titel: Repartidor de Caziques y Indios por los poderes reales (Vertheiler der Caziken und Indianer für die königlichen Gewalthaber) annahm. Dagegen nahm die schwarze Bevölkerung durch Einfuhr von Negersclaven von Guinea jährlich

zu. Der König hatte diese Einfuhr auf die Vorstellung der Dominikaner, welche dadurch den Indianern eine Erleichterung zu verschaffen beabsichtigten, genehmigt. Die Arbeiten der Eingebornen sollten auf ein Drittel der bisherigen Arbeit herabgesetzt werden, jedoch waren von dieser Begünstigung die Caraiben, welche fortwährend als Menschenfresser behandelt wurden, obschon sie dieses Appetites nie mit Gewißheit überführt worden sind, ausgenommen. Auf sie war es auch jetzt noch gestattet Jagd zu machen, um sie als Sclaven einzufangen. Damit man sie aber von den freien Indianern, mit denen sie von gleicher kupferfarbnen Raçe waren, unterscheiden konnte, hatte der König befohlen, sie mit einem glühenden Eisen, auf welchem sich eine Krone befand, am Schenkel zu brandmarken; eine, in den königlichen Stutereien und Marställen ebenfalls übliche Weise, die Pferde und Maulthiere zu zeichnen.

Während Don Diego die Regierung in Española führte, wurde der Vertilgungskrieg gegen die Bewohner der verschiedenen Inseln in derselben grausamen Weise fortgeführt, wie unter Ovando, und auch jetzt noch theilten die stolzen, katholischen Spanier den Ruhm, bei diesen Menschenhetzjagden sich auszuzeichnen, mit ihren Bluthunden. Unter den letzteren gelangte einer Namens Bezerrillo zu solcher Berühmtheit, daß die Geschichte seine Thaten aufbewahrt hat, während die so manches tapfern Edelmannes der Vergessenheit übergeben worden sind.

Bezerrillo verdankte diesen Namen seiner schon in frühester Jugend sich ankündigenden großen Gestalt, denn bezerro heißt ein Kalb, und so glaubte man dem Hunde zu schmeicheln, wenn man ihn „Kälbchen" taufte.

Sein Herr, Sancho de Aranza, wird uns als ein tapfrer Ritter gerühmt.

2.

Don Diego's Prozeß mit der Krone.

Die mehrfachen Kränkungen, welche D. Diego durch die Ernennungen verschiedener Gobernadoren auf den Inseln, die zu dem Bezirk seiner Verwaltung gehörten, erfuhr, und vornehmlich wohl der langsame Gang seines Prozesses veranlaßten ihn im Jahre 1514 den König um die Erlaubniß zu ersuchen, nach Spanien zurückkehren zu dürfen. Sie wurde ihm gewährt und er ging am 9. April 1515, nachdem er dem Adelantado die Statthalterschaft übergeben und ihm seine Gemahlin und Kinder, die er zurückließ, zur Beschützung anempfohlen, nach Cadix unter Segel.

Er fand bei dem Könige die ehrenvollste Aufnahme. Ferdinand erkannte mit dem lebhaftesten Danke an, daß der Admiral die Inseln Cuba und Jamaica vollständig unterworfen und der Krone reiche Zusendungen an Gold und Perlen gemacht hatte. Er gab seine Zustimmung zu den Einrichtungen, welche er auf Española zur Erleichterung der Eingebornen getroffen und befahl, daß alle gegen ihn, bei dem in San Domingo niedergesetzten Appellations-Gericht

angebrachten, Prozesse niedergeschlagen und ihm, dem Könige, zur eigenen Entscheidung vorgelegt werden sollten. Sobald aber der Admiral einen Antheil an dem Gewinn in Anspruch nahm, der in den letzten Jahren aus den reichen Goldminen der Küste von Veragua, der man den Namen Gold-Castilien gegeben, eingegangen war, zeigte sich Ferdinand hierzu keineswegs geneigt, vielmehr ertheilte er seinem Fiscal den Befehl, dem Prozeß wegen des Majorats seinen weiteren Lauf zu lassen, auch sofort Untersuchung und Zeugenverhöre darüber anzustellen, ob dasjenige Land, welches der Admiral D. Cristobal Colon entdeckt habe, „zu dem Festlande von Asien" gehöre und ob nicht bereits vor ihm schon Andere dies Land betreten hätten.

Die Acten dieses Prozesses sind neuerdings aufgefunden worden; wir haben schon mehrmals in dem Leben Columbus' Veranlassung genommen, uns auf sie zu beziehen, und kommen hier noch einmal ausführlicher auf sie zurück.

Schon in früher Zeit war Columbus nicht ohne Besorgniß, daß nach seinem Tode der spanische Hof seinem Sohne D. Diego das ihm verschriebene Anrecht auf die Nachfolge in den Würden und Einkünften des Vaters vorenthalten werde. Er schickte deshalb im Jahre 1502 gerichtlich beglaubigte Abschriften der Capitulacionen, Privilegien und Briefe, welche er von dem Könige und der Königin besaß, an den Doctor der Rechte, Messer Nicolo Oderigo, Gesandten der Republik Genua am spanischen Hofe, mit dem Auftrage, für die Aufbewahrung derselben bei der

St. Georgs Bank in Genua Sorge zu tragen. Um diese für die Erfüllung und Vollziehung jener Privilegien zu interessiren, hatte er seinem Majorats-Erben die Verbindlichkeit auferlegt, der Stadt Genua den Zehnten aller seiner Einkünfte auszuzahlen, welcher dazu verwendet werden sollte, die Preise des Korns, des Weines und anderer Lebensmittel herabzusetzen. Die Antwort des Magistrats der St. Georgs Bank war nicht in seine Hände gelangt, und da nach dem Tode der Königin die Hoffnung auf die Erfüllung des königlichen Wortes immer mehr schwand, schrieb er an den Gesandten Dr. Oderigo noch folgenden zweiten Brief, der aus Sevilla vom 27. Dec. 1504 datirt ist.

„Tugendsamer Herr,

Als ich mich auf diejenige Reise begab, von welcher ich jetzt zurückkehre, sprach ich ausführlich mit Euch und ich glaube, Ihr werdet Alles wohl im Gedächtniß behalten haben. Ich meinte, ich würde nach meiner Rückkehr Briefe von Euch, oder einem Beauftragten finden. Damals gab ich auch an Franzisco Ribarolo einen Band mit abgeschriebenen Briefen und einen zweiten mit meinen Privilegien in einem Futteral von buntem Cordovan mit einem silbernen Schloß und zwei Briefe an die St. Georgs Bank, welcher ich den Zehnten meiner Einkünfte anwies zur Herabsetzung des Zolles auf Korn und andere Lebensmittel; über dies Alles ist mir keine Nachricht zugegangen. Messer Francesco sagt mir, daß Alles richtig übergeben worden sei. Wenn dem so ist, dann war es eine Unhöflichkeit der Herren der

St. Georgs Bank, keine Antwort zu geben, denn dadurch wären ihre Geschäfte nicht größer geworden, was das Sprichwort bestätigt:

Diene der Gemeine
Und du dienest keinem.*)

Einen zweiten Band meiner Privilegien gab ich in Cadix Franco Catanio, dem Ueberbringer dieses, damit er es gleichfalls überbrächte, alles unter nöthiger Sicherheit und Vollmacht, damit es Euch um so willkommner sei.

Bei meiner Abreise erhielt ich von dem Könige und der Königin, meinen Herren, einen Brief, davon ich ebenfalls eine Abschrift beifüge; ihr seht, daß derselbe sehr zu rechter Zeit kam, denn D. Diego ist nicht in Besitz gesetzt worden, wie es versprochen worden war.

Während meines Aufenthaltes in Indien schrieb ich an Ihre Hoheiten drei oder viermal über meine Reise; einen Brief erhielt ich zurück, ich schließe ihn hier bei, mit dem Nachtrag zu meiner Reise in dem anderen Briefe, damit Ihr ihn Herrn Juan Luis geben möget, dem ich schreibe, daß Ihr der Vorleser und Verdolmetscher (enterprete) desselben sein werdet. Ich wünsche Briefe zu erhalten, die ich vorzeigen kann und die behutsam von unserer Unterhandlung sprechen.

Ich liege hier sehr krank darnieder und nun fehlt mir

*) quien sirve a comun
non sirve a nigun.

auch die Königin, meine Herrin, die bei Gott ist, und ich sah sie nicht wieder.

Bis jetzt kann ich nicht sagen, welche Wendung meine Angelegenheiten nehmen werden; ich glaube, Ihre Hoheit die Königin wird in ihrem Testamente dafür gut gesorgt haben, und der König, mein Herr, antwortet sehr gnädig. Franco Cataneo wird alles Uebrige ausführlich berichten. Unser Herr nehme Euch in seinen Schutz.

Sevilla, d. 27. Dec. 1504.

Der Ober-Admiral des oceanischen Meeres, Vice-König und Gobernador von Indien ꝛc.

S.
S. A. S.
X M Y
XPO FERENS.

Die Besorgnisse des Admirals bestätigten sich leider nur zu sehr. Aus den Acten des genannten Prozesses verdanken wir Navarrete vollständigere Auszüge, als sie W. Irving, dem dieselben Quellen zu Gebot standen, mittheilt. Beide benutzten die Auszüge, welche D. Josef de la Higuera y Lara, General-Archivar von Indien, 1826 und die Abschriften, welche der Historiker D. Juan Bautista Muñoz in dem Archiv in Sevilla machten. Diese Acten bestehen theils in der Beweisführung (probanzas) des königlichen Fiscals, mit den, von ihm an die Zeugen gerichteten Fragen (preguntas) und deren Aussagen und Antworten; theils in der Beweisführung des Admirals D. Diego Colon mit

den von seinem Anwalt an die Zeugen gerichteten Fragen und deren Aussagen und Antworten.

Das ganze Verfahren scheint ein sehr unregelmäßiges und in sofern auch sehr weitschichtiges gewesen zu sein, als der Prozeß vom Jahre 1506 bis zum Jahre 1564 gewährt und dabei an hundert Zeugen bald in der alten, bald in der neuen Welt verhört wurden. Die uns vorliegenden Acten beschränken sich auf die Jahre 1513 und 15. Es geht unzweifelhaft daraus hervor, daß man dieselbe Frage, die man 1513 an Zeugen in San Domingo, zwei Jahre später an Zeugen in Sevilla, Palos und anderen spanischen Städten richtete. Auch ist ein wesentlicher Unterschied zwischen den Fragen des Fiscals nebst den Antworten der Zeugen im Jahre 1513, während D. Diego noch in San Domingo war, und den Fragen, die bei einer zweiten Aufnahme des Prozesses nach seiner Rückkehr nach Spanien im J. 1515 der Fiscal an die Zeugen richtete. Anfänglich wollte man dem Admiral D. Cristobal Colon nur das Verdienst absprechen, das Festland von Indien entdeckt zu haben; später ging der Fiscal so weit, ihm überhaupt die Entdeckung der neuen Welt abstreiten zu wollen. Auffallende Widersprüche finden sich in den Aussagen verschiedener Zeugen, ohne daß der Fiscal es der Mühe werth hielt, darauf Rücksicht zu nehmen. Eine der ersten Hauptfragen war:

„Ob die Zeugen wüßten, glaubten, sahen oder sagen hörten, daß der Admiral D. Cristobal Colon, als er sagte: er habe Paria entdeckt, nur die Küste der Insel Trinidad

berührte, die von dem Festlande, welches sie Paria nennen, entfernt ist; daß er von dieser Insel den Weg nach Española eingeschlagen und die Insel Marguerita weder gesehen, noch entdeckt habe?"

Antworten der Zeugen.

Alonso de Hojeda, über vierzig Jahr alt, etwas mehr oder weniger, erklärt zu Santo Domingo Dienstag d. 8. Febr. 1513: „was er von dieser Frage wisse, sei, daß der genannte Admiral D. Cristobal Colon, auf seiner Fahrt (in welchem Jahre? wird nicht angegeben) *) von Spanien nach Española sich mehr südlich gehalten, in der Meinung einige Inseln zu entdecken, von welchen der Zeuge auf die Aussagen von einem Indianer ihm Nachricht gegeben. Auf diesem Wege habe er die Insel Trinidad entdeckt und sei zwischen dieser Insel die boca del Drago (Drachenschlund), welche in Paria ist (que es en Paria), passirt. Auf seinem Rückwege nach Española habe er die Insel Margarita gesehen, jedoch kein anderes Land betreten."

Befragt, wie er dies wisse, antwortete er: „er wisse es, weil er, der Zeuge, die Zeichnung (la figura) gesehen habe, welche der genannte Admiral in jener Zeit an den König und die Königin unsere Herrscher von dem, was er entdeckt, nach Spanien schickte, und weil er, der Zeuge, bald darauf **) eine Entdeckungsfahrt unternommen und gefunden habe, daß

*) Es war seine dritte Reise im J. 1498.

**) Ojeda unternahm 1499 in Gemeinschaft mit Juan de la Cosa und Amerigo Vespucci seine erste Entdeckungsreise.

sich in Wahrheit Alles so verhalte, wie es ihm als dasjenige, was der Admiral entdeckt hatte, bekannt gewesen sei."

Pedro Ledesma (aus Porras' Aufstande uns als ein Feind des Admirals bekannt), Pilot des Königs, Einwohner von Sevilla, 37 Jahr alt, sagte daselbst am 18. März 1513 aus: „er, der Zeuge, habe den genannten Admiral D. Cristobal Colon auf der, in der Frage bezeichneten, Reise als sein Pilot begleitet und gesehen, daß der genannte Admiral auf dem Festlande (en la tierra ferma), von welchem sie sagen, daß es Asien sei (que dicen que es el Asia), nichts entdeckte, außer daß er das Vorgebirge Galea sah und in die boca del Drago einlief, um wieder nach Española zu gelangen. Auf dem Wege dahin seien sie nach der Insel Margarita gekommen, wären jedoch nicht an das Land gegangen, oder hätten dort Unterredungen gehabt. Dann hätten sie la Beata aufgesucht, und hätte der Admiral auf dieser Reise nichts weiter entdeckt, als die Insel Española, welche bereits entdeckt gewesen sei." —

Juan Rodriguez, Pilot, Einwohner von Palos, ungefähr 43 Jahr alt, gab seine Erklärung in Sevilla d. 6. April 1513 also ab: „er sei mit dem Admiral auf dieser Entdeckungsreise gewesen und habe bemerkt, daß er von dem Cabo verde in westlicher Richtung gesegelt, eine Insel entdeckt, welche den Namen Trinidad erhalten, von hier seien sie nach Paria, welches ein Festland ist, gefahren und dann durch die boca del Drago nach der Insel Margarita."

Frage des Fiscals.

Ob ihnen bekannt sei, daß Cristobal Guerra, Alonso Niño und die mit ihnen gewesen, das genannte Festland Paria, die Perlenfischerei und die Insel Margarita entdeckt hätten, daß nach dieser Entdeckung der genannte Cristobal Guerra und Alonso Niño dem Admiral davon Nachricht ertheilt, welcher von Española aus dahin gesegelt sei, um es zu untersuchen, und daß der genannte Niño sich nicht bei dem Admiral auf der Reise befunden, auf welcher derselbe angeblich Paria entdeckt habe?

(Man weiß in der That nicht, ob der königl. Fiscal dergleichen Fragen aus Unwissenheit oder aus Bosheit that. Ihm mußte es hinreichend bekannt sein, daß Alonso Niño und Cristobal Guerra den Admiral auf seiner zweiten (1493) und dritten Entdeckungsreise (1498) begleitet hatten, hernach aber (1499) eine eigene Entdeckungsreise machten, auf welcher sie denselben Weg einschlugen.)

Andres de Morales, Pilot, 36 bis 37 Jahr alt, in San Domingo d. 8. Febr. 1513 befragt, sagte aus: „die Wahrheit sei, daß Cristobal Guerra und Alonso Niño in Paria gewesen, zur Insel Margarita gefahren seien und Perlen eingetauscht hätten. Der genannte Cristobal Guerra sei bis zur Provinz Maracasana und zu dem Caziken Cogaraital vorgedrungen und habe den Weg genommen, welchen die Frage angebe; allein eben so wahr sei es, daß der Admiral D. Cristobal Colon der Erste gewesen, der dort-

hin gefahren sei, wenn er auch nicht so weit als jene gekommen wäre."

Alonso de Hojeda sagte aus: „der genannte Cristobal Guerra und Alonso Niño hätten das Festland von der boca del Drago bis zum Golf der Perlen entdeckt, nachdem er selbst, der Zeuge, dieses Land früher entdeckt gehabt habe; auch hätten sie dort Perlen eingetauscht und nach Castilien gebracht, wie es in der Frage enthalten sei." Weiter befragt: woher er dies wisse? sagte er: „er wisse es, weil er jenes Land selbst entdeckt und gesehen habe, denn er sei der erste Mensch gewesen, der es entdeckt habe." (Hier widerspricht sich Ojeda, da er in seiner Antwort auf die erste Frage der Wahrheit gemäß Columbus den Entdecker des Festlandes Paria nennt.)

Rodrigo de Bastidas, Einwohner von Santo Domingo, 40 Jahr alt, sagte daselbst am 1. März 1513 aus: „das, was er von dieser Frage wisse, sei, daß Pero Alonso Niño sich in der Gesellschaft des Admirals Cristobal Colon befunden, als dieser Paria und Margarita entdeckte, und auf diese Weise hätten sie Kenntniß davon erhalten, daß dort Perlen gefischt werden. Der Admiral, Pedro Niño und die anderen wären hierauf nach Española gekommen, von wo der genannte Alonso nach Spanien gegangen sei und von Ihren Hoheiten sich die Erlaubniß ausgebeten habe, mit einem Schiff auf Entdeckungen gehen zu dürfen. In Sevilla habe er von dem Wechsler Luis Guerra das zur Ausrüstung eines Schiffes nöthige Geld geliehen, da er selbst

unvermögend gewesen. Der genannte Luis Guerra habe das Geld unter der Bedingung gegeben, daß sein Bruder Cristobal Guerra Capitain des Schiffes würde. So wären diese beiden nach der Insel Margarita, von da nach Paria und dem angeblichen Festlande gefahren, hätten Perlen eingetauscht, die sie nach Spanien gebracht." Befragt: woher er dies wisse? sagte er, „weil er den mit Luis Guerra abgeschlossenen Vertrag gesehen habe und weil er es von vielen Personen, welche mit auf dieser Reise gewesen, gehört habe. Dies Alles sei öffentlich und notorisch bekannt; sonst habe er nichts weiter zu antworten."

Frage des Fiscals.

Ob die Zeugen wüßten, daß in jener Zeit Alonso de Hojeda und Juan de la Cosa das Festland gegen Westen von Frailes und Gigantes bis zu dem Theil, welcher Coquibacoa heißt, entdeckt hätten, und daß vor ihnen weder der genannte Admiral noch andere Personen jene Küste, oder jene Länder, welche die genannten Juan de la Cosa und Alonso de Hojeda entdeckten, berührt hätten. Ferner: ob sie wüßten, daß jene beiden Genannten von D. Juan de Fonseca, gegenwärtigem Bischofe von Burgos, und hierzu von Ihren Hoheiten beauftragt, auf jene Entdeckungsreise geschickt worden wären und daß weder Juan de la Cosa noch A. de Ojeda auf jener Reise mit dem Admiral geschifft wären, auf welcher er angeblich die boca del Drago entdeckt habe, und daß jene beiden, was sie entdeckten, durch eigene Wissenschaft und Betriebsamkeit entdeckten.

(Unter den über diese Frage vernommenen Zeugen befand sich Alonso de Ojeda ebenfalls wieder, obschon dies seine eigene Angelegenheit betraf; er weicht hierbei bedeutend von der Wahrheit ab.)

Alonso de Hojeda sagt aus: „Es verhalte sich in Wahrheit so, daß er, der Zeuge, der genannte Hojeda sei, der der erste Mensch gewesen sei, welcher nach dem Admiral auf Entdeckungsreisen gegangen sei. Er habe gegen Süden das Festland entdeckt, sei an demselben 200 Seemeilen bis Paria gesegelt und durch die boca del Drago gefahren. Hier habe er erfahren, daß der Admiral auf der Insel Trinidad, welche mit der boca del Drago in Verbindung steht, gewesen sei. Er, der Zeuge, sei weiter gefahren und habe die Küste des Festlandes entdeckt bis zu dem Golf der Perlen, auch die Insel Margarita gesehen und sie betreten, da ihm bekannt gewesen, daß der Admiral nichts von ihr gewußt, als daß er sie habe liegen sehen. Er, der Zeuge, habe hierauf die ganze Küste des Festlandes 200 Meilen von Paria, von da zu den Perlen und dann bis Quinquibacoa entdeckt. Dasjenige, was er entdeckt, habe vor ihm weder der Admiral, noch irgend ein Anderer entdeckt, oder berührt, und hätten ihn auf dieser Fahrt Juan de la Cosa, Morigo Vespuche (Americo Vespucci) und andere Piloten begleitet. Diese Reise sei ihm von dem genannten D. Juan Fonseca, Bischof von Palencia, auf Befehl Ihrer Hoheiten aufgetragen worden.

Frage des Fiscals.*)

Ob die Zeugen wüßten, daß, als der Admiral nach jenen Gegenden auf Entdeckung ausgefahren sei, Martin Alonzo Pinzon, Einwohner von Palos, schon bereit gewesen sei, auf seine Kosten mit zwei eigenen Schiffen auf Entdeckungsreisen auszufahren, auch über das Land genaue Nachricht und Schriften gehabt habe, welche er zu Rom in der Bibliothek des Papstes Innocenz VIII. gefunden, und daß er in demselben Jahre, als er von Rom gekommen, Gebrauch davon gemacht, um jene Länder zu entdecken und schon alles aufgezeichnet gehabt habe? (e habia puesto en platica de las ir á descubrir é lo aliñaba?)

Unter den vorgeladenen Zeugen machte die ausführlichste Aussage Arias Perez Pinzon; er erklärte den Inhalt der Frage genau zu kennen, da er der Sohn des genannten Martin Alonzo Pinzon sei; er habe sich zugleich mit seinem Vater in Handelsgeschäften in Rom befunden, ein Jahr bevor dieser sich auf die Entdeckungsreise begeben. Eines Tages habe sein Vater in der Bibliothek des Papstes, wo er sehr oft gewesen, einen guten Bekannten, einen Diener des Papstes, besucht, welcher ein großer Cosmograph gewesen sei, viele dicke Schriften besessen und ihn darin unterrichtet habe. Sehr oft habe sich sein Vater mit dem

*) Nachdem in einer langen Reihe von Fragen der königliche Fiscal nur die Entdeckung einzelner Provinzen Indiens durch Columbus als zweifelhaft angenommen, will er ihm nun überhaupt den Ruhm: der Entdecker der neuen Welt gewesen zu sein, absprechen.

genannten Diener des Papstes mit einer Weltkarte über solche Dinge unterhalten, wobei sein Vater und er, der Zeuge selbst, von jenen Ländern, welche entdeckt werden sollten, Kenntniß erhalten habe. Sein Vater, der voll großen Eifers gewesen und viel Kenntniß der Schifffahrtskunde gehabt, habe sehr oft zu ihm gesagt, daß er zwei Schiffe ausrüsten werde, um jene Länder zu entdecken, und dieses wisse er, weil er, wie es geschehen, alles mit eigenen Augen gesehen habe.

Frage des Fiscals.

Ob sie wüßten, daß der genannte Martin Alonzo Pinzon dem Admiral D. Cristobal Colon von jenem Lande Nachricht gegeben und sich mit ihm davon aus jener Schrift unterhalten habe, und daß ihm dies Land seit Salomons Zeiten gehöre, welcher es also verkündige: „Du wirst auf dem mittelländischen Meere bis an das Ende Spaniens schiffen, von da gen Untergang zwischen Mittag und Mitternacht in der gemäßigten Zone, 95 Grade des Weges, allda wirst du das Land Campanso (Cipango) finden, welches so fruchtbar und voll Ueberfluß ist, daß du durch seine Größe Afrika und Europa überwinden wirst.“

Arias Perez Pinzon, der Sohn, antwortete: „ihm sei der Inhalt dieser Frage genau bekannt, da er, als er sich zu Rom in der Bibliothek des Papstes Innocenz VIII. befunden, dieser ihm eine Schrift gegeben, in welcher enthalten, was dieser Artikel besage, und sein Vater habe die Schrift mit sich genommen. Von Rom nach Spanien

zurückgekehrt, habe er den Entschluß gefaßt, das genannte Land zu entdecken, sei ans Werk gegangen und habe oft mit dem Zeugen darüber gesprochen. Um diese Zeit sei der genannte Admiral nach der Stadt Palos gekommen mit der Anfrage wegen Entdeckung von Ländern. Da sein Vater genau unterrichtet gewesen, habe der Admiral ihn befragt und ihm sein Anliegen mitgetheilt, worauf dieser ihm gesagt, daß er (Martin Alonzo) gut Bescheid darüber wisse und daß, wenn er (Columbus) nicht so geschwind gekommen wäre, er selbst zur Entdeckung jener Länder ausgefahren sein würde. Und sei der genannte Admiral so sehr ein Freund seines Vaters geworden, daß er mit ihm in Gemeinschaft getreten und ihn gebeten, sein Begleiter zu sein."

Frage des Fiscals.

Ob sie wüßten, daß der genannte Admiral, nachdem er die angeführte Schrift erhalten, sich sehr bemüht habe, auf die Entdeckung jenes Landes auszufahren, daß der genannte Alonzo Pinzon ihn an den Hof gebracht und ihm das Reisegeld dazu gegeben, damit D. Cristobal Colon habe unterhandeln können; denn der genannte Alonzo Pinzon sei ein Mann von hübschem Vermögen gewesen.

Garzia Hernandez, Arzt in Palos, sagte aus: „Martin Alonzo Pinzon habe in Palos hinreichendes Vermögen besessen. Der genannte Admiral D. Cristobal Colon sei mit seinem Sohne D. Diego, welcher jetzt Admiral sei, zu Fuß nach dem Kloster la Rabida gekommen und

habe an der Pforte für seinen Kleinen um Brod und um Wasser gebeten, damit er trinke. Als der Zeuge dabei gestanden, sei ein Klosterbruder (der Prior Juan Perez), der nun schon gestorben, gekommen und habe sich mit D. Cristobal Colon unterhalten. Und als er an seiner ausländischen Sprache erkannt, daß er einem anderen Königreiche angehöre, habe er ihn gefragt: wer er sei? und woher er komme? Der genannte Cristobal Colon habe erwiedert: er komme vom Hofe Seiner Hoheit*) und wünsche Bericht von seinem Geschäft zu geben, in welchem er am Hofe gewesen und weshalb er hierher komme. Er erzählte dem Prior Juan Perez, wie er Sr. Hoheit den Antrag zu Entdeckungsreisen und sich verbindlich gemacht habe, das Festland zu finden, bittend, Se. Hoheit möchte ihn mit Schiffen und was sonst zu solcher Reise gehöre, unterstützen. Viele Caballeros und andere Personen, welche seine Rede gehört, hätten sie in den Wind geschlagen, sich darüber lustig gemacht und gesagt: schon seit längerer Zeit wären Schiffe ausgelaufen, das Festland zu suchen, sein ganzer Vorschlag sei ein Bischen Wind (un poco de aire) und wäre darauf nichts zu geben. Da nun der genannte Cristobal Colon

*) de la corte de S. A. Diese Aussage ist sehr unvollständig; es ist nicht angegeben, von welchem Jahre und von welchem Hofe die Rede ist. Columbus kam damals (1486) von Lissabon; allein Garcia Hernandez, oder der Protokollführer stellen die Erzählung so, als ob sie diese Begebenheit in das Jahr 1491 verlegten und den spanischen Hof meinten.

gesehen, daß man seine Vorschläge mit so geringer Kenntniß von der Hand weise, habe er den Hof und jene Stadt*) verlassen und sei in diese Stadt Huelva gekommen, um einen Verwandten aufzusuchen, welcher bei der Schwester seiner Frau wohne und sich Muliar nenne.

„Als nun der genannte Prior diese Erzählung gehört, habe er ihn, den Zeugen, rufen lassen, mit dem er sich immer gern unterhalten habe, und weil er einige Kenntniß in der Astronomie besessen, habe er ihn gebeten, mit dem genannten Cristobal Colon zu sprechen und ihn über seine Entdeckungspläne zu hören. Der genannte Zeuge sei nun sogleich gekommen und hätten sich alle drei über diese Angelegenheit besprochen, auch sogleich einen Mann ausgewählt, der einen Brief an die Königin Donna Isabel — Gott hab' sie selig — von dem Prior Perez, welcher ihr Beichtvater gewesen, bringen mußte. Dieser Briefträger sei ein Pilot von Lepe, Namens Sebastian Rodriguez, gewesen; den genannten Cristobal Colon aber hätten sie in dem Kloster aufgenommen, um die Antwort der Königin abzuwarten. Nach Verlauf von vierzehn Tagen habe D. Juan Perez ein Schreiben der Königin erhalten, worin sie ihm verbindlich für seine gute Mittheilung gedankt und gebeten und befohlen habe, er (Perez) solle sogleich Angesichts dieser Zeilen an den Hof zu Ihrer Hoheit kommen und einstweilen Cristobal Colon mit guter Hoffnung vertrösten, bis Ihre Hoheit

*) Welche? wird nicht gesagt.

ihm schreiben würde. Nach Empfang jenes Briefes habe der Prior heimlich um Mitternacht das Kloster verlassen und sei auf einem Maulthiere nach Hofe geritten. Hier habe man beschlossen, dem genannten Cristobal Colon drei Schiffe zu geben, um auf Entdeckung auszufahren und sein Wort wahr zu machen. Die Königin habe hierzu 20,000 Maravedis in Florenen geschickt, welche Diego Prieto, Einwohner dieser Stadt, erhalten und sie mit einem Briefe dem Zeugen überbracht, um sie Cristobal Colon zu geben, damit er sich anständig kleiden und sich einen Klepper kaufen möchte, um vor Ihrer Hoheit erscheinen zu können. Jene 20,000 Maravedis habe Cristobal Colon erhalten und sei darauf zu Ihrer Hoheit gereist. Von da sei er mit der Erlaubniß zurückgekehrt, die nöthigen Schiffe zur Reise aufzubringen, worüber er mit Martin Alonzo Pinzon und Vincente Yanez in Gemeinschaft und Contract getreten, da beide vermögend und in der Schifffahrt erfahrne Leute gewesen, und hierauf hätten beide Cristobal Colon auf der genannten Reise mit vielem unterstützt und geholfen.“ —

(Wegen der Unrichtigkeiten, welche in der Aussage dieses Zeugen in Betreff der ersten Ankunft Columbus' in Spanien enthalten sind, verweisen wir auf das, was wir Th. I. S. 112 darüber mitgetheilt haben.)

Frage des Fiscals.

Ob sie wüßten, daß auf der genannten Reise Martin Alonso Pinzon Capitain des einen, und seine beiden Brüder Capitaine auf den beiden anderen ihm zugehörenden

Schiffen gewesen, daß sie von der Insel Ferro achthundert Seemeilen gen W. gefahren und daß zu dieser Zeit, zweihundert Seemeilen vor Erreichung des Landes, der genannte Admiral nicht gewußt, wohin er steuern sollte, und da er gesehen, daß er das Land nicht finde, auf das Schiff von Martin Alonso gestiegen und ihn gefragt, was ihm dünke, was er thun solle, da sie nach seinem Dafürhalten schon weiter gefahren seien, als er gedacht habe und doch noch immer das Festland nicht erreicht hätten. —

Garcia Hernandez*) bestätigt, daß Martin Alonso die Caravele Pinta, und sein Bruder Vincente Yanez die Niña geführt und fügt hinzu, daß der genannte Martin Alonso, nachdem sie 400 Seemeilen (er will sagen 800 S. M.) von der Insel Ferro gen W. gefahren, den Rath ertheilt, ¼ gen S.W. zu fahren, worauf der Admiral gesagt: dies sei zur guten Stunde gethan, und habe der Admiral sie immer getröstet, dem Martin Alonso und allen, die sich in seiner Gesellschaft befanden, Muth zugesprochen, und hätten sie endlich Land gefunden, welches Guadahani geheißen. „Die erste Person", erzählt der Zeuge, „welche die genannte Insel sah, war das Volk auf der Caravele Pinta, auf welcher ich mich selbst befand. Martin Alonso befahl als Freudenzeichen die Kanonen zu lösen, was den, hinter der Pinta hersegelnden, Admiral veranlaßte heranzukommen. Als

*) Es ist dies nicht der bereits als Zeuge aufgetretene Arzt Garcia Hernandez, sondern ein Pilot gleiches Namens.

sie das Land sahen, redete Martin Alonso dem Admiral Colon zu, an das Land zu gehen, und als sie an das Land gingen, sagte der Admiral: „Señor Martin Alonso, ihr habt das Land gefunden;“ worauf Martin Alonso erwiederte: „Señor, mein Lohn wird mir nicht verloren gehen;“ worauf der Admiral sagte: „ich gebe euch fünftausend Maravedis“, und dies weiß ich, weil ich es gesehen habe.“

Manuel de Valdovinos sagt aus: „er habe sagen gehört, daß Vincente Yanez und Martin Alonso sich, nachdem sie von der Insel Ferro achthundert Seemeilen gen W. gefahren, sich dem Schiffe des Admirals genähert und ihn gefragt: „Señor, wohin gehen wir? wir sind nun achthundert Meilen gefahren und haben noch kein Land gefunden, und das Schiffsvolk sagt, es sei verloren.“ Da antwortete der genannte D. Cristobal Colon: „Thut mir den Gefallen und bleibt bei mir diesen Tag und diese Nacht, und wenn ich euch nicht vor Anbruch des Tages und des Morgens Land gebe, so schneidet mir den Kopf ab (cortame la cabeza) und ihr mögt dann umkehren und nach Haus fahren.“ Worauf der genannte Martin Alonso erwiederte: „Jetzt gleich? Das wolle Gott nicht, daß die Armada eines so großen Königs weder in dieser Nacht, noch vor Ablauf eines Jahres umkehre.“ Hierauf hielten sie sich $\frac{1}{4}$ mehr gen S.W. und beim Untergang der Sonne sagte der genannte Colon zu allen, die auf seinem Schiffe waren, sie sollten nach dem Lande sehen, sie würden es erblicken. Sogleich stiegen alle in die Mastkörbe und auf die Castelle und schauten

hinaus, bis die Sonne sich verbarg. Keiner von Allen auf den Schiffen sah das Land außer der genannte Colon, welcher rief: „seht ihr es nicht? seht ihr es nicht?" allein keiner von allen, die bei ihm waren, sah es. Als nun die erste Nachtwache aufzog, befahl der genannte Colon am Vordertheil wachsam zu sein, und bei der zweiten Nachtwache erblickte ein gewisser Juan Bermejo aus Sevilla das Land zuerst, und war dies erste Land die Insel Guanahani. Pedro Ramirez erklärte: er wisse dies alles von vielen Leuten aus Palos, welche sich bei dem genannten Colon befunden hätten und zurückgekehrt wären; auch habe der genannte Alonzo Pinzon seinen Verwandten erzählt, daß sie noch vier Tage geschifft wären und dann noch mehr Land entdeckt hätten.

Francisco Garcia Vellejo sagt aus: er wisse, sie seien von Palos abgesegelt, nach Gomera, von wo sie ihren Weg weiter verfolgt, und wären achthundert Seemeilen weiter gen W. gefahren, und als sie noch zweihundert Meilen, etwas mehr oder weniger, vom Lande entfernt gewesen, habe der Admiral D. Cristobal Colon sämmtliche Capitaine und auch den genannten Martin Alonso zu sich gerufen und gesagt: „was sollen wir thun?" „Dies war", fährt der Zeuge fort, „am 6. Oct. 1492. Der Admiral wiederholte: „Capitaine, was sollen wir thun, da mein Schiffsvolk mich so mit Klagen bestürmt? Was dünkt euch, ihr Herren, daß wir anfangen?" Hierauf sagte Vincente Yanez: „Segeln wir noch zweihundert Meilen weiter und wenn wir dann nicht finden, was wir suchen, können wir

umkehren; worauf Martin Alonso Pinzon, der als erster Capitain dabei war, entgegnete: „Wie? Señor, kaum verließen wir die Stadt Palos und Eure Gnaden werden schon ungeduldig? Vorwärts, Señor, denn Gott wird uns den Sieg verleihen, so daß wir das Land entdecken; da sei Gott vor, daß wir mit solchem Schimpf zurückkehren.“ „Möget ihr glücklich sein!“ sagte hierauf der Admiral, und so fuhren sie auf Veranlassung des genannten Martin Alonso Pinzon weiter.

Frage des Fiscals: Ob sie wüßten, daß der genannte Martin Alonso folgende Worte gesagt: „Vorwärts! vorwärts! denn dies sind eine Armada und Gesandtschaft von so hohen Fürsten als die Könige unsere Herren von Spanien; ihr Ruhm ist bis heut noch nie gekränkt worden, und Gott verhüte, daß dies durch uns geschehe. Wenn es euch, Señor, gefällt umzukehren, so werde ich fahren, bis ich Land finde, oder niemals nach Spanien zurückkehren.“ Und so seien sie auf sein Antreiben und Gutdünken weiter gefahren.

(Auf diese Frage wurde kein einziger von denen vernommen, welche die Fahrt mitgemacht hatten, sondern zwölf Zeugen, welche jene Worte von Anderen gehört zu haben erklärten.)

Frage des Fiscals: Ob sie wüßten, daß, nachdem der Admiral die, von Martin Alonso vorgeschlagene Richtung genommen, sie nach drei oder vier Tagen das Land und zunächst die Insel Guanahani erreicht hätten?

Auf diese Frage gab als Augenzeuge Francisco Garcia die Auskunft, daß, nachdem auf den Rath des genannten Capitains, Martin Alonso Pinzon's, die Richtung um ein Viertel mehr nach S.W. genommen worden sei, er, der Zeuge, nach drei Tagen, eben so wie der genannte Martin Alonso gewisse Vögel, welche Galleguillos heißen, auch Papageien vorüberfliegen gesehen habe, worauf Martin Alonso gesagt: wir fahren dem Lande zu, denn diese Vögel fliegen nicht ohne Grund dahin. „Und so nach drei Tagen", fuhr er fort, „erreichten wir die Lucayischen Inseln, zuerst Guanahani. Donnerstag d. 10. Oct. sagte der Pilot Pero Alonso Niño zu dem Admiral: „laßt uns diese Nacht nicht weiter segeln, denn nach euerm Buche befinde ich mich sechzehn oder zwanzig Seemeilen vom Lande." Dies hörte der Admiral mit großem Vergnügen und sagte zu Cristobal Garcia Xalmiento, dem Steuermanne der Pinta: „Ordnet auf meine Anweisung an, in dieser Nacht keine Segel aufzuziehen, und nicht weiter zu fahren, denn wir sind in der Nähe des Landes." Cristobal Garcia antwortete: „Ginge es nach mir, so segelten wir so nah heran als möglich." Hierauf sagte Pero Alonso Niño: „thut, wie es euch gefällt, mein Wunsch ist hinter euch zu bleiben, und wenn ich höre, daß ihr ruft, werde ich herauskommen." Und an demselben Donnerstag war in der Nacht Mondenschein und ein Matrose von dem Schiffe des genannten Martin Alonso Pinzon, Namens Juan Rodriguez Bermejo, Einwohner von Molinos, Stadtbezirk von Sevilla, sah bei Monden-

schein einen weißen Sandhügel, riß die Augen auf und sah das Land. Sogleich feuerte er eine Lombarda ab und schrie Land! Land! und die Schiffe hielten nun zurück bis Freitag den 12. Oct., an welchem Tage Martin Alonso die erste Insel Guanahani entdeckte, was ich weiß, da ich es sah."*) —

Frage des Fiscals: Ob sie wüßten, daß, nachdem diese Insel gefunden war, sie eines Nachts von einander abgekommen und der genannte Martin Alonso mit seinen Leuten die Insel Española nebst sieben anderen Inseln entdeckte und auf dieser Insel sieben Wochen vor dem Admiral ans Land gegangen sei, welcher letztere nur auf Zureden des Martin Alonso dahin gefahren wäre, der ihn durch Canots und Briefe, die er ihm geschickt, zu sich habe rufen lassen.

Franzisco Garcia Vellejo erklärt als Augenzeuge: er wisse, daß Martin Alonso Pinzon sich eines Nachts entfernt, von dem Admiral getrennt und nach einer Insel, Babueca genannt, gekommen sei. Von da sei er über zweihundert Meilen weiter südwestlich gefahren und habe die Insel Española entdeckt, wo er in einen Fluß eingelaufen sei, den er „Martin Alonso" genannt habe. Nach fünfundvierzig Tagen sei er wieder mit dem Admiral auf der Insel Monte Cristo zusammengetroffen, wo er ihm erzählt,

*) Daß sich dies nicht ganz so verhielt, ist uns aus der bereits oben (Th. I. S. 184.) mitgetheilten Erzählung von der Entdeckung Guanahani's bekannt.

daß er die Insel Española entdeckt habe, und habe dem Admiral 900 Pesos Gold, die er von da mitgebracht, gegeben, welche dieser nicht annehmen gewollt. Auf Monte Cristo sei, noch bevor Martin Alonso zurückgekehrt, ein indianischer König, Guacanari mit Namen, zu dem Admiral gekommen und habe sich erboten, ihm einen diaho, d. i. einen Mann von Gold, zu geben. Vincente Yanez Pinzon, welcher dabei gestanden, habe gefragt: „Señor, versteht ihr dies?" worauf dieser geantwortet: „etwas davon." Hierauf habe Vincente Yanez gesagt: „er verstehe es: er will Euer Gnaden einen Mann von Gold geben, denn das bedeutet diaho in seiner Sprache. Laßt uns den goldnen Mann holen, der zweihundert Millionen Werth hat, und eine schöne Probe Goldes für Ihre Hoheiten sein würde." Eine Zeit lang habe der Admiral es sich überlegt, ob er danach gehen sollte; dann habe er gesagt: „Fahren wir dahin und dann zurück nach Castilien mit dem goldenen Manne, um Ihren Hoheiten eine schöne Probe mitzubringen." Er wisse, daß Martin Alonso Pinzon der Erste gewesen sei, welcher Española, den Fluß Martin Alonso und das genannte Gold entdeckt habe, und dies wisse er, weil er es mit seinen eigenen Augen gesehen.

Frage des Fiscals: Ob sie nicht wüßten, daß es offenkundig und bekannt sei, daß nur auf Veranlassung des genannten Martin Alonso Pinzon der Admiral den Lauf geändert und das Land entdeckt habe, daß ferner der genannte Martin Alonso der Erste gewesen sei, der die Insel

Española und das Gold daselbst entdeckt und daselbst dem Flusse Martin Alonso, in welchen er früher als irgend eine andere Person eingelaufen, so wie auch dem Hafen seinen Namen gegeben habe?

Diego Fernandez Colmenero sagt aus: die Insel Española und das Gold daselbst sei durch die Thätigkeit und Wissenschaft Martin Alonso Pinzon's entdeckt worden. Er sei der Erste gewesen, der in den Fluß eingelaufen sei und ihm und dem Hafen seinen Namen gegeben habe. Er wisse dies, weil es in ganz Palos bekannt und Stadtgespräch gewesen sei. Auch wisse er, daß der Admiral den Namen des Flusses und Hafens hernach geändert habe, weil Martin Alonso der Entdecker gewesen und habe nicht erlaubt daran zu erinnern, oder irgend jemandem seiner Gesellschaft gestattet, den Hafen „Martin Alonso" zu nennen, sondern puerto de Gracia, damit kein Andenken daran, daß Martin Alonso der Entdecker der Insel Española gewesen, erhalten werde.

Frage des Fiscals:

Ob sie nicht wüßten, daß es allgemein bekannt sei, daß, wenn nicht der genannte Martin Alonso Pinzon seine Schiffe gegeben und auf dieser Reise der Gesellschafter des genannten Admirals gewesen wäre, unter dem Versprechen, daß er mit ihm den, von Ihren Hoheiten für die Entdeckung des Landes versprochenen, Lohn theilen wolle, der genannte Admiral niemals weder Schiffe noch Leute, die mit ihm gegangen wären, bekommen haben würde, und daß der

genannte Martin Alonso die ganze Ausrüstung übernommen habe, da er zu jener Zeit in hohem Ansehn gestanden als ein Mann von vieler Kenntniß des Seewesens und von hohem Muthe?

Garcia Hernandez, der Pilot, bezeugte, daß der genannte Martin Alonso ein muthiger und unternehmender Mann gewesen sei; auch wisse er, daß wenn der genannte Martin Alonso dem Admiral D. Cristobal Colon die beiden Schiffe nicht gegeben hätte, kein Anderer dies gethan haben würde; eben so wenig würde er Leute bekommen haben, da ihn niemand gekannt habe. Nur aus Achtung vor dem genannten Martin Alonso und weil er dem Admiral die Schiffe gegeben, hätte die Entdeckungsreise unternommen werden können. —

Garcia Hernandez, der Arzt, sagte aus: Martin Alonso habe, um in Gemeinschaft mit dem genannten Admiral die Reise zu machen, die ganze Ausrüstung gegeben und die Leute gestellt, denn er habe für einen in dem Seewesen erfahrnen, wohlunterrichteten und hochherzigen Mann gegolten.

Diego Fernandez Colmenero sagt aus: er wisse, daß der genannte Admiral auf Kosten Ihrer Hoheiten Schiffe gemiethet und ausgerüstet habe, jedoch keine andere Mannschaft, als die Verbrecher aus den Gefängnissen habe erhalten können. Er habe sich hierbei keiner anderen Person als dem genannten Martin Alonso anvertraut, der mit ihm sich wegen seines Antheils geeinigt, um Ihren Hoheiten zu

dienen. Der genannte Admiral habe seiner Mannhaftigkeit, Wissenschaft und seinem Muthe vertraut, denn er sei ein Mann gewesen, der unternommen habe, was kein anderer vermocht. So sei er auch dem genannten Admiral hülfreich gewesen, und habe ihm viele seiner Verwandten und Freunde zugeführt, was er wisse, da er es mit seinen Augen gesehen.

Francisco Garcia Vellejo sagt aus: Martin Alonso sei ein sehr erfahrner und muthiger Mann gewesen, und wenn es nicht durch ihn geschehen wäre, so würde weder das Land, noch das Gold entdeckt worden sein. Er habe Mannschaft und Schiffe aufgebracht und sie dem Admiral übergeben. —

Dies genüge, um die Art und Weise kennen zu lernen, welche der spanische Hof anwendete, um den Admiral D. Cristobal Colon, den Entdecker, um seinen Ruhm, und zugleich den Sohn um sein Erbtheil zu bringen. Der Prozeß nahm indessen dennoch einen, für die Erben günstigeren Ausgang, als Ferdinand, welcher im Laufe desselben Jahres (1516) gestorben war, es gewünscht und gehofft hatte.

Dem Admiral Don Diego war ebenfalls verstattet worden, Zeugen vorzuladen und ihnen von seinem Anwalt Fragen vorlegen zu lassen, durch deren Beantwortung er die, auf die Fragen des Fiscals gemachten Aussagen zu entkräften suchte. In den Prozeßacten befinden sich vier Beweisführungen (probanzas) des Admirals D. Diego und eine große Menge von Fragen und Antworten; wir beschränken

uns auf die Mittheilung einiger der wichtigeren, aus denen wir entnehmen, wie schwer es hielt, nach einem kurzen Verlauf von zwanzig Jahren eine so große historische Thatsache, wie die Entdeckung Amerika's, festzustellen.

Erste Frage: Ob die Zeugen wüßten, daß der bereits verstorbene Admiral D. Cristobal Colon Indien (las Indias) früher entdeckt habe, als irgend eine andere Person und insbesondere gewisse Inseln, welche im Norden der Insel Cuba liegen, z. B. Guanahani und andere in der Nähe, von denen einige die Lucayischen heißen?

Bartolomé Colin und Diego Bermudez, welche die erste Entdeckungsfahrt mitmachten, bezeugen den Inhalt der Frage bejahend.

Juan Rodriguez Cabejudo, Einwohner von Moguer, sagt aus: er habe ungefähr vor 22 Jahren den alten Admiral in dieser Stadt Moguer umhergehen sehen mit einem Bruder Franziskaner, um wegen einer Entdeckungsreise nach Indien Geschäfte zu machen. Ihn habe der genannte Admiral um ein Maulthier angesprochen, auf welchem der Bruder Franziskaner an den Hof zur Unterhandlung hätte reiten sollen, und er habe ihm auch dies Thier gegeben. Im Jahre 92 sei der Admiral aus dieser Stadt und aus der Stadt Palos abgesegelt, um Indien zu entdecken, habe es auch entdeckt und sei hernach glücklich nach dem Hafen der Stadt Palos zurückgekehrt. Als er abgereist sei, habe er ihm und einem Geistlichen, Martin Sanchez, seinen Sohn D. Diego zur Pflege übergeben.

Nach seiner Rückkehr von der Entdeckungsreise habe ihm und Anderen der Admiral Masken von Gold und sechs oder sieben Indianer gezeigt, welche er von dort mitgebracht habe. Auch habe ihm der Admiral gesagt, daß er dort viele Inseln entdeckt habe und daß dort viel Gold vorhanden sei.

Zweite Frage: Ob sie wüßten, daß der genannte Admiral D. Cristobal Colon die Inseln Española, Jamaica, Cuba mit vielen anderen unzähligen Inseln entdeckt habe? — Wird von zwei Augenzeugen bestätigt.

Dritte Frage: Ob sie von den Provinzen Paria, Uraba, Darien und Veragua wüßten und Kenntniß hätten, welche Provinzen eine fortlaufende Küste bildeten und gewöhnlich das Festland (tierra-firme) genannt würden? — Zehn Zeugen, welche die Reise mitmachten, bestätigen es.

Vierte Frage: Ob sie wüßten, daß er die Provinz Paria, welche die erste des sogenannten Festlandes ist, früher entdeckt habe, als irgend ein anderer Christ dahin gekommen sei, oder Nachricht davon gehabt habe.

Hernan Perez, Schiffmeister, Einwohner der Stadt Santo Domingo, sagt aus: er sei bei dieser Entdeckung zugegen gewesen und habe gesehen, wie, nachdem er, der Zeuge, an das Land gesprungen und Nachricht davon gebracht, der genannte Admiral mit ungefähr 50 Mann an das Land Paria gestiegen sei, ein Schwert und ein Banner in die Hand genommen und gesagt: er nehme im Namen Ihrer Hoheiten von der genannten Provinz Besitz.

Andres de Corral, Einwohner der Stadt Puerto real, befand sich bei dieser Entdeckung. Er sagt, daß er gesehen habe, wie der Admiral, als er zu dieser Provinz gelangte, seinem Capitain Pedro de Terreras Befehl gegeben, an das Land zu gehen. Er selbst, der Zeuge, und noch Andere seien mit an das Land gestiegen und er habe gesehen, wie die Bewohner sich bei dem Anblick der Christen entsetzt hätten, als vor Leuten, die sie noch nie gesehen hätten. Hierauf habe Pedro de Terreras auf Befehl des Admirals, welcher nicht an das Land ging, weil er an Augenkrankheit litt, von genannter Provinz Besitz genommen.

Hernando Pacheco, Einwohner der Stadt Bonao, befand sich bei der Entdeckungsreise vor ungefähr funfzehn Jahren. Der Admiral habe befohlen an das Land zu steigen und er, der Zeuge, sei einer von denen gewesen, welche Besitz nahmen. Sie hätten ein großes Kreuz aufgerichtet und es in die Erde fest eingerammt. Er habe gesehen, wie die Indianer, als eine Barke an das Land gekommen, sich verwundert hätten. Sie wären an die Barke herangegangen und hätten diese und dann auch die Spanier berochen. — Als sie in der Gegend von Paria angekommen wären, hätte der Admiral die Steuermänner aufgefordert, ihm den Punkt anzugeben, wo sie sich befänden, worauf die einen gesagt hätten: im Meere von Spanien, die anderen: im Meere von Schottland, so daß alle Matrosen in Verzweiflung gewesen wären und gesagt hätten: der Teufel habe sie mit dem Admiral davon geführt

Francisco de Tenedo, Einwohner der Stadt Concepcion, sagt aus: er sei bei der Entdeckungsreise gewesen, habe gesehen, wie die Indianer den Christen die Kleider berochen und durch Zeichen gefragt hätten: ob sie vom Himmel kämen? und mehr dergleichen.

Die nächste Frage des Anwaltes Don Diego's bezog sich auf die Entdeckung Veragua's. Unter den hierüber befragten Zeugen befand sich Don Bartolomeo Colon, der Adelantado.*) Er sagte aus: er kenne den Inhalt dieser Frage, denn er habe den Admiral auf der Reise, auf welcher er Veragua entdeckte, begleitet. Er, der Zeuge, habe unter Trompetenschall und mit fliegenden Fahnen im Namen des Königs und der Königin Besitz von dem Lande genommen, weil damals der Admiral krank darnieder gelegen.

Frage des Anwalts:

Ob sie wüßten, daß dadurch, daß der Admiral die Entdeckungsreisen begonnen und dadurch, daß er durch seine Bemühungen die Inseln und die Provinz Paria entdeckt habe, einige Personen sich aufgemacht hätten, um auf dem genannten Festlande noch mehr Land zu entdecken, so wie auch, daß diese späteren Entdecker Nachahmer des Admirals seien, von dem sie auf den Reisen, die sie mit ihm vorher

*) Da Don Bartolomeo bald nach der Abreise Don Diego's im Jahre 1515 in San Domingo gestorben ist, so mag er seine Aussage vielleicht schon auf frühere Veranlassung abgegeben haben.

machten, alles gelernt, so wie Hojeda, Vincente Yanez, Juan de la Cosa u. a. m. gethan?

Bernardo de Iberra sagt aus: „Der Admiral war der Erste, welcher Indien und die genannte Provinz (Paria) entdeckte und niemals habe er sagen gehört, daß irgend ein Anderer früher als der genannte Admiral Indien entdeckt habe. Wohl aber habe er gehört, wie der Admiral sich über Juan de la Cosa beklagt und gesagt habe: er habe ihn zuerst mit sich in jene Gegenden genommen und ihm als einem anstelligen Mann die Kunst der Schifffahrt gelehrt; nun aber laufe er umher und sage: er verstehe mehr als der Admiral. Er, der Zeuge, habe im Auftrage des Admirals einen Brief an den König und die Königin geschrieben, in welchem er Anzeige von den gefundenen Perlen und anderen Dingen gemacht habe. Mit diesem Briefe habe er eine Seekarte an die Hoheiten geschickt, auf welcher die Fahrt und die Windstriche, um nach Paria zu gelangen, angegeben gewesen wären. Er, der Zeuge, habe sagen gehört, daß nach dieser Karte Pedro Alonso Niño, Hojeda und viele Andere später nach jenen Gegenden gefahren wären.

Frage des Anwalts.

Ob sie wüßten, daß, bevor der Admiral Indien entdeckt hätte, viele Gelehrte, Studirte und Seeleute sagten: es sei unmöglich, daß es in jenen Gegenden Länder gebe. Deshalb verlangten auf der ersten Entdeckungsreise des Admirals viele von der Schiffsmannschaft umzukehren, ohne

Land gefunden zu haben und sagten: er führe sie ins Verderben, so daß es für gewiß angenommen werden könne, daß, wenn der genannte Admiral Indien nicht entdeckt hätte, es bis heut noch nicht entdeckt sein würde?

Dr. Rodrigo Maldonado erklärt: er selbst, der Zeuge, der Prior von Prado, nachmals Erzbischof von Granada, nebst anderen Gelehrten und Seeleuten hätten mit dem Admiral Cristobal Colon eine Unterredung über seine Reise nach den genannten Inseln gehabt und sie sämmtlich wären der einstimmigen Meinung gewesen, es könne nicht wahr sein, was der genannte Admiral sage, und gegen das Gutachten der mehresten von ihnen habe er seine Entdeckungsreise angetreten. Ihre Hoheiten hätten befohlen, ihm dazu eine gewisse Summe Maravedis auszuzahlen und gewisse Capitulaciones mit ihm abzuschließen. Dies alles wisse der genannte Zeuge als einer der Räthe Ihrer Hoheiten. Hierauf sei der genannte Admiral abgereist und es habe unserm Herrn gefallen, das wahr zu machen, was er gesagt. Er, der Zeuge, halte es für gewiß, daß, wenn der genannte Admiral nicht darauf bestanden hätte, jene Reise zu unternehmen und jene Inseln entdeckt hätte, sie bis heut noch unentdeckt sein würden.

3.

Ferdinand der Katholische stirbt. — Sein Nachfolger Kaiser Carl V. — Fortsetzung und Schluß des Prozesses.

Vergebens hatte Don Diego sich bemüht, seine Ansprüche auf das Erbtheil seines Vaters geltend zu machen und die gegen ihn erhobenen Anklagen zu widerlegen. Der König nahm keinen Antheil mehr an weltlichen Dingen; er war an ein schweres Krankenlager gefesselt und starb den 23. Jan. 1516. Sein berühmter Nachfolger als König von Spanien, Carl III., in der Weltgeschichte Kaiser Carl V. genannt, befand sich in den Niederlanden und der Cardinal Ximenes, welcher damals in Spanien regierte, verzögerte die Entscheidung in den Angelegenheiten des Admirals, bis der Kaiser selbst nach Spanien kam. Fünf Jahre lang war Don Diego in Spanien zurückgehalten worden, getrennt von seiner Gemahlin und seinen Kindern, die in San Domingo geblieben waren. Endlich im Jahre 1520 gewährte der Kaiser und König Carl V. ihm die Genugthuung, ihn als Vice-König und Gobernador der Insel Española und aller, von seinem Vater entdeckten Inseln und dem Festlande Indiens anzuerkennen. Der Schatzmeister Passamonte in San Domingo, welcher als Ankläger gegen Don Diego aufgetreten war, erhielt die Weisung: „die vorgefallenen Streitigkeiten und Aergernisse zu vergessen und sich in aller Freundlichkeit mit dem Admiral und Vice-Könige zu vertragen.“

Auf den Gang des Erbschaftsprozesses hatte jedoch diese Entscheidung des Kaisers keinen Einfluß, und es lag ein sonderbarer Widerspruch darin, daß Don Diego als Vice-König der, von seinem Vater entdeckten, Inseln und Länder anerkannt wurde, sich auch dorthin begab, zugleich aber die Aufforderung erhielt, den Beweis zu führen, daß sein Vater die neue Welt entdeckt habe. Außerdem wurden seine Befugnisse als Vice-König dadurch sehr beschränkt, daß ihm ein Oberaufseher beigegeben wurde, welcher dem Rathe von Indien alle, gegen den Vice-König erhobenen Beschwerden mittheilen sollte.

Im September 1520 ging Don Diego nach Española unter Segel und traf im October in San Domingo ein.

Den Adelantado fand er nicht mehr am Leben; dieser erfahrne, an Entschlossenheit seinem Bruder Cristobal überlegene, Seemann war bereits im Jahre 1515 gestorben, ohne daß seine Verdienste die ihnen gebührende Anerkennung von Seiten der Krone gefunden hatten.

Don Diego nahm wenig Rücksicht auf die neuerdings angeordneten Beschränkungen seiner Gewalt als Vice-König; er zog die Statthalter, welche in den entfernteren Provinzen und auf den Inseln sich unabhängig von ihm machen wollten, zur Rechenschaft und entsetzte mehrere ihrer Stellen. Diese unterließen nicht, ihn bei dem Rathe von Indien zu verklagen und sein alter Feind Passamonte nahm die Gelegenheit wahr, mit neuen Anklagen gegen den Vice-König hervorzutreten, den er beschuldigte, sich alle Befugnisse des

höchsten Rathes und der Audienza anzumaßen und sich gegen die Spanier, Indianer und Neger die gröblichste Ungebühr zu erlauben.

Was die Neger anbetrifft, so hatte Don Diego durch die strenge, oft wohl grausame, Behandlung derselben in seinen Zuckerplantagen sie zu solcher Erbitterung gereizt, daß im Dec. 1522 der erste Aufstand derselben auf Haiti ausbrach. Durch rasche Maßregeln und abschreckende Hinrichtungen gelang es Don Diego die Empörer zu bezwingen, allein er hatte hierdurch auch seinen Feinden neue Veranlassung zur Anklage gegen ihn gegeben. Der Rath von Indien erließ im Jahre 1523 ein, in sehr strengen Ausdrücken abgefaßtes Schreiben an ihn, worin ihm, unter Androhung des Verlustes seiner Titel und Privilegien, die Weisung ertheilt wurde, die von ihm eingeführten Neuerungen zu widerrufen und die früher bestandenen Einrichtungen wieder in Kraft zu setzen. Man verfuhr mit so wenig Schonung gegen ihn, daß man dieses Schreiben öffentlich bekannt machte und die Aufforderung hinzufügte, daß ein jeder befugt sei, auf die pünktliche Erfüllung dieses Befehls zu achten.

Bald darauf erhielt D. Diego ein zweites Schreiben des Rathes von Indien, worin er aufgefordert wurde, sogleich und ohne weiteren Befehl abzuwarten, nach Spanien zurückzukehren, um über die gerügten Mißbräuche Auskunft und über eine bessere Behandlung der Indianer Rath zu ertheilen.

Ungesäumt leistete er dem Befehl Folge, kehrte nach Spanien zurück und es gelang ihm, sich vor dem Kaiser selbst, der in Vittoria Hof hielt, vollständig zu rechtfertigen. Obschon aber Carl V. ihm Gerechtigkeit und Genugthuung zu gewähren versprach, so blieb es auch diesmal bei bloßen Versprechungen. Endlich erreichte er wenigstens dies, daß zur Abfassung eines Spruches in seinem Prozeß eine Commission niedergesetzt wurde, welche aus dem Erzkanzler, Pater Loyasa, Beichtvater des Kaisers und Präsidenten des königl. Gerichtshofes von Indien und aus einer Anzahl anderer höherer Hof- und Staatsbeamten bestand. Die Acten des Prozesses waren zu zahlreichen Bänden angewachsen und es verging nun wiederum eine geraume Zeit, bevor ein jedes Mitglied der Commission sich von dem Inhalte derselben unterrichtet hatte. Hierzu kam noch, daß mehrere Mitglieder zu dem Hoflager des Kaisers gehörten und diesen durch die Provinzen und Königreiche Spaniens begleiten mußten. Auch hierin theilte Don Diego das Schicksal seines Vaters, daß er als Bittsteller dem Hofe von Stadt zu Stadt folgte, von Vittoria nach Burgos, Valladolid, Madrid und Toledo. Zwei Jahre waren vergangen, ohne daß Don Diego einen Spruch in seiner Angelegenheit erhalten konnte. Der Kaiser begab sich im December 1525 von Toledo nach Sevilla, und der Vice-König entschloß sich, ihm, obschon seine Gesundheit von einem schleichenden Zehrfieber heftig erschüttert war, zu folgen. Gegen den Rath des Arztes und seiner Freunde trat er d. 21. Febr. 1526

die Reise von Toledo nach Sevilla an. Er hoffte viel von den Wirkungen eines wunderthätigen Muttergottes-Bildes, welches sich in der Kirche unserer lieben Frauen zu Guadalupe auf dem Wege nach Sevilla befand.

Am Tage seiner Abreise fühlte er sich so krank, daß er zuvor nach einem Priester schickte, beichtete und das Abendmahl nahm. Nur langsamen Schrittes durften die Maulthiere, welche seine Sänfte trugen, geführt werden; nach sechsstündiger, beschwerlicher Reise erreichte er Montalban, wo er sich genöthigt sah, in einer armseligen Herberge Aufnahme zu suchen. Sein Zustand verschlimmerte sich und am 23. Februar starb Don Diego Colon, Admiral, Vice-König und Gobernador von Indien, funfzig Jahr alt, in einem abgelegenen Wirthshause, ohne Beistand von Freunden und Verwandten, fern von seiner Gemahlin und seinen Kindern, welche er in San Domingo zurückgelassen hatte.

Er hinterließ zwei Söhne: Luis und Cristobal und drei Töchter: Maria, später mit Don Sancho de Cordova; Juana, später mit Don Luis de Cuera; und Isabella, später mit Don Giorge de Portugal, Grafen von Gelves, vermählt; außerdem hatte er noch einen außerehelichen Sohn: Cristoval.

Die verwittwete Vice-Königin suchte, sobald sie die traurige Nachricht von dem Tode ihres Gemahls erhalten hatte, dem ältesten Sohne das Majorat und die Titel des Vaters, den anderen Kindern aber das ihnen zukommende Erbtheil

zu sichern. Sie war von so unternehmendem Charakter, daß sie selbst Anstalten traf, eine Armada auszurüsten, um sich in den Besitz der reichen Goldminen von Veragua zu setzen und das dortige Küstenland zu colonisiren.

Der Statthalter von Española berichtete darüber an den Kaiser und dieser erließ den Bescheid: die Vice-Königin solle dergleichen Unternehmungen unterlassen, bis ermittelt sein würde, ob sie Ansprüche auf jenes Land habe, und die Entscheidung in dem Prozesse ihres verstorbenen Gemahls wider den Fiscus abwarten. Um diese Entscheidung endlich zu erlangen, entschloß sich die Vice-Königin zur Heimreise nach Spanien. Der Kaiser befand sich in Deutschland, doch war die Kaiserin in Spanien zurückgeblieben und bei ihr fanden die Klagen der tiefbetrübten und gekränkten Wittwe Gehör. Sie konnte indessen nur so viel erlangen, daß der Kaiser ihrem ältesten Sohne Luis, der damals sechs Jahr alt war, den Titel und die Einkünfte eines Admirals verlieh; der eines Vice-Königs von Indien wurde ihm verweigert, obwohl seinem Vater eben so wie seinem Großvater ein erbliches Recht darauf ertheilt worden war. Allein nicht das Recht, die Ehre und der Gewinn wurden von der spanischen Krone den Nachkommen des großen Entdeckers als unverkümmertes Erbtheil zuerkannt, nur die Verleumdung, die Sorgen und der Prozeß blieben ihnen unverkürzt, und wie der Großvater und Vater, so sah sich nun auch der Enkel genöthigt, dem Hofe von Stadt zu Stadt als Bittsteller und Bettler zu folgen.

Da es Don Luis auf keine Weise gelang, einen förmlichen Spruch des königlichen Gerichtshofes in seinen Angelegenheiten zu erlangen, mußte er sich mit einem Vergleiche begnügen, welchen die Krone im Jahre 1540 mit ihm abschloß und worin ihm, unter sehr eingeschränkten Vollmachten, die Stelle eines „General-Capitains von Española" ertheilt wurde. Er schiffte sich dahin ein, um sein königliches Patent dort geltend zu machen, allein niemand hatte Befehl, ihn anzuerkennen und sein Aufenthalt wurde ihm so verleidet, daß er sehr bald zurückkehrte. In einem zweiten Vergleiche mit der Krone verzichtete er auf seine Ansprüche als Vice-König von Indien und begnügte sich mit dem Titel eines „Herzogs von Veragua, Marqués von Jamaica." Das Anrecht auf seinen Antheil an den Einkünften aus Indien, welche Columbus so hoch anschlug, daß er einen Kreuzzug damit auszurüsten gedachte, gab Don Luis für eine jährliche Rente von eintausend Dublonen (fünftausend Thaler) hin.

Don Luis starb bald darauf, hinterließ zwei Töchter: Felipa und Maria und einen außerehelichen Sohn Cristoval. Als Erbe des Majorats, welches jetzt nur in dem Titel eines Herzogs von Veragua und einem Jahrgehalt von eintausend Dublonen bestand, trat Diego Colon, der Sohn Cristovals, eines Bruders D. Luis, auf. Seine Rechte wollten die Töchter D. Luis nicht anerkennen und da Maria in das Kloster St. Quirce gegangen war und den Schleier genommen hatte, führte für sie diese fromme Stif-

tung den Prozeß. Don Diego machte seiner Base Feliva den Antrag, den Proceß dadurch zu beendigen, daß sie sich heiratheten; sie willigte ein und nun wurde auch Maria, die Nonne, zufrieden gestellt.

D. Diego starb 1578, ohne Kinder zu hinterlassen; mit ihm erlosch der Mannsstamm des berühmten Entdeckers.

Hierdurch ward für alle, welche irgend ein Anrecht an das, wenn auch jetzt nur unbedeutende Majorat des Herzogs von Veragua zu haben vermeinten, ein weites Feld zu prozessualischen Kämpfen eröffnet. Die verschiedenen Parteien, welche vor den Schranken erschienen, waren:

1. Francisca, älteste Schwester D. Diego's;
2. die Kinder Maria's, zweiter Schwester desselben;
3. Bernardo Colombo von Cogoleto, Nachkomme des Adelantado Bartolomeo Colon;
4. Baldasser Colombo, Besitzer von Cuccaro und Conzano in dem Herzogthum Monferrat in Savoyen.

Dieser Letztere war ein italienischer Abenteurer, welcher durch einen von ihm erfundenen Stammbaum und durch erlogene Eide eines Mönchs den Beweis zu führen unternahm, daß Christofero Colombo, der Entdecker, auf dem Schlosse Cuccaro geboren sei, dessen damaliger Besitzer Dominico Colombo sein Vater gewesen. Nun war aber dieser Dominico nach den eigenen Angaben des Abenteurers bereits im Jahre 1456 gestorben, während durch Documente festgestellt werden konnte, daß Dominico Colombo, der Vater des Entdeckers, noch in dem Jahre 1496 gelebt hatte.

Der Prozeß, welcher ein dreißigjähriger Federkrieg genannt werden kann, wurde von dem Rathe von Indien durch einen Spruch vom 2. Dec. 1608 dahin entschieden, daß, da die männliche Linie Cristoval Colon's erloschen, der Enkel Isabella's, der dritten Tochter des Vice-Königs D. Diego's (Sohnes des Entdeckers), **Don Nuno Gelves de Portogallo**, der Majorats-Erbe sei. Er nahm den Familiennamen Colon an und ihm wurden die Titel: „**Duca de Veragua, Marqués de Jamaica y Almirante de las Indias**" zuerkannt.

Sein Geschlecht blüht noch in Spanien und man darf dem jetzt lebenden Herzoge von Veragua nachrühmen, daß er für die Erhaltung des Namens und Ruhmes seiner großen Vorfahren durch Sammlung und Bekanntmachung wichtiger historischer Documente auf eine würdige Weise Sorge getragen hat.

Ende.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Der Prozeß, welcher ein dreißigjähriger Zeitraum genannt werden kann, wurde von dem Rathe von Indien durch seinen Spruch vom 2. Dec. 1608 dahin entschieden, daß, da die männliche Linie Christoph Colon's erloschen, der Enkel Isabella's, der dritten Tochter des Vice-Königs D. Diego (Sohnes des Entdeckers), Don Nuno Gelves de Portogallo, der Majorats-Erbe sei. Er nahm den Familiennamen Colon an und ihm wurden die Titel: „Duca de Veragua, Marques de Jamaica y Almirante de las Indias" zuerkannt.

Sein Geschlecht blüht noch in Spanien und man darf dem jetzt lebenden Herzoge von Veragua nachrühmen, daß er für die Erhaltung des Ruhms und Andenkens seines großen Vorfahren durch Sammlung und Bekanntmachung wichtiger historischer Documente auf eine würdige Weise Sorge getragen hat.

Ende.

Bayerische Staats-Bibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Förster, Fr.

Christoph Columbus der Entdecker der neuen Welt Ein Volksbuch zur Belehrung und Unterhaltung. Bearbeitet nach den besten Originalquellen von Fr. Förster. Mit Stahlstichen, Landkarten und Facsimile
Bd.: 3

Leipzig 1842

Biogr. 259 di-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10062531-5